

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft
Journal for Gender, Culture and Society

Uta Brandes, Sigrid Metz-Göckel (Hrsg.) |
Gender und Design – zum vergeschlechtlichten Umgang
mit dem gestalteten Alltag

Melanie Levick-Parkin | The values of being in design: Towards a feminist design
ontology

Katja Becker, Claudia Herling | Der Einfluss von Gender im Entwicklungsprozess von
digitalen Artefakten

Tanja Godlewsky | Visuelle Geschlechterinszenierungen von Musikerinnen

Marta Isabella Reina, Valeria Bucchetti | A didactic tool for gender-sensitive practices in
design education

Michelle Christensen, Florian Conradi | Open-source cyborgs and DIY data: Chances and
challenges for a democratisation of gender

Sabine Stange | Geschlecht in den Debatten der Heimkampagne von 1969

Stefan Raadts-Misegaes | Stop faking good! Wie Männer von Psychotherapie profitieren

Sana Chavoshian | Challenges for gender equality: Women's religious circles in post-
revolutionary Iran

3 | 17

GENDER

**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Heft 3

9. Jahrgang 2017

ISSN 1868-7245

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft****Gender und Design – zum vergeschlechtlichten
Umgang mit dem gestalteten Alltag**

Uta Brandes, Sigrid Metz-Göckel	Vorwort	7
------------------------------------	---------	---

Schwerpunkt

Melanie Levick-Parkin	The values of being in design: auf dem Weg zu einer feministischen Ontologie des Designs	11
Katja Becker, Claudia Herling	Der Einfluss von Gender im Entwicklungsprozess von digitalen Artefakten	26
Tanja Godlewsky	Visuelle Geschlechterinszenierungen von Musikerinnen	45
Marta Isabella Reina, Valeria Bucchetti	Methodische Vorschläge zur Einführung einer gendersensiblen Praxis in der Designausbildung	65
Michelle Christensen, Florian Conradi	Open-Source-Cyborgs und DIY-Daten: Chancen und Herausforderungen für Geschlechterdemokratisierung	81

Offener Teil

Sabine Stange	Geschlecht in den Debatten der Heimkampagne von 1969	91
Stefan Raadts- Misegaes	Stop faking good! Wie Männer von Psychotherapie profitieren	105
Sana Chavoshian	Herausforderung für Geschlechtergleichheit: religiöse Frauenzirkel im postrevolutionären Iran	117

Tagungsberichte

Kathrin Peltz	Gender – Vielfalt – Demokratie. Bedrohungen durch Rassismus und Populismus. Tagung am 23. und 24.06.2017 an der Evangelischen Akademie Tutzing	133
---------------	--	-----

Rezensionen

Waltraud Cornelißen	Sven Lewandowski/Cornelia Koppetsch (Hrsg.), 2015: Sexuelle Vielfalt und die UnOrdnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Geschlechter	139
Cornelia Hippmann	Michaela Katzer/Heinz-Jürgen Voß (Hrsg.), 2016: Geschlechtliche, sexuelle und reproduktive Selbstbestimmung. Praxisorientierte Zugänge	142
Sabine Klinger	Birgit Bütow/Lena Eckert/Franziska Teichmann, 2016: Fachkulturen als Ordnungen der Geschlechter. Praxeologische Analysen von Doing Gender in der akademischen Lehre	145
Lisa Malich	Helga Krüger-Kirn, 2016: Die konstruierte Frau und ihr Körper: Eine psychoanalytische, sozialwissenschaftliche und genderkritische Studie zu Schönheitsidealen und Mutterschaft	148
Frauke Grenz	Nadine Baltzer/Florian Cristobal Klenk/Olga Zitzelsberger (Hrsg.), 2017: Queering MINT. Impulse für eine dekonstruktive Lehrer_innenbildung	151

GENDER**Journal for Gender,
Culture and Society****Gender and design – A gendered approach to
everyday design**

Uta Brandes, Sigrid Metz-Göckel	Introduction	7
------------------------------------	--------------	---

Essays

Melanie Levick-Parkin	The values of being in design: Towards a feminist design ontology	11
Katja Becker, Claudia Herling	The influence of gender on the development of digital artefacts	26
Tanja Godlewsky	Visual performances of gender by female musicians	45
Marta Isabella Reina, Valeria Bucchetti	A didactic tool for gender-sensitive practices in design education	65
Michelle Christensen, Florian Conradi	Open-source cyborgs and DIY data: Chances and challenges for a democratisation of gender	81

Essays: Open Part

Sabine Stange	Gender in the debates of the 1969 campaign against residential care institutions	91
Stefan Raadts- Misegaes	Stop faking good! How men benefit from stationary psychotherapy	105
Sana Chavoshian	Challenges for gender equality: Women's religious circles in post-revolutionary Iran	117

Conference Proceedings

Kathrin Peltz	Gender – diversity – democracy. Threats posed by racism and populism. Conference, 23–24 June 2017, Protestant Academy of Tutzing	133
---------------	--	-----

Book Reviews

Waltraud Cornelißen	Sven Lewandowski/Cornelia Koppetsch (Hrsg.), 2015: Sexuelle Vielfalt und die UnOrdnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Geschlechter	139
Cornelia Hippmann	Michaela Katzer/Heinz-Jürgen Voß (Hrsg.), 2016: Geschlechtliche, sexuelle und reproduktive Selbstbestimmung. Praxisorientierte Zugänge	142
Sabine Klinger	Birgit Bütow/Lena Eckert/Franziska Teichmann, 2016: Fachkulturen als Ordnungen der Geschlechter. Praxeologische Analysen von Doing Gender in der akademischen Lehre	145
Lisa Malich	Helga Krüger-Kirn, 2016: Die konstruierte Frau und ihr Körper: Eine psychoanalytische, sozialwissenschaftliche und genderkritische Studie zu Schönheitsidealen und Mutterschaft	148
Frauke Grenz	Nadine Baltzer/Florian Cristobal Klenk/Olga Zitzelsberger (Hrsg.), 2017: Queering MINT. Impulse für eine dekonstruktive Lehrer_innenbildung	151

Gender und Design – zum vergeschlechtlichten Umgang mit dem gestalteten Alltag

Uta Brandes, Sigrid Metz-Göckel

Die Welt ist gestaltet, sie besteht aus Design, und sie braucht verbessertes, neues Design – ein möglichst kluges, möglichst elastisches, also für den Gebrauch vielfältig und divers zu nutzendes. Die Relevanz von Design für das sozio-kulturelle und das ökonomische Dasein setzt sich im gesellschaftlichen Bewusstsein allmählich durch, aber ein substanzielles Problem ist bisher noch kaum diskutiert, nämlich die ebenso großzügig wie engstirnig übersehene Tatsache, dass die komplex-komplizierten Geschlechterverhältnisse im Design bislang ignoriert werden. Was in vielen anderen Wissenschaftsbereichen bekanntlich seit langem qualifizierter Bestandteil des Diskurses ist und in mannigfaltiger Weise empirische Alltagspraktiken reflektiert, bleibt im Design nach wie vor zutiefst defizitär, sowohl in Theorie und Forschung als auch (und erst recht) in der gestalterischen Praxis. Das ist vor allem deshalb irritierend, weil Design den gewöhnlichen Alltag überall und jederzeit begleitet¹ und damit auch die handelnden Subjekte beeinflusst. Kein Augenblick, in dem wir nicht mit gestalteten Dingen, Zeichen, Dienstleistungen analoger und digitaler Art konfrontiert sind und agieren.² Im Design werden unproblematisierte oder Geschlechteraspekten gegenüber unaufmerksame und nicht selten sogar ablehnende Positionen gern mit dem Hinweis auf die dem „guten“ Design inhärente „Neutralität“ geäußert. Diese ergebe sich aus Funktionalität, Materialauswahl und -gerechtigkeit, Nachhaltigkeit, ästhetischer Anmutung und anderen Bestandteilen des Designprozesses sozusagen notwendig von selbst. So unbestritten dies bedeutsame Faktoren bei der Herstellung von Artefakten sind, so sehr können solche Argumente jedoch ideologische Legitimationen für die angebliche Irrelevanz der Kategorie Geschlecht im Kontext der Designforschung und der Prozess- und Produktenwicklung sein.

Die Prozesse, Objekte und Zeichen, mit denen wir permanent konfrontiert sind – entweder erzwungenermaßen oder freiwillig –, sprechen zu uns immer bereits vergeschlechtlicht. Diese Kommunikation ist hoch komplex und funktioniert nach dem klassischen Double-Bind-Muster: Die Artefakte versuchen mit allen Mitteln, unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Sie dienen sich uns an, suchen uns zu verführen, mühen sich, ihren Nutzen unter Beweis zu stellen – und wir reagieren als vergeschlechtlichte Wesen auf sie. Vorstellungen über Nutzen, Anmutung, Funktion und emotionale Anbindungen an Objekte sind unausweichlich durch die Kategorie Geschlecht konturiert. Ein und dasselbe Artefakt kann in Bedeutung, Wertigkeit und vorgestelltem Nutzen höchst unterschiedliche Reaktionen und Bewertungen im Kontext von Geschlechterdiversität hervorrufen. Die üblichen, meist abstrakt-quantitativen Erhebungen der Markt-, Meinungs- und Trendforschung sowie die zahlreichen Marketingstrategien und deren Ziel-

- 1 Vgl. Norman, Donald A. (1996). *Dinge des Alltags*. Frankfurt/Main, New York: Campus; Norman, Donald A. (2005). *Emotional Design – Why we love (or hate) everyday things*. New York: Basic.
- 2 Vgl. Bal, Mieke (1994). „Telling Objects: A Narrative Perspective on Collecting“. In John Elsner & Roger Cardinal (Hrsg.), *The Cultures of Collecting* (S. 97–115). London: Reaktion Books.

gruppenbestimmung haben bisher weder zu einer adäquaten Auseinandersetzung mit sozialen und kulturellen Geschlechterkonstruktionen noch zur Vermeidung klischeehafteter Konzepte bei der Entwicklung und Vermarktung von Produkten beigetragen.

Das Konzept eines gendersensiblen, multidisziplinären Ansatzes in der Designausbildung, der Designforschung und der professionellen Designpraxis muss das Geschlecht der Menschen als Gestaltende und Nutzende und die Geschlechtersprache der Objekte sowie deren Interaktion einschließen. Die Einbeziehung der Genderperspektive soll in diesem Heft an exemplarischen Projekten und methodischen Herangehensweisen verdeutlicht werden (die notwendig nur einige Facetten des Diskurses benennen). Diese versetzt in Erstaunen, fördert Verborgenes zutage und zeigt Defizite in der Recherche, Konzeption und im Designprozess auf. Gleichzeitig ermöglicht die systematische, qualitativ-empirische und theoretische Erforschung der Genderimplikationen klügeres, innovatives Design; ein Design, das sich nicht lediglich im Status quo von Vermarktung und Konsum konventionalisiert, sondern antizipatorisch am Horizont agiert.

Dieses Heft gibt eine Einführung in die Designforschung, in interne Debatten und eine kritische Auseinandersetzung mit der Ausbildungspraxis im Design. Design durchzieht alle Lebensbereiche, denn unsere gesellschaftliche Umgebung ist geprägt von visuellen Hierarchisierungen und Selbstermächtigungen. Dies wird in den folgenden Beiträgen kritisch beleuchtet. Während Designausbildung und Designindustrie in ihrer gegenwärtigen Form die hierarchischen Geschlechterverhältnisse in der neoliberalen Gesellschaft in aller Regel reproduzieren, werden in diesem Heft Alternativen und vor allem genderbezogene Analysen und Projekte vorgestellt. Thematisiert wird ein grundlegend anderes Verständnis von Design, wozu zwingend auch Genderaspekte, z. B. Geschlechterstereotypierungen gehören.

Der Beitrag von *Melanie Levick-Parkin* schlägt einen großen Bogen von einer gesellschaftstheoretischen Einbettung der Gestaltung zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der Ausbildungspraxis im Design. Die Designausbildung orientiere sich ausschließlich an den Erfolgreichen in der Designindustrie (denjenigen ‚who make it‘) und verschließe sich gegenüber allen, die ihr Studium aufgeben oder in anderen Bereichen arbeiten würden, aber sehr wohl kreativ seien. Das Praxisverhältnis von Design in der neoliberalen kapitalistischen Gesellschaft reproduziere Geschlechterstereotype, wohingegen andere Formen, mit Design umzugehen oder zu leben, ignoriert würden. Das in den Reflexionshorizont zu rücken, sollte der Ausgangspunkt einer feministischen Ontologie des Designs sein. Levick-Parkin erläutert, wie sich das kapitalistische, gleichwohl ‚unsichtbare‘ Wertesystem auf das Design und dessen Protagonist_innen auswirkt,³ unterstützt durch das der Designpraxis notwendig innewohnende embodiment.

Katja Becker und *Claudia Herling* befassen sich in ihrem Beitrag *Der Einfluss von Gender im Entwicklungsprozess von digitalen Artefakten* mit der Gestaltung von Produkten, die gezielt ein Geschlecht adressieren, z. B. Pinkisierung (im Hinblick auf Persona-Entwicklung/Typenbildung und einzelne Gestaltungselemente wie Farben und Schrift). Gendermarketing⁴ im Design richte sich bisher ‚automatisch‘ an Geschlechterstereotypen aus, die individuellen Genderidentitäten und der fluiden Variabilität von

3 Bauhardt, Christine (2013). Wege aus der Krise? Green New Deal – Postwachstumsgesellschaft – Solidarische Ökonomie: Alternativen zur Wachstumsökonomie aus feministischer Sicht. *GENDER*, 5(2), 9–26.

4 Vgl. Moss, Gloria (2009). *Gender, Design and Marketing*. Hants, Burlington: Gower.

Geschlechterkonstruktionen meist nicht entsprechen. Mit Blick auf theoretische Dekonstruktionsdebatten problematisieren die Autorinnen die Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit, Hierarchisierung und Homogenisierung von Männern und Frauen sowie den Ausschluss derjenigen, die sich in den binären Geschlechterkategorien nicht wiederfinden. Beispielhaft werden geschlechtsneutrale, genderspezifische und gendersensible Entwürfe vorgestellt und ausgewählte populäre Websites (Google-Startseite, das (schwedische) Webangebot Stardoll und der BBC iPlayer) unter Genderaspekten diskutiert.

Tanja Godlewsky analysiert die *Visuellen Geschlechterinszenierungen von Musikerinnen* und zeigt, wie diese (in Eigenregie) mit den Geschlechterzuschreibungen umgehen, da sie ihre Selbstdarstellung und Werkpräsentation über die sozialen Medien selbst gestalten können. Vorgestellt werden Musikerinnen, die ihre Selbstdarstellung auf irritierende, die Geschlechtergrenzen verwischende Weise präsentieren. Diese Künstlerinnen veranschaulichen die theoretische Diskussion zur Dekonstruktion der Geschlechterdualität um sehr konkrete gelebte Praxisbeispiele. Für die Leser_innen, die mit den theoretischen Diskussionen in diesem Bereich noch nicht vertraut sind, können die Beispiele sehr aufschlussreich und augenöffnend sein.

Marta Isabella Reina und *Valeria Bucchetti* stellen in ihrem Beitrag ein didaktisches Tool vor, das sie in einem aktivierenden Forschungsprojekt mit Designstudierenden entwickelt haben und in die Ausbildung integriert sehen wollen. Das methodische Verfahren ermöglicht es, die impliziten Geschlechtervorstellungen von Designstudierenden empirisch zu erfassen und weitere Daten zu erheben. Die Ergebnisse manifestieren eine unbewusst sehr polare und stereotype Vorstellung von Frauen und Männern, die kritisch reflektiert wird.

Michelle Christensen und *Florian Conradi* schließen den Scherpunkt mit einem theoretisch reflektierenden Beitrag zur allseitigen Machbarkeit und Entprofessionalisierung von Design. Sie gehen von ‚ontological politics‘ aus, einem Rückkoppelungsprozess im Kontext intelligenter technologischer Produkte wie Smart-Handys und Smart-Häusern („what we design designs us back“), der die Grenzen zwischen dem Menschlichen und Sächlichen, dem Natürlichen und Künstlichen verwischt und beides ineinander verwebt. Die Autor_innen dehnen den Begriff Design auf alle hergestellten Produkte einschließlich des menschlichen Körpers aus,⁵ vom Designer-Baby bis zum gestalteten Tod („gendering and being gendered by design“, S. 83). Die Betonung einer Designontologie ist mit einem Verständnis von Materialität verbunden, das Kontingenz, Fluidität und Differenz in den Materialitätsbegriff aufnimmt, sodass von einem ‚new materialism‘ die Rede ist. „This, in turn, brings into play nodes and networks, performances and assemblages, as well as human–nonhuman and organic–nonorganic hybrids“ (Escobar 2010, S. 83). Von dieser Position als Akteur_innen oder Koproduzierende des Designs aus plädieren sie für eine ‚hacking culture‘, die provoziert und (mithilfe technischer Instrumente) die Vorstellung von alltäglichen Tätigkeiten wie Gehen und Schreiben irritiert. Sie berichten von einer Bewegung der Demokratisierung in

5 Haraway, Donna J. (1995). „Ein Manifest für Cyborgs“. In Donna J. Haraway, *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen* (S. 33–72). Frankfurt, New York: Campus. Haraway, Donna J. (2003). *The Companion Species Manifesto: Dogs, People, and Significant Otherness*. Chicago: Prickly Paradigm.

Design und Technologie, die womöglich dazu beitragen könnte, die stillschweigende Reproduktion der Genderhierarchie und -dualität aufzulösen.

Offener Teil

Den Offenen Teil dieser Ausgabe eröffnet der Beitrag von *Sabine Stange*, die sich mit Geschlecht in den Debatten der Heimkampagne Ende der 1960er-Jahre beschäftigt. Auf der Basis von schriftlichem Archivmaterial untersucht die Autorin, welche Bedeutung Geschlecht in Verhandlungen um Arbeitsaufgaben und Erscheinungsbilder der jungen Frauen und Männer zukommt, die in dieser Zeit in den umstrittenen Einrichtungen untergebracht waren. In exemplarischen Textanalysen und inspiriert von einer wissenssoziologischen Perspektive fragte sie, wo Vorwürfe gegenüber den Einrichtungen bzw. Reaktionen auf die geäußerte Kritik auf geschlechtsbezogene Deutungsmuster zurückgreifen und wie sich darin die Verflechtung von Normalität und Geschlecht zeigt.

Im Mittelpunkt des Aufsatzes von *Stefan Raadts-Misegaes* steht *faking good* als dysfunktionales Verleugungsverhalten von Männern, um in der Gesellschaft funktionsfähig zu erscheinen und so Schamgefühle zu vermeiden. Grundlage ist eine Studie mit über 1 600 Patientinnen und Patienten einer deutschen Klinik für Psychotherapie und Psychosomatische Medizin, die zu Beginn und am Ende einer Therapie befragt wurden. Vor dem Hintergrund dieser Auswertung fragt der Autor, wie Männer von Psychotherapie profitieren können.

Sana Chavoshian widmet sich in ihrem Beitrag religiösen Frauenzirkeln im postrevolutionären Iran und deren spezifischen Ritualen. Vor dem Hintergrund einer Analyse von Dynamiken innerhalb dieser Zirkel diskutiert die Autorin, welche zivilgesellschaftliche Bedeutung dem religiösen Handeln in weiblichen Pietätszirkeln zugesprochen und inwiefern es als Reproduktion von Geschlechterhierarchien oder als Ausdruck von Selbstbestimmung verstanden werden kann.

Die Ausgabe wird durch einen Bericht zur Konferenz „Gender – Vielfalt – Demokratie“ in Tutzing und durch fünf Besprechungen aktueller Neuerscheinungen aus der Frauen- und Geschlechterforschung abgerundet.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachter_innen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise und Rückmeldungen unterstützt haben.

Schwerpunkt

Melanie Levick-Parkin

The values of being in design: Towards a feminist design ontology

Zusammenfassung

The values of being in design: auf dem Weg zu einer feministischen Ontologie des Designs

Der Beitrag kritisiert die Art und Weise, in der die gegenwärtige, westliche Ontologie des Designs konstruiert ist, und lotet dabei aus, wie diese das Verständnis von weiblicher Kreativität formt und auf diese Weise das Leben von Frauen beeinflusst. Ausgehend von der persönlichen Erfahrung, Designstudientinnen auszubilden, zielt der Beitrag darauf, die vielfältigen Formen eines seinem Wesen nach unsichtbaren patriarchalen und zugleich kapitalistischen Wertesystems aufzudecken und aufzuzeigen, wie dieses uns – mithilfe von für die Designpraxis essentiellen Prozessen der Verkörperung – als Designer*innen prägt. Zugleich zielt der Beitrag auf eine „De-Designation“ (de-design) unserer Ontologie als Designer*innen mithilfe feministischer Epistemologien und Praxen, die Fragen des durch Design initiierten Wandels in einem Stadium der kritischen Plastizität enthalten, nicht zuletzt durch die Bezugnahme auf soziopolitische, sozioökonomische und ökologische Ethiken, in denen das Problem vergeschlechtlicher Ausschlüsse zentral verhandelt wird.

Schlüsselwörter

Verkörperte Werte, Design, Kritik, patriarchaler Kapitalismus, feministische Ontologie des Designs

Summary

This article critiques the way in which contemporary western design ontology is constructed, why this affects conceptions of female creative practice and how this impacts on women's lives. Starting with a personal account of educating female designers, the article aims to unpack the different ways in which ontologically invisible patriarchal and capitalist value systems act on us as designers, aided by processes of embodiment which are essential to design practice. It calls for the "de-designing" of our ontology as designers through feminist epistemologies and practices which keep questions about transformations, futued by design, in a state of critical plasticity by attending to socio-political, socio-economical and ecological ethics whilst keeping issues of gender exclusion at its core.

Keywords

embodied values in design, critiques of patriarchal capitalism, feminist design ontology

1 On asking for "more"

Asking for a feminist design ontology may be considered by some as a bit preposterous. Why not just a feminist design methodology or approach? But if we consider ontology as a theory of being and of reality: the nature of existence, – the need to re-shape

this existence through radical epistemologies becomes more apparent, considering the central tenet of my critique: That design's situatedness in contemporary western design ontology, governed by patriarchy and capitalism, presents an entrapment which curtails our very ways of knowing in design. I thus construct my arguments on the basis of Stanley's and Wise's feminist position that "the relationship between feminist epistemology and feminist ontology is one which positions ontology as the foundation: being or ontology is the seat of experience and of theory and knowledge" (Stanley/Wise 1993: 192) and envelope my discussion in the call to move towards a feminist design ontology which puts into service the plasticity of feminist epistemological contestations.

2 Is it war? I felt like I kept sending them "over the top"

I will start this article with my own, personal account of how it feels, as a female design educator, to prepare female students for the creative industry. As a feminist design researcher I place importance on situated, lived experience, which includes positioning myself in my writing. It is a partial reality and it is not neutral:

I entered academia after spending a number of years in the creative industry as an art director, having studied visual communication design at university. As I started to teach I wanted to make sure that my female students were well equipped to deal with the gender biases they might face once they enter the industry and that my male students would have an understanding of these biases and would hopefully not become part of reproducing them. Over the years I ended up with a broad network of alumni in the industry, and with each new cohort we would go and find the ones who had "made it" in various places. I never exposed them to the ones who "didn't make it", even though some of them were friends. I am ashamed of that. The ones we visited would talk to students about their journey into industry, the hardships and the joys of being young creatives, and they would give tips on how to "become" a designer. This is common practice within design education and is seen as a vital component when it comes to initiating students into the discipline. I was particularly proud of the female students who had "made it". I would often meet former students later for lunch or dinner, to catch up and get a more intimate update on how they were doing.

And I started to get particular stories from particular former students. Female former students.

- How a female who was part of a male/female creative team was in a design pitch and was the only woman in the room. The client handed her his coat and told her what he wanted to drink, assuming she was a PA. This happened in the last decade, not in the 1950s.
- How an award-winning female/female creative team were earning so little as a junior team that with the high rents in the capital they barely had enough money left to eat each month. Remembering my lectures on the importance of "being brave" as women to ask for more money for your work, they went to their creative director to ask to be paid the same amount as the male junior teams. They were told that it wasn't a case of gender discrimination, but that they just didn't seem as "hungry"

as the other junior teams and, no, they were not getting a rise and in any case they shouldn't have been discussing their wages with other people.

- How after having presented a professional, enthusiastic front to visiting students, afterwards in the pub a female designer broke down and sobbed, saying: "I can't live like this anymore!" She went on to say how the few senior women at the agency were either complete bitches or lonely alcoholics, sometimes both, and she could not see herself *being* in the industry in the future.

Is it war? I felt like I kept sending them "over the top". Some of these women stayed in the industry and changed jobs; some of them left altogether. These are the more extreme examples, which is why they stick in my mind, but over the years they were supported and supplemented by less dramatic accounts of what it is like to be a woman in the creative industry. What I find strange in hindsight is that it took me ages to fully acknowledge that these were not isolated instances of people being horrible or agencies being a bit male dominated, but that it is systemic and structural. I think I was in denial, because after all I had been taught by, and worked with, lots of lovely, creative, sensitive and supportive men and it also went against my deep-held belief that a woman could do whatever a man could if she tried hard enough. And then there were always also examples of women who did very well, which made the whole thing more opaque and difficult to untangle.

But these young women's experiences also meant that I had to confront my own darker experiences of being in the industry as a young female creative:

- Like the time I and my male copywriter won an important pitch and the agency team gathered around him afterwards, and there was much backslapping and congratulating of him on his brilliant work. He never let on that I had come up with the concept, and I felt it would be rude to point it out and that knowing myself that I had done well should be enough.
- And the time my creative director told me, when I was pregnant, that he thought women with babies shouldn't work. He's entitled to his opinion, I thought, and hoped it implied he was criticising maternity leave, which at the time was very short.
- That time when, having had to return to work when my son was only five months old, an account handler wrote an email to my line manager complaining that I hadn't shown enough enthusiasm for an A5 fold-over flyer he was briefing me on.
- That time when I was included in a round of redundancies, just after I had applied to go part-time under new legislation for parents which had just come into force.

I have always felt that these things happened to me because I hadn't proven myself enough, that I hadn't been my best. Deep down I still feel like that.

Failure individualized and accepted.

What forces me to view it differently, at least intellectually, is witnessing what so many of my female students had to go through.

I knew them to be brilliant, smart, talented and hard-working. They had excelled academically, won international student competitions and got desirable placements based on their creative portfolios. Who they were as people did not change when they entered the industry, but they entered an environment in which many of them could not

thrive. And I had helped put them there. I thought it couldn't possibly happen to them, just as I had once thought it couldn't possibly happen to me. What is *it*?

It also forced me to think about those many students, both female and male, who had never made it into the industry – how we don't talk about them to current students, don't invite them to come and talk about their experience of being a creative. There's a big, fat silence around them. What about the ones who did well at university but at some point simply had to take another non-creative job in order to survive? The ones who couldn't afford to do endless rounds of unpaid internships in the hope of getting a "proper" design job? The thing is, I still believe that having had a design education was a good thing for them, no matter what they ended up being. I saw them applying many of the transferable skills we so often talk about in all kinds of ways and I also get the impression that while they were studying they did feel like they were given equal status. But I think the way we transmit what being a designer is all about is entirely limited to whether they can "make it". They embody that, and their personal sense of failure is theirs to deal with if they don't "make it".

On a study trip whilst still a student myself, I remember having a drunken argument with one of my tutors about how I felt that "they" constantly transmitted that the only way "they" would consider us to be a success would be if we ended up as practising designers. How I felt that our creative and human worth was measured solely against our potential to "make it". I vaguely recall the tutor arguing that this was not the case at all, but that ultimately that's what they were educating us for: to be designers.

"What is a designer?" – "Someone who works in the design industry."

"What is design education?" – "Teaching someone to work in the design industry."

I had no adequate comebacks to that, became part of the transmission of it, and over the years when we discussed it as members of staff we went around in circles. "It's just the way it is," we said.

It's like we collectively lack the language to talk about other ways of being in design. And therein lies the ontological entrapment.

3 Women in design

Many feminist scholars have put their life force into highlighting and criticising how the lack of famous female artist and designers over the centuries can be traced back to a history made and written by patriarchal systems, rather than to the lack of or lack of quality female creative labour (Parker/Pollock 1981; Buckley 1986; Ettinger 2004; de Beauvoir 1979).

Yet after decades of feminist critique and attempts to address equal opportunities issues, and despite female graduates having accounted for 70 % of art & design cohorts in most western countries over the last three decades, these numbers continue to be reversed when one seeks out those female design graduates a decade later. In addition, their track record when it comes to holding high-profile positions in the creative and cultural industries, which are dominated by male practitioners, is even more imbalanced (Mindiola 2010; Maness 2015; Higher Education Statistics Agency 2013; Siddall 2014; Burgoyne 2010).

It should, therefore, come as no surprise that when it comes to the status of women in the field of design the international Gender Design Network (iGDN) states that:

“Female designers do not yet enjoy equal participation in all areas of design: ‘female’ and ‘male’ responsibilities are distributed unequally (following societal clichés) and this means that the potential of the different genders is neither taken into account nor honored appropriately” (International Gender Design Network 2017).

This gender imbalance is by no means restricted to the discipline of design. Micus-Loos et al. (2014) highlight the fact that even in highly developed countries such as Germany and although barriers to educational attainment have been removed, the labour market is divided by gender, both vertically and horizontally: Vertically by the male dominance in upper management positions and horizontally on account of jobs being perceived as female jobs which offer less economic reward and career progression potential (Micus-Loos et al. 2014).

The 2017 European Academy of Design Conference’s keynote speaker line-up was felt by some to be that unbalanced in its representation of citizenship, class, race, sexual orientation, sex, ability and gender identity (“An Open Letter to EAD” 2017) that it inspired an open letter to the chairs and scientific committee, which politely asked that: “The additional barriers and challenges ordinarily faced by practitioners who are not male, white and able should not be perpetuated here, however unintentionally, through lack of foresight when appointing keynote speakers” (“An Open Letter to EAD” 2017). The conference theme for was “Design for Next” and aimed to highlight the importance of “investigating through design research and practice in order to tackle the societal, technological and industrial shifts of the future” (“EAD12|2017 Design for Next” 2017). Who’s “next” will we be using design research for? The conference track themes *did* highlight the need to ask questions about power, diversity and ethics in design. Three out of nine of the tracks were chaired by women, and female names appeared to outnumber male names on the list of speakers, which of course says nothing about people’s gender identity or the diversity of their backgrounds. It is also important to stress here that although visible diverse representation is an important social signal, it does not mean that female speakers should be assumed to be more likely to be raising issues of exclusion in design based on the virtue of their gender. The opposite may very well be the case, as women might be wary of being perceived as “feminist killjoys” (Ahmed 2016) which can make their own professional position more precarious (Foster 2016).

And although there are now a growing number of organisations and practices within design which problematise the role of design in propagating exclusion and oppression (Prado 2014), systemic exclusions are difficult to grasp as they are complex and messy. There is a growing awareness of the lack of visibility of female designers, but this is not just a matter of the invisibility of broad swathes of practising designers. As Julier (2017) points out, we hear even less of those who leave the practice of design altogether to do something else. We hear even less because those who are not included in the discipline of design are “ontologically dead” to the discipline as practitioners.

4 Women “outside” of design

If women who have left the discipline are “ontologically dead” to it, women who have never officially been part of it are even more so. Any material practice which they might have is largely irrelevant in the disciplinary context, even if it culminates in artefact – more so if it is process-focused. If they are lucky, these women might be identified as belonging to craft, but there is a subtle, value-laden difference between *that kind of craft* and the kind of craft designers hold dear. If you are in design you know this, because of the tone of voice we use when we talk about *that kind of craft*.

In broader societal terms, Papanek’s (1971) critique that the over-specialised, expert-driven and consumption-oriented nature of western society excludes the majority of people from even the most basic forms of creative activity to the detriment of their wellbeing and sensory and intellectual faculties still holds to a large extent. This is reflected in the increasingly sidelined and under-valued nature of creative subjects in many contemporary school systems (Robinson 2011). Whilst Sennett (2008) points out that craft, in the sense of form-giving, can be pursued in a very wide variety of pursuits, many others see our predominant situatedness as consumers or users as curtailing our most basic desire to be producers in our own lives (Milev 2013; Ingold 2012; Kjærsgaard/Otto 2012).

Reiterating Papanek’s (1971) critique, Milev (2013) proposes that the very way in which contemporary western design ontology is constructed means that many are excluded from engaging in the process of basic form-giving and meaning-making activities. Importantly, she further highlights the fact that many forms of engagement with production are considered meaningless in disciplinary terms, because the resulting artefacts are considered materially or aesthetically worthless (Milev 2013). These exclusions and de-valuations are not, as such, confined by sex or gender, but they are particularly pertinent to it, because female cultural production and lived experience has been traditionally under-documented because women’s often *process-* rather than *artefact-*focused making-practices are difficult to materialise into established cultural artefacts and are traditionally less valued (Parker/Pollock 1981).

Sennett (2008) and Crawford (2009) provide a theoretical framework for the refusal to leave fundamental human creative making practices to the professionally initiated, by stressing that the desire to participate in meaning-making and form-giving activities is a central aspect of our humanity. This centrality means that people *do* participate in making practices in all kinds of ways (Hackney 2013; Grace/Gandolfo 2014) with or without any knowledge of, or acknowledgement by, the design discipline. But this does not answer questions about the lack of visibility of this cultural production and how it is valued. And if it is neither visible nor valued it will lack power and, with that, true agency within the wider socio-economic sphere. So if women leave the design discipline or do not enter it in the first place, they lose their place at the table, so to speak. Because contemporary western design ontology was raised and resides in, as well as reproduces, patriarchal neoliberal capitalist values and practices (Souleles 2013; Escobar 2013), we need to move towards a feminist design ontology which questions *who designs*, *who produces* and *who consumes* (Manzini 2015), as well as the *how* and *why*, with the explicit aim of addressing issues of gender, privilege and oppression.

5 On “becoming” a designer

Design is the practice of “becoming”, where individuals are cultured into ways of being, seeing and creating which are congruent with the values and practices of contemporary design (Sims/Shreeve 2012; Danvers 2003; Orr/Yorke/Blair 2014). Knowledge in design is traditionally acquired through practise; procedural knowledge is a central and extremely effective component of learning in design (Niedderer 2013). Its effectiveness in this context is not impaired by remaining largely tacit and experiential, and many scholars have highlighted the fact that procedural knowledge has to become “embodied” in order to be mastered at all (Dewey 1934; Merleau-Ponty 1964; Polanyi 1958). Once this knowledge is embodied through the acquisition of procedural knowledge and experiential learning (Polanyi 1958; Niedderer 2013; Dewey 1934), its values and practices are reproduced based on complex systems of aesthetic rules, both visual and functional. It is through this production and reproduction that designers gain their agency within the disciplinary context and, with that, within the wider world. This agency is situated within an aesthetic–economic value system which is reproduced by western design education (Fry 2015). Most students of design will be exposed to art and design history in which aesthetic value systems are discussed and reflected upon as being changeable, socially constructed and fluid in time. Yet it is in the present that such knowledge of (design) history seems to hide itself, as it is here that our own historicity becomes difficult to recover or reflect upon.

According to Heidegger, “being” withdraws. It withdraws itself from the sight and perception of those “being”. But this forgetfulness of “being” has its costs, in that it declines any historical narrative or construction of truths. It denies its own “constructedness”, appears as a law bound by the natural order of things. Fry points to a general lack of structural awareness of design in the wider context, which he describes as a gap “between the agency of the object of experience and knowledge of experience, not at least by designers” (Fry 2015: 14). Reminiscent of McLuhan’s idea of *We become what we behold. We shape our tools and then our tools shape us* (Culkin 2017 [1967]), Fry proposes that “the animal that we were was ontologically designed by the use of basic (stone) tools to become the human-animal that we now are” (Fry 2015: 14). In that sense, I would argue that our embodied design knowledge and values become the tool/technology which ontologically designs us as designers and determines design “being”. For both male and female designers this means that the very way in which we are ontologically constructed becomes invisible to us and with that circumscribes any potential for transformation.

Irigaray writes that: “Up until now the form-giving subject has always been male. And this structure has, unbeknownst to itself, clearly given form to culture, and to the history of ideas. They are not neuter” (Irigaray 2002: 3). In order to be able to fully explore issues of gender in design, a difficult archaeology of how we are ontologically designed is necessary in order to be able to think “of futures yet unthought” (Grosz 1999) and to try to “disembody” the embodied value systems of patriarchal and neoliberal capitalisms. A feminist design ontology would by its very nature require us to work towards dismantling boundaries of “realities” which are perceived to be “neutral” because feminist epistemology concerns itself with the dismantling of existing ontological war-

rants (Ahmed et al. 2000; Hawkesworth 2006; Malabou 2016). The issues we are faced with range from gendered design, to gender imbalance in design, to exclusion from design based on gender to a gendered understanding of “being” in design. Ontological warrants need deconstructing because they limit the scope of how our disciplinary discourses around these issues are constructed and reproduced.

6 Asking for inclusion?

So how do we as design practitioners, educators and researchers account for gender exclusion and what, if anything, would we like to change? Predominant responses, which entail thinking of ways in which we can make numbers more equal through pedagogies; graduate schemes, female design awards; and in some very progressive countries even through legislation, may comfort us because of their obvious alignment with our oft assumed liberal values. These responses also sit well with the ever-increasing neoliberal ideological focus on “employability” which universities are having to respond to. So maybe the time might finally come when male and female designers are equally represented in industry? But what if our longing and working towards such a future misses a small but important question which begs to be asked: *Why* should female design graduates be equally represented in the design industry? And what if the vast majority of our answers are based on a belief that merely materialises our own ontological entrapment within contemporary western design? The belief that: *Participation in the design industry is the only way in which our creative labour as designers has meaning and value.*

And what if the withholding or withdrawal of our creative labour from this value system is a more radical and empowering act than achieving equal status within it? Feminist scholars such as Sheila Rowbotham (1973) have long thought that women more naturally maintained traces of pre-capitalist attitudes because their responsibility for production was focused in the family and the fruit of their labour would often be for immediate consumption within the family or community rather than culminating in a commodifiable artefact. Contemporary western design practice is by its very nature closely entwined with capitalist modes of commodity and value production (Fry 2015; Hunt 2011; Papanek 1971) and design’s self-understanding is axiologically that determined by the industrial, now neoliberal, capitalist system that we urgently need to find ways to envisage design practice existing outside of it, because on its current trajectory this system is leading us to social, economical and ecological ruin.

Rozsika Parker and Griselda Pollock call our attention to the fact that “women artists have not acted outside cultural history, as many commentators seem to believe, but rather have been compelled to act within it from a place other than that occupied by men” (Parker/Pollock 1981: 14). I would argue that female designers are still compelled to act from a place other than that occupied by men, but that we should make these places empowered spaces for ontological reinvention through feminist practices.

A feminist design ontology would need to take account of a feminist economic perspective. Bauhardt (2013) stresses that even critical discourses around alternatives to the growth economy – such as a post-growth society and solidarity economy – often fail to acknowledge how central questions of gender equality are to social and environ-

mental justice. Feminist economics were among the first to start raising doubts as to the adequacy of neoclassical economic analysis, in particular because of its lack of attention to women's experience of the labour market and within the family, but also because of the levels of destruction it thrives upon (Nelson 2008). This ontological blindness is also rampant in certain parts of the most critically active research in the design discipline. Prado (2014) points out the value of critical and speculative design in discussing the cultural and cultural role of design, but vigorously critiques both practices' lack of theory or praxis which is aimed at questioning gender oppression. This is significant, because Escobar (2013) points to the field of critical design studies (CDS) as a potential candidate for an approach from which the transcendence from contemporary design ontology may emerge. He also suggests that CDS, being a panoply of different critical practices, is still in its infancy as it is limited by the capacity of western social theory to generate these critical fields whilst residing in the contemporary conjuncture (Escobar 2013). When these emergent critical fields start to talk about redesigning design ontology, we need to ensure that feminist perspectives and epistemologies are central to the debate. If we don't, like feminist abolitionists sidelined after the cause was achieved (Donovan 1998), gender inequality and its detrimental impact on women's lives across the board will still be considered a largely irrelevant sideshow by those constructing the discourse even if we have given our life force to the various causes.

What we choose to give or withhold our life force to or from is deeply political. Rowbotham (1973) spoke of women historically being perceived by industry as weak and unreliable, and I would argue that it is this still active perception which still leads to women being excluded from design labour markets. But what if part of this exclusion is a deliberate, if maybe unreflexive, withholding by women themselves? When analysing the causes of these perceptions of women withholding and withdrawing themselves from labour markets, Rowbotham came to the conclusion that "Absenteeism in both cases is an individual act of rebellion against capitalism's extraction of labour at the expense of personal life" (Rowbotham 1973: 92). Withdrawing and withholding brings with it its own potential for agency. Whilst being excluded is an experience which is steeped in pain, it also has the potential to be transformative and to create spaces which are privileged *because* they reside outside of dominant structures. And rather than forcing young female designers being accepted into value systems which do not value them, maybe we should strengthen and empower their space and urge young designers, no matter what sex or gender identity, to join them in questioning and exploring other ways of "being" in design.

A feminist design ontology would also have to seriously question the way in which people predominantly enter the discipline. The vast majority of designers come to the discipline via higher education. This essentially makes design a middle-class pursuit, as access to higher education for the working class is still full of barriers. That in itself is structurally problematic when reports show that higher education has a significant impact on increasing pay and quality of life for women (Foster 2016). Design culture primarily operates to support dominant systems and interests and does not generally concern itself with creative making practice which does not fall into or serve existing professional design practice (Julier 2013).

A feminist design ontology *would* need to concern itself with people's creative making practices which do not fall into or serve existing professional design practice as well

as with how those people's design agency can be fortified by acknowledging the immanence of design in material practice which does not materialise into commodifiable artefacts or systems.

7 Inclusion in what?

We need to confront our own entrapment within contemporary design ontology and be beware of "corporate" feminism in particular, as exemplified by Sandberg's (2013) "Lean In", which sprang from her 2011 TED talk entitled "Why we have so few female leaders". Sandberg proposes that women don't rise to the top because of a lack of assertiveness, an unwillingness to put themselves forward, negotiate salaries – an "ambition gap". Foster's "Lean out" critiques Sandberg's diagnostics and remedies, pointing out that: "Lean In' points all the blame inward, and ignores structural in-equality" (Foster 2016: 12). This makes it a palatable kind of "feminism" in the context of neoliberal capitalism, because it individualises the problem as much as any solution by telling us that "aspiration and success is within everyone's reach if they endeavour to try hard enough" (Foster 2016: 11). It is non-threatening to the prevailing system because it doesn't seek to antagonise over sexism – it is non-confrontational of the status quo (Foster 2016). This in many ways sounds familiar to the ways in which we talk about "making it" in the design industry to our female and male students – it's the old lie of meritocracy, that true talent and ambition will rise – believed, embodied and reproduced. Foster points out that the tempering of ambition is not just an internal process but is made up of codes and messages relating to gender, class, race, sexuality and levels of disability which leave the individual with a fairly realistic idea of what is achievable for them in their individual societal context. But the story that women are being told is that "it is individual failure, not a structure designed to keep business homogenous, that keeps the gender pay-gap in place and forces an earnings cut to women who have the audacity to have children" (Foster 2016: 20). I would argue that contemporary western design ontology, through design education, tells similar corporate feminist stories to their young – stories which are convenient to capitalism (Foster 2016). We need to seriously consider that many of the "missing" female design graduates, reading design's patriarchal codes and messages, may have decided that inclusion in the system is not worth the price it demands they pay for it. At the very least we owe it to them not to let them internalise their withdrawal as individual failure.

Foster warns against putting any faith in "trickle-down" feminism, where a 1 % feminism, as it were, argues that getting some women into higher positions will become the norm and eventually trickle down. The reason why any faith we may place in this and other guises of feminism is misplaced is because, as previously discussed, it does not take into account the neoliberal capitalist structure in which design resides, where the wealth hoarding of the few is to the detriment of everyone further down the chain, especially women (Foster 2016). Falling into the traps of corporate or trickle-down feminism will only divert our attention and sap our energy. Foster points out that moving the critical lens from women's collective position in society to an individualistic level, by focusing on individual women's choices within consumer and corporate culture, re-

packages feminism as a lifestyle. And she puts design right at the heart of this repackaging, by critiquing the way in which companies decide that their brands are to appear liberal in liberal markets, citing Dove's "real women" campaign as an example. Rather than having suddenly developed a conscience, companies spot new avenues for selling and exploit them (Foster 2016). In design we call this technique "the differentiation of your product in the marketplace", but we often frame these examples as feminist or ethical design.

And what of inclusion in relation to neo-liberal capitalist structures? Papanek (1971) stresses how design facilitates the public's acceptance of anything new or different so that the capitalist economy can benefit from artificially accelerated consumption, aided by styling and inbuilt obsolescence. Hunt calls this an "ontology of prefiguration that destroys while it creates" (Hunt 2011: 35). He also describes design as operating primarily in the name of general commercial opportunism, mostly driven forward by either marketing opportunities or innovation for innovation's sake, and that even if a percentage of design is sustainable and socially beneficial, the overall thrust of its nature means that it produces "vast amounts of dreck" (Hunt 2011: 39). If we are striving for equal status within this, we need to think carefully about the kind of futures we are asking to be included in through critical feminist practise. "Design is always future making" (Yelavich 2014: 12), but in this process of "futuring", design also "defutures" (Fry 2015: 9). Fry's examples of how design "defutures" through having brought into being anything from herbicides to cluster bombs are as such easily identifiable as defuturing things. We need a feminist design ontology which retains a critical plasticity in theory, practice and ethics in order to respond to design's ever-changing structural and material futuring and defuturing.

8 Towards a feminist design ontology

Catherine Malabou writes that: "Still today the professional or personal achievements of a woman cannot be seen as anything other than an act of emancipation. Whether or not this achievement is accompanied by activist demands, it is always political" (Malabou 2016: 92). Whilst this article may be akin to an activist demand, I acknowledge that women absolutely need to continue striving to achieve within existing power structures, because otherwise they remain in spaces in which they are lacking in power and agency. But the extent to which fundamentally hostile environments can be changed merely on account of the always partial and compromised participation of the few needs to be viewed critically in relation to the corporate feminist stories we tell in design.

Malabou highlights the fact that the specific type of violence "woman" is over-exposed to is a "dual constraint or schizoid pressure: the pressure of work in society and at home" (Malabou 2016: 93), exposing the dual exploitation of the system. This dual exploitation is not only a threat to women, it needs to be unpacked much further in terms of how men suffer from their own ontology which constructs them through patriarchy within narrow confines. A feminist design ontology would need to be an ontology, epistemology and ethic in design which "underpins all knowledge-production and no matter by whom produced" (Stanley/Wise 1993: 232) and would need to attend

to the complexities of privilege and oppression. Prado proposes feminist speculative design “as a strategic approach to addressing issues of systemic gender violence and discrimination within speculative and critical design practices” (Prado 2014: 81). She foregrounds intersectionality, a feminist theoretical stance or approach to feminist activism. An intersectional perspective makes explicit that different forms of oppression cannot be understood separately from one another. Intersectionality would make an excellent heuristic within a feminist design ontology. However, I believe that rather than any specific approach it is the very nature of feminist ontology and epistemology which can offer us new ways of being in design. Ahmed et al. remind us that feminist practice is animated by a desire for transformation, a politic seeking radical redress, driven by an imperative for change (Ahmed et al. 2000). Yet what transformations are called for, as well as how the “it” we are seeking to transform is understood, is a source of conflict and differences not just within feminism, but also between feminisms (Ahmed et al. 2000). I believe it is this very conflict and difference, a perpetual contestation which is central to and immanent in feminist practice which can offer design a way of constantly “hacking” its own propensity to create certain possibilities of being in the world by destroying or backgrounding other experiences of it (Tonkinwise 2014).

A feminist design ontology would insist on design anthropological approaches which “challenge the status quo by facilitating other types of encounters, conversations, and imaginaries, and giving voice to people, things, and animals otherwise marginalized” (Kjærsgaard et al. 2016) and would strive to broaden the discourse about human-making and its socio-political, socio-economical and ecological contexts, and women’s position within those contexts. As Escobar (2013) put it, we need to move at the very frontiers of the western social theory episteme so that the semantics, materialities, immaterialities and relationships of design can become “futures yet unthought” (Grosz 1999).

References

- Ahmed, Sara (2016). *Living a feminist life* (1st ed.). Durham: Duke University Press Books.
- Ahmed, Sara; Kilby, Jane; Lury, Celia; McNeil, Maureen & Skeggs, Beverly (eds). (2000). *Transformations: Thinking Through Feminism* (1st ed.). Abington: Routledge.
- An Open Letter to EAD (2017). Date of access: 9 April 2017 at https://docs.google.com/a/sheffield.ac.uk/forms/d/e/1FAIpQLScFW_ANVWoZrKpHXyD6xQKp6xpr-HIdicq4SqWrVmQYyblf-g/viewform?c=0&w=1.
- Bauhardt, Christine (2013). Wege aus der Krise? Green New Deal – Postwachstumsgesellschaft – Solidarische Ökonomie: Alternativen zur Wachstumsökonomie aus feministischer Sicht. *GENDER*, 5(2), 9–26.
- de Beauvoir, Simone (1979). Women and Creativity. In Toril Moi (ed), *French Feminist Thought* (1st ed., pp. 155–170). Oxford: Basil Blackwell.
- Buckley, Cheryl (1986). Made in Patriarchy: Toward a Feminist Analysis of Women and Design. *Design Issues*, 3(2), 3. <http://dx.doi.org/10.2307/1511480>
- Burgoyne, Patrick (2010). UK designers: white, (mostly) male, 38 and multiplying. *Creative Review*. Date of access: 30 August 2015 at www.creativereview.co.uk/cr-blog/2010/march/uk-design-survey.

- Crawford, Matthew (2009). *The case for working with your hands, or, Why office work is bad for us and fixing things feels good*. London: Viking.
- Culkin, John M. (2017 [1967]). A Schoolman's Guide to Marshall McLuhan. *The Saturday Review* (March 18th, 1967). Date of access: 10 April 2017 at www.unz.org/Pub/SaturdayRev-1967mar18-00051.
- Danvers, John (2003). Towards a Radical Pedagogy: Provisional notes on Learning and Teaching in Art & Design. *Ijade*, 22(1), 47–57.
- Dewey, John (1934). *Art as experience*. New York: Minton, Balch & Company.
- Donovan, Josephine (1998). *Feminist theory*. New York: Continuum.
- EAD12|2017 Design for Next (2017). Date of access: 11 April 2017 at www.designfornext.org/.
- Escobar, Arturo (2013). *Notes on the Ontology of Design* (1st ed.). University of North Carolina. Date of access: 23 August 2017 at http://sawyerseminar.ucdavis.edu/files/2012/12/ESCOBAR_Notes-on-the-Ontology-of-Design-Parts-I-II_-III.pdf.
- Ettinger, Bracha L. (2004). Weaving a Woman Artist within the Matrixial Encounter-Event. *Theory, Culture & Society*, 21(1), 69–94. <http://dx.doi.org/10.1177/0263276404040480>
- Foster, Dawn (2016). *Lean Out* (1st ed.). London: Watkins Pub Ltd.
- Fry, Tony (2015). Whether Design/Whether History. In Tony Fry, Clive Dilnot & Susan Stewart, *Design and the Question of History* (1st ed., pp. 1–135). London: Bloomsbury.
- Grace, Marty & Gandolfo, Enza (2014). Narrating complex identities: Contemporary women and craft. *Women's Studies International Forum*, 47, 56–62. <http://dx.doi.org/10.1016/j.wsif.2014.07.010>
- Grosz, Elizabeth A. (1999). *Becomings* (1st ed.). Ithaca: Cornell University Press.
- Hackney, Fiona (2013). Quiet Activism and the New Amateur: The Power of Home and Hobby Crafts. *Design And Culture*, 5(2), 169–193. <http://dx.doi.org/10.2752/175470813x13638640370733>
- Hawkesworth, Mary (2006). *Feminist Inquiry – From Political Conviction to Methodological Innovation* (1st ed.). Piscataway: Rutgers University Press.
- Higher Education Statistics Agency (HESA) (2013). *Higher Education in Facts and Figures* (1st ed.). London: Universities UK. Date of access: 23 August 2017 at www.universitiesuk.ac.uk/policy-and-analysis/reports/Documents/2013/higher-education-in-facts-and-figures-summer-2013.pdf.
- Hunt, Jamer (2011). Prototyping the Social: Temporality and Speculative Futures at the Intersection of Design And Culture. In Alison J. Clarke (ed), *Design Anthropology* (1st ed., pp. 33–44). Vienna: Springer.
- Ingold, Tim (2012). The Perception of the User-Producer. In Wendy Gunn & Jared Donovan (eds), *Design and Anthropology* (pp. 19–33). Farnham: Ashgate.
- Irigaray, Luce (2002). *To speak is never neutral*. New York: Routledge.
- Julier, Guy (2013). From Design Culture to Design Activism. *Design And Culture*, 5(2), 215–236. <http://dx.doi.org/10.2752/175470813x13638640370814>
- Julier, Guy (2017). *Economies of design* (1st ed.). London: Sage Publications.
- Kjærsgaard, Mette & Otto, Ton (2012). Anthropological Fieldwork and Designing Potential. In Wendy Gunn & Jared Donovan (eds), *Design and Anthropology* (1st ed., pp. 177–191). Farnham: Ashgate.
- Kjærsgaard, Mette Gislev; Halse, Joachim; Smith, Rachel Charlotte; Vangkilde, Kasper Tang; Binder, Thomas & Otto, Ton (2016). Introduction: Design Anthropological Futures. In Rachel Charlotte Smith, Kasper Tang Vangkilde, Mette Gislev Kjærsgaard, Ton Otto, Joachim Halse & Thomas Binder (eds), *Design Anthropological Futures* (1st ed., pp. 1–19). London: Bloomsbury.
- Malabou, Catherine (2016). *Changing difference* (1st ed.). Cambridge: Polity.
- Maness, Christina (2015). *How Su Mathews Hale is designing the future for women*. Date of access: 30 August 2015 at www.aiga.org/how-su-mathews-hale-is-designing-future-for-women/.

- Manzini, Ezio (2015). *Design, when everybody designs*. Cambridge: The MIT Press.
- Merleau-Ponty, Maurice (1964). Eye and Mind. In James Edie (ed), *The Primacy of Perception* (1st ed., pp. 159–190). Evanston: Northwestern University Press.
- Micus-Loos, Christiane; Plößler, Melanie; Geipel, Karen & Schmeck, Marike (2014). „... für mich gibt es dann entweder die Familienschiene oder die Karriereschiene ...“ – Zur Bedeutung normativer Anforderungen in beruflichen Orientierungen junger Frauen. *GENDER*, 6(3), 94–109. <http://dx.doi.org/10.3224/gender.v6i3.18548>
- Milev, Yana (2013). *D.A. Design Anthropology*. Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Mindiola, John (2010). Gender Disparities in the Design Field. *Smashing Magazine*. Date of access: 30 August 2015 at www.smashingmagazine.com/2010/11/gender-disparities-in-the-design-field/.
- Nelson, Julie A. (2008). Economists, value judgments, and climate change: A view from feminist economics. *Ecological Economics*, 65(3), 441–447. <http://dx.doi.org/10.1016/j.ecolecon.2008.01.001>
- Niedererer, Kristina (2013). Explorative Materiality and Knowledge. The Role of Creative Exploration and Artefacts in Design Research. *Formakademisk*, 6(2), Art. 1, 1–20. <http://dx.doi.org/10.7577/formakademisk.651>
- Orr, Susan; Yorke, Mantz & Blair, Bernadette (2014). The answer is brought about from within you: A Student-Centred Perspective on Pedagogy in Art and Design. *International Journal Of Art & Design Education*, 33(1), 32–45. <http://dx.doi.org/10.1111/j.1476-8070.2014.12008.x>
- Papanek, Victor (1971). *Design for the real world*. New York: Pantheon Books.
- Parker, Rozsika & Pollock, Griselda (1981). *Old mistresses*. London: Pandora.
- Polanyi, Michael (1958). *Personal knowledge*. Chicago: University of Chicago Press.
- Prado, Luiza (2014). *Privilege and Oppression: Towards a Feminist Speculative Design*. Date of access: 23 August 2017 at www.drs2014.org/media/654480/0350-file1.pdf.
- Robinson, Ken (2011). *Out of our minds*. Oxford: Capstone.
- Rowbotham, Sheila (1973). *Woman's consciousness, man's world* (1st ed.). London: Verso.
- Sandberg, Sheryl (2013). *Lean In* (1st ed.). London: WH Allen Random House.
- Sennett, Richard (2008). *The craftsman*. New Haven: Yale University Press.
- Siddall, Liv (2014). Rebecca Wright on the ratio of girls with design degrees vs. those in the industry. *It's Nice That*. Date of access: 30 August 2015 at www.itsnicethat.com/articles/rebecca-wright.
- Sims, Ellen & Shreeve, Alison (2012). Signature Pedagogies in Art and Design. In Nancy Chick, Aeron Haynie & Regan Gurung (eds), *Exploring More Signature Pedagogies: Approaches to Teaching Disciplinary Habits of Mind* (1st ed., pp. 55–67). Virginia: Stylus.
- Souleles, Nicos (2013). The Evolution of Art and Design Pedagogies in England: Influences of the Past, Challenges for the Future. *International Journal Of Art & Design Education*, 32(2), 243–255. <http://dx.doi.org/10.1111/j.1476-8070.2013.01753.x>
- Stanley, Liz & Wise, Sue (1993). *Breaking out again* (2nd ed.). London: New York.
- Tonkinwise, Cameron (2014). Design Away. In Susan Yelavich & Barbara Adams (eds), *Design as Future-Making* (1st ed., pp. 198–213). London: Bloomsbury.
- International Gender Design Network (2017). *Why iGDN?* Date of access: 9 April 2017 at <http://genderdesign.org/about-igdn/why-we-need-the-international-gender-design-network-igdn/>.
- Yelavich, Susan (2014). Introduction. In Susan Yelavich & Barbara Adams (eds), *Design as Future-Making* (1st ed., pp. 12–17). London: Bloomsbury.

Author's details

Melanie Levick-Parkin, *1974, Senior Lecturer in Visual Communication Design at Sheffield Institute of Arts. Research focus: Design Anthropology, feminist theory and design, agency in design, Intangible Cultural Heritage and Archaeology.

Contact: Sheffield Hallam University, Sheffield Institute of Arts, Fitzalan Square, Sheffield S1 2AY, UK

Email: m.levick-parkin@shu.ac.uk

Der Einfluss von Gender im Entwicklungsprozess von digitalen Artefakten

Zusammenfassung

Nicht nur in der Gestaltung digitaler Medien spielt die Kategorie Geschlecht eine tragende Rolle, sondern auch in der Konzeption, Herstellung sowie Nutzung von Webangeboten. Problematisch daran ist, dass die weibliche Perspektive in Bezug auf Interessen, Bedürfnisse und Anwendbarkeit häufig wenig oder stereotyp berücksichtigt wird, die Nutzung digitaler Medien jedoch Verhaltensweisen, Werte und Normen von Nutzer_innen erheblich – und sehr einseitig – prägt. Design stellt hierbei einen zentralen Faktor dar: Es steuert, ermöglicht oder verhindert das Nutzer_innenverhalten und deutet und wertet Inhalte durch die Art der jeweiligen Darstellung. Die Auswirkung von Design im Entwicklungsprozess von digitalen Artefakten ist sehr vielschichtig und in ihrer gesamten Tragweite weit unterschätzt. Der Beitrag sensibilisiert hinsichtlich Gendercodes in Designstrategien, Methoden aus dem Entwicklungsprozess (Persona-Entwicklung) und einzelner Gestaltungselemente (Farbe, Typografie).

Schlüsselwörter

Designprozess, Gestaltung, Geschlecht, Komposition, gendersensibles Design, Genderstereotype

Summary

The influence of gender on the development of digital artefacts

The category of gender plays a crucial role not only in the design of digital media, but also in the conceptualisation, production, and use of web-based products and services. In this process, however, female perspectives on both users' needs and interests as well as on usability are often largely ignored or only considered in stereotypical ways. This constitutes a problem because of the profound – and very one-sided – effects the use of digital media has on users' behaviour, values, and norms. Design is a key factor in this: it guides and facilitates – or interferes with – users' actions, and it also interprets and ranks content by means of visual representation. The impact of design on the multi-layered development of digital artefacts is complex and widely underestimated. This essay analyses how gender codes influence design strategies, methods used in the development process (personas), and individual design elements (colour, typography, etc.).

Keywords

design process, gender-specific design, design tools, composition, gender-sensitive design, gender stereotypes

1 Einleitung

Das gendersensible Gestalten von digitalen Medien ist eine komplexe Angelegenheit. Die alltägliche Lebenswelt ist noch heute geprägt von sozialen Normen und damit von Geschlechterstereotypen. Diese werden seit etwa 15 Jahren durch Gendermarketing befördert, damit ist die Gestaltung und Werbung von Produkten gemeint, die jeweils gezielt ein Geschlecht adressieren soll. Als Beispiel für diese Marketingstrategie nennt die Genderforscherin Petra Lucht der TU Berlin die Marke Lego („Wer ist hier clever“ 2017).

Abbildung 1: LEGO Friends: stereotype Produktwelten für Mädchen



Quelle: Lego.

Stereotype werden im Gendermarketing genutzt, um durch eine vorgebliche Spezialisierung zusätzliche Erlöse zu erzielen (Produkte zweifach verkaufen). Designer_innen stehen in der Gestaltung vor Herausforderungen, wenn sie versuchen, diese Denkstrukturen zu verlassen, da sie selbst Teil dieses Normensystems sind. Weiterhin besteht die Problematik, dass Stereotype, die vermieden werden sollen, durch Gegenentwürfe ggf. noch verstärkt werden.

Wesentlicher Teil der westlichen Kultur ist, dass Geschlecht als Dichotomie wahrgenommen wird, die Menschen in zwei Kategorien (Mann/Frau) einteilt. In diesem Zusammenhang wird auch von der „Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit“ gesprochen (vgl. Kessler/McKenna, zit. nach Schirmer 2010: 22; Lübke 2005: 26). Diese Einteilung bringt aufgrund der historisch geprägten, hervorgehobenen Stellung des Mannes eine stereotype Wahrnehmung und Vorurteile mit sich und setzt sich in ungerechten Machtverhältnissen und Hierarchien fort.

Verantwortungsvolle Designer_innen sollten Stereotype vermeiden, dennoch bleibt die Grundproblematik bestehen, dass weiterhin in den Kategorien „männlich“ und „weiblich“ gedacht und gearbeitet wird.

Selbst wenn Designer_innen theoretisch außerhalb der binären Logik denken und gestalten und individuelle Genderidentität berücksichtigt wird, unterliegen Entwürfe und Handlungen im Alltag den binären Gendernormen der Gesellschaft.¹

1 Die individuelle Genderidentität ändert sich je nach Voraussetzung: In Experimenten, in denen die Geschlechterfrage psychologisch in den Hintergrund gedrängt wird, gleicht sich das Verhalten von Männern und Frauen an. Hebt das Umfeld die Rolle des Geschlechts hervor, gleichen sich Verhalten und Selbstwahrnehmung zunehmend den jeweiligen Geschlechterstereotypen an (Fine 2012).

„It is critical to recognize that while I am calling for a non-binary treatment of gender with regards to theory, in everyday life binary treatments of gender do exist in society. Individual identity and Structural Gender are created in relation to binary gender norms, though individual constructions can be non-binary.“ (Rode 2011: 398)

Diese Dichotomie wirft sogar dreifache Problematiken auf, zunächst:

- 1) die darin enthaltene Hierarchie, in der Männer Frauen überstellt werden,
- 2) die Homogenisierung, wodurch die Unterschiede innerhalb einer Geschlechterkategorie häufig unsichtbar werden,
- 3) der Ausschluss anderer, sich nicht in diesen Kategorien wiederfindenden Geschlechter.

Neben der kulturellen Problematik, die einen Einfluss auf die Gestaltung digitaler Medien hat, ist auch der Designprozess vielschichtig und wird im Folgenden genauer untersucht. Analysiert wird der Einfluss von Geschlecht auf die verschiedenen Ebenen im Entwicklungsprozess von digitalen Artefakten. Zunächst werden genderspezifische, gendersensible und „geschlechtsneutrale“ Designstrategien betrachtet. Neben Methoden aus dem Entwicklungsprozess (Persona-Entwicklung) liegt der Fokus auf einzelnen Gestaltungselementen (Farbe, Typografie) und Gender. Anschließend folgt eine Betrachtung konkreter Beispiele, anhand derer folgende Fragen beantwortet werden:

- Auf welcher gestalterischen Ebene wird das Geschlecht adressiert und wie beeinflusst dies die Gesamtkomposition?
- Wie ist die Gestaltung unter gendersensiblen Gesichtspunkten (vgl. Ungleichheitskategorie als Grundlage der Gestaltung) zu bewerten?

2 Designstrategien in Bezug auf Gender und deren Vor- und Nachteile

Dafür bieten sich verschiedene Sicht- und Herangehensweisen an: die Entwicklung von sog. „geschlechtsneutralen“ Entwürfen, genderspezifischen Entwürfen und gendersensiblen Entwürfen.

2.1 „Geschlechtsneutrale“ Entwürfe

Der Gestaltungsansatz sog. geschlechtsneutraler Entwürfe beschreibt den Versuch, Konzepte zu erstellen, die keinen Gendercode in sich tragen und aufgrund der scheinbaren Neutralität ein „Design for All“ darstellen. Die Entwicklung solcher Entwürfe ist durch das oben genannte Dilemma, dass Designer_innen selbst Teil einer gegenderten Gesellschaft sind, problematisch. Für unreflektierte Betrachter_innen erscheinen Entwürfe, die nicht explizit für Frauen gemacht sind, als geschlechtsneutral. Entwürfe für vermeintlich „alle“ folgen oft unbewussten Genderskripten und laufen deshalb Gefahr, verzerrte oder falsche Annahmen über die Nutzer_innen und Anwendungsbereiche vorauszusetzen oder Vorurteile zu reproduzieren. In technischen und von Männern domi-

nierten Gestaltungskontexten folgt die Gestaltung deshalb häufig männlichen Perspektiven und Kriterien:

„Many objects and artifacts are designed for ‘everybody’ with no specific user group in mind. However, recent studies have shown that in those cases in which designers develop artifacts for ‘everybody’ they often unconsciously base their design choices on a one-sided, male user image. [...] Designers and engineers – mostly men – often use the so called I-methodology, implying that they see themselves as potential user, thus creating a gender bias towards male dominated symbols and competencies“ (Van Oost 2003: 196).

Darüber hinaus ist in der Praxis des Webdesigns ein Trend zur Entprofessionalisierung zu beobachten: Baukastensysteme ermöglichen Lai_innen eine vollständige Umsetzung von interaktiven Projekten ohne theoretische und praktische Kenntnisse zu Nutzer_innen-Verhalten und -Bedürfnissen, was eine Fortführung der bestehenden, männlich dominierten Konzepte bekräftigt.

2.2 Genderspezifische Entwürfe

Bei dem Ansatz der genderspezifischen Entwürfe wird Geschlecht als Differenzkategorie begriffen. Designlösungen dieser Kategorie sind meist Produkte, Dienstleistungen und Anwendungen, die für jeweils ein Geschlecht angefertigt werden, meist handelt es sich hierbei um eine Sonderlösung speziell für Frauen und Mädchen.

Kritisch an dieser Sichtweise ist, dass die gesellschaftliche Trennung von weiblich/männlich fortgeschrieben wird, weitere Geschlechtsidentitäten keine Berücksichtigung finden und die Heterogenität innerhalb der Kategorien Frau bzw. Mann übersehen wird (Frau ist nicht gleich Frau; sie unterliegt verschiedenen Rollen je nach Alter und Lebensphase, Bildungsniveau, Einfluss des jeweiligen Berufes, Familienstands). Die Fortschreibung der weiblich-männlichen Kategorie ist zudem problematisch, weil sie Hierarchie und Wertung beinhalten kann: Frauen-/Mädchen-Produkte sind häufig kleiner, minderwertiger verarbeitet, dennoch oft teurer und die Handhabung traut den Nutzerinnen weniger zu. Dazu gehören die *Negation von Technik*, d.h. Technik wird unsichtbar, *Reduktion von Funktionalität*, Bedienanzeigen und Informationen werden verringert, *Bilddarstellung*, die Verwendung von Bildern/Icons statt z. B. Text und Zahlen (vgl. z. B. Ehrnberger 2007: 2).

Diese sog. Extra-Lösungen können zur *Ghettoisierung* von Frauen führen: Spezial-Angebote für Frauen werden demnach als außerhalb der Norm wahrgenommen, als Abweichung vom (männlichen) Standard. Dies zeigt sich auch in der Entwertung von technologischen Bereichen in der Produkt- und Berufswelt: Technologien, die sich in weiblichen Lebenswelten etablieren, werden nicht mehr als „richtige“ Technik wahrgenommen, z. B. Telefon, Waschmaschine und Herd.

Eine weitere Form des geschlechtsspezifischen Designs sind Designlösungen, die auf *rein ergonomischer* Ebene entwickelt werden oder auf *quantitativ „objektivierenden“* Beobachtungen basieren. So wird beispielsweise bei der Entwicklung von Sportprodukten ein anderer Körperschwerpunkt zugrunde gelegt, ausgehend von geringerer Körpergröße und geringerem Körpergewicht von Frauen.

Kritisch bei diesem Ansatz ist, dass gesellschaftliche Zusammenhänge und Prozesse ausgeblendet werden. Körperbilder sind kulturelle Modelle (interkulturell und histo-

risch) und unterliegen einer ständigen Veränderung. Zudem dient die biologistische Argumentation häufig als Legitimation für die ungleiche Wahrnehmung und Behandlung von Geschlechtern. Als Beispiel aus der Designgeschichte kann das *Bauhaus* genannt werden: die Zuordnung von Studentinnen in die Werkstätten der Weberei und damit der Ausschluss aus den beliebteren Metall-/Holz-Werkstätten mit der Argumentation, sie könnten nicht dreidimensional sehen/arbeiten. Bis heute wirken stereotype Annahmen in die Berufswahl fort (Frauen im Grafikdesign, Männer im Industriedesign). Auch der Siegeszug der Hirnforschung mit den daraus teilweise vereinfachenden Rückschlüssen auf die Unterschiedlichkeit der Geschlechter ist kritisch zu bewerten (vgl. Fine 2012).

2.3 Gendersensible Entwürfe

Die Wahrnehmung von Gender als Differenz muss jedoch nicht zwangsläufig zu stigmatisierenden Entwürfen führen. Es können auch *sinnvolle gendersensible* Produkte, Services und Anwendungen entstehen, die spezifische Bedürfnisse von Frauen (oder Männern) aufgrund ihrer verschiedenen Lebenswelten berücksichtigen. Hier sei z. B. auf die Studie zu den Bedürfnissen von Business-Frauen und Hotels von Uta Brandes verwiesen. Hier wurde festgehalten, dass Frauen spezifischere Anforderungen an ihren Aufenthalt in einem Hotel stellen (Sicherheit, Sauberkeit, Ausstattung), wohingegen Männer mit weniger Ausstattungsmerkmalen zufrieden zu stellen sind. Zudem können vermeintlich neutrale (in Wahrheit jedoch männlich geprägte) Produkte um eine wichtige Perspektive erweitert, so die Gruppe der Nutzenden vergrößert und ein breiteres Nutzer_innen-Spektrum angesprochen werden (vgl. 1. GERD: Gendered Research and Development,² 2. Gendered Innovations³ und 3. den handlichen und sehr erfolgreichen Akku-Schrauber IXO von Bosch, der bereits in der fünften Generation aufgelegt wurde).

Abbildung 2: Gendersensibler Akku-Schrauber IXO von Bosch



Quelle: Bosch.

² Vgl. www.informatik.uni-bremen.de/soteg/gerd/?action=modell (Zugriff: 02.08.2017).

³ Vgl. <http://genderedinnovations.stanford.edu/what-is-gendered-innovations.html> (Zugriff: 02.08.2017).

3 (Digitale) Entwicklungsprozesse und Gender

Im Folgenden wird der Entstehungsprozess von digitalen Designlösungen beleuchtet, um mögliche Genderproblematiken aufzuzeigen. Zunächst wird die Annahme vorausgeschickt, dass Designer_innen und Entwickler_innen die zukünftigen Nutzenden bestmöglich ansprechen möchten. Um dies zu erreichen, sollten sie Bedürfnisse, Handlungsweisen und den Nutzungskontext kennen. Eine Annäherung an die Nutzenden kann zum Beispiel durch qualitative Forschung (z. B. Interviews, Beobachtung) oder partizipative Designmethoden erreicht werden. In den meisten Fällen fehlen jedoch monetäre und zeitliche Ressourcen sowie Fachpersonal, um dies im Vorfeld zu tun. Üblicher sind folgende Strategien:

3.1 I-Methodology

Die *I-Methodology* ist häufig die *unbewusste* Herangehensweise, die einem vermeintlichen Design for All, wie eingangs beschrieben, zugrunde liegt (Rommes 2006: 675, 678; Van Oost 2003: 196). Entwickler_innen antizipieren durch Introspektion die Bedürfnisse und Verhaltensweisen der künftigen Nutzer_innen. Dies ist eine kritische Vorgehensweise, denn das Ergebnis hängt von der Empathiefähigkeit der jeweiligen Entwickler_innen und ihrem Wissen um die tatsächlichen Bedürfnisse der Nutzer_innen ab. Hier besteht die Gefahr, dass sich die (stereotypen) Annahmen der Entwickler_innen über die künftigen Nutzer_innen in den Entwurf einschreiben. Wird zum Beispiel die Technikkompetenz von Frauen unterschätzt, kann diese Vorannahme bei einem genderspezifischen Entwurf in ein übersimplifiziertes Designkonzept münden mit wenig Auswahl-/Einstellungsmöglichkeiten, überdimensionierten Bedienelementen und vielen runden Formen. Dieses Ergebnis wäre in mehrfacher Hinsicht ein Problem, denn es spiegelt nicht nur durch formale Elemente die stereotype Annahme wider, sondern definiert die Nutzerin durch die verringerte Funktionalität und damit ihre selbstbestimmte Handlungsfähigkeit. Mögliche Folgen wären entweder:

- a) die Nutzerinnen, die sich durch ein solches Design inadäquat angesprochen fühlen, wenden sich ab,
- b) sie verfestigen für sich ein technik-inkompetentes Selbstbild,
- c) sie bleiben Nutzerinnen, weil sie auf die Anwendung angewiesen sind, und müssen sich mit dem eingeschränkten Handlungsspielraum abfinden.

Die Problematik der I-Methodology trifft nicht nur auf genderspezifische Entwürfe zu, sondern auch auf „Design for All“-Anwendungen. Da die Informationstechnologie weiterhin ein männerdominiertes Berufsfeld ist, werden mittels I-Methodology möglicherweise stark männlich geprägte Erfahrungen und Vorstellungswelten reproduziert.

„Gestalter_innen haben die Definitionsmacht darüber, was ‚richtige‘ und ‚falsche‘ Eingaben bzw. Interpretationen von Ausgaben sind, und normieren damit die zulässigen Verhaltensweisen der Benutzer_innen. Menschen, die ihr Verhalten nicht entsprechend ausrichten können, weil sie nicht über die vorausgesetzten Fähigkeiten, Fertigkeiten und kulturellen Gewohnheiten, über Erfahrungen, Zeit, Geduld und Motivation, über Geräte, Geld oder soziale Netzwerke verfügen, können die Software nicht für ihren Zweck nutzen. Sie werden durch die Technikgestaltung ausgegrenzt“ (Maaß 2003: 216).

Auch Entwürfe, die explizit im Sinne des Design for All gestaltet werden, entpuppen sich in der tatsächlichen Umsetzung oft als problematisch:

„Selbst wenn die Zielvorstellung darin besteht, dass eine Technologie ‚von jeder und jedem‘ genutzt werden können soll, manifestieren sich häufig soziale Ausschlüsse im Laufe des technischen Gestaltungsprozesses – sei es, dass andere politische Interessen in den Vordergrund treten und sich durchsetzen (z. B. Innovation), bestimmte implizite Annahmen über die Hardware den Zugang zur Technologie beschränken (z. B. Teletext oder Computer mit grafischer Benutzeroberfläche) oder die ‚I-Methodology‘ bei bestimmten Designentscheidungen so stark durchschlägt, dass die inkludierende Absicht unterlaufen wird.“ (Bath 2009a: 129)

Entwickler_innen, die mittels I-Methodology gestalten, könnten argumentieren, dass durch nachträgliche Usability-Tests und Auswertung von Nutzer_innen-Daten ihr antizipiertes Design korrigiert und abgestimmt werden kann. Weiterhin kann auch die Frage nach geschlechtsspezifischen Interaktionsformen bereits als geschlechtsdiskriminierend angesehen werden (Marsden 2014: 15). Um Designprozesse frühzeitig in die richtige Richtung zu lenken, werden die Entwurfsschritte daher oft in kurzen Zyklen schon während der Entwicklungsphase überprüft und variiert (agile Gestaltung). Daher ist auch die Geschlechterverteilung in Entwicklungsteams kritisch zu hinterfragen. Wird erst nachträglich getestet, kann dies sehr ineffektiv sein, wenn Entwürfe grundlegend geändert werden müssen. Basieren die Tests auf der Auswertung tatsächlicher Nutzer_innen-Daten, bleibt problematisch, dass naturgemäß diejenigen nicht berücksichtigt werden, die von dem Entwurf von vornherein ausgeschlossen werden.

3.2 Persona-Entwicklung

Personas dienen als Hilfsmittel im Webdesign, um die Bedürfnisse künftiger Nutzer_innen besser einschätzen und die Gestaltung auf diese abstimmen zu können. Zu diesem Zweck wird eine Reihe fiktiver Personen mit individuellen Profilen (Vorlieben, Mottos, Motivationen, Alter, Biografie) gestaltet. Diese dienen als Typen, die modellhaft für die künftigen Nutzer_innen stehen. Folgende genderbezogene Probleme ergeben sich bei diesem Vorgehen:

Personas als erweiterte Form der I-Methodology: Basieren Typen nur auf Vorannahmen ihrer Gestalter_innen (ohne reale Quellen), besteht die Gefahr der Stereotypisierung und negativen Kategorisierung.

Komplexität vs. Vereinfachung: Die Figuren sollen einerseits ausreichend komplex gezeichnet werden, um Identifikation zu ermöglichen, und andererseits so abstrakt, dass sie universell nutzbar sind. Diese notwendige Reduktion birgt weitere Gefahren der Stereotypisierung. Wichtig ist, dass mehr als eine Eigenschaft festgelegt wird bzw. dass es keine redundanten Informationen gibt, die lediglich Stereotype wiederholen.

Wahrnehmung: Selbst ein gendersensibles, ideales Persona-Set wird durch die Entwickler_innen zunächst auf der Basis ihrer eigenen Genderidentität rezipiert, interpretiert und damit häufig auch transformiert. Personas, die ein verbreitetes Stereotyp aufbrechen, können z. B. auf Mitglieder von Entwicklungsteams unglaubwürdig wirken. Hier zeigt sich das Problem der geschlechtsbezogenen Personenwahrnehmung: Identisch beschriebene Personen werden abhängig vom Geschlecht unterschiedlich kompetent wahrge-

nommen (in der Regel Männer kompetenter als Frauen) (Correll/Benar/Paik 2007), wie im von Sheryl Sandberg beschriebenen Heidi/Howard-Experiment von Frank Flynn und Cameron Anderson. Dieses zeigte, dass dieselbe Personenbeschreibung abhängig vom Geschlecht zu Ungunsten der Frau unterschiedlich gewertet wurde (Sandberg 2013: 57).

4 Designelemente in Bezug auf Gender

Im Folgenden werden Grundelemente der Gestaltung wie Formen, Farben und Schriften sowie Werkzeuge visueller und digitaler Gestaltung⁴ schlaglichtartig vorgestellt sowie deren Bezug zu bzw. Einfluss auf Gender. Formen, Farben und Schriften sind nicht genuin weiblich oder männlich, sie werden als kulturell bedingte Gendercodes gelernt, wahrgenommen und in geschlechtsspezifischen Entwürfen sowie auch in „Design for All“-Ansätzen fortgeschrieben. Eine losgelöste Betrachtung einzelner Elemente ist dabei nicht durchgängig möglich, da die Elemente miteinander im Entwurf interagieren. Es wäre also zu kurz gegriffen, Schreibschriften pauschal als weiblich konnotiert zu klassifizieren, diese als Stereotyp aufzufassen und grundsätzlich zu vermeiden. Aus diesem Grund werden im Folgenden dort, wo es möglich ist, generelle Aspekte aufgezeigt und komplexere Wirkungsweisen exemplarisch anhand bestehender Entwürfe beschrieben, um mögliche Fallstricke in dem Bemühen um gendersensibles Design offenzulegen.

4.1 Der Einsatz von Farben am Beispiel von Pink

In unserer Gesellschaft gibt es klare farbliche Zuschreibungen, die sich in zahllosen gegenderten Produkten wiederfinden (Krämer/Weller 2012): Rosa, Pink und Lila sowie helle Pastellfarben für Mädchen bzw. Frauen, Hellblau bis Dunkelblau, Schwarz, Dunkelgrau für Jungen bzw. Männer. Weitere Farben wirken entweder offen für beide Geschlechter oder je nach Kombination mit anderen Farben und Gewichtung in die eine oder andere Richtung. Der augenscheinlichste Gendercode liegt in der Farbe Pink, daher werden wir diese Farbe im Folgenden untersuchen.

Pink: eine Mädchenfarbe?

Die „Pinkisierung“ der Gesellschaft war nie so extrem wie heute. Produkte für Mädchen zu finden, die nicht pink sind, stellt eine Herausforderung dar: Mädchen können sich diesem Farbcode nicht entziehen. Ähnliches gilt für Produkte und Entwürfe, die sich speziell an weibliche Teenager und erwachsene Frauen wenden. Historisch waren Pink und Rosa jedoch nicht immer „Mädchenfarben“, um 1900 galt Rosa als „das kleine Rot“ und war als militärisch konnotierte Farbe die Babyfarbe für Jungen. Hellblau galt dagegen als sanfte Farbe für Mädchen und wurde symbolisch mit der Mutter Gottes assoziiert. Dies wandelte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit der Zuschreibung von Rosa für Homosexuelle. Dass Pink und Rosa heute fast ausschließlich mit Mädchen und Frauen assoziiert wird, hat sich erst in den vergangenen Jahren zugespitzt. Die histori-

4 Design, das weitere Sinne anspricht, wie Sounddesign, wurde hier bewusst ausgelassen, ebenso eine vollständige Abarbeitung aller visuellen Gestaltungselemente.

sche Entwicklung zeigt, dass die Bedeutung der Farbe lediglich ein Konstrukt ist, das sich auch wieder wandeln könnte.

Feminisierung von Objekten durch Pink

Mit der Farbe Pink sind Produkte heute als rein weiblich „markiert“, für Jungen ist es im Grunde nicht möglich, pinke Produkte zu nutzen, ohne dass ihre Genderidentität infrage gestellt wird, sie der Homosexualität „verdächtig“ oder als verweicht wahrge-
nommen werden. Mädchen können jedoch „Jungen-Farben“ tragen, da diese Farben als a) männliche Norm mit mehr Status verbunden sind oder b) als vermeintlich neutraler Standard wahrgenommen werden (Androzentrismus). Mädchen erleben so eine hierarchische Aufwertung, wenn sie Jungenprodukte nutzen bzw. Jungenkleidung tragen. Kinder lernen dadurch bereits früh, dass weiblich konnotierte Objekte weniger Status haben. Auch in der Erwachsenenwelt gilt: Baugeleiche Produkte erfahren eine Entwertung und einen Abstieg in der Hierarchie durch die Feminisierung per Farbe. Eine Waffe in Rosa wirkt zum Beispiel lächerlich und ungefährlich (zur gestalterischen Verweiblichungsstrategie „Pink it and shrink it“ vgl. Barletta 2005; Johnson/Learned 2004).

Designstrategien für den Umgang mit Pink

Im Design haben sich (jenseits des stereotypen Marketings) verschiedene Strategien mit der Verwendung von Pink entwickelt:

Pink als „weibliches“ Leitsystem: U-Bahn-Waggons in Tokyo, die nur für Frauen reserviert sind, um sexueller Belästigung vorzubeugen, sind in Pink gestaltet, ebenso Taxen von Frauen für Frauen in Pakistan oder Ägypten. Sie machen sich die etablierte Norm der Farbe als Wiedererkennung, Orientierung und Abgrenzung zunutze. Ein solches Design ist ambivalent, denn einerseits macht es Frauen und ihre Bedürfnisse sichtbar, andererseits vertieft es damit die stereotype geschlechtliche Zuweisung und Wahrnehmung.

Pink durch Kontexte umdeuten: Die australische Fotografin Donna Stevens zeigt in ihrer Fotoserie „The New Feminist“⁵ Männer mit pink gefärbten Strähnen in Bart oder Frisur, die sich als Feministen darstellen möchten, indem sie die stereotype geschlechtliche Zuweisung der Farbe brechen. Das Ergebnis ist deshalb so wirkungsvoll, weil die Männer nicht nur in pinker Kleidung gezeigt werden, sondern weil durch das Färben der Haare eine körperliche Aneignung stattfindet.

Pink umbenennen: Die Deutsche Telekom hat sich den seltenen Einsatz der Farbe Pink durch große Unternehmen auf dem Weltmarkt zunutze gemacht. Mit der Wahl der Hausfarbe hat sie eine visuelle Alleinstellung erreicht. Dies ist insoweit interessant, als die Deutsche Telekom einer technischen Branche zuzuordnen ist. Im Corporate-Design-Handbuch wird die Hausfarbe als Magenta (nicht Pink) bezeichnet, das entspricht der drucktechnischen Benennung des Farbtons. Dieses „Wording“ setzt sich auch in der Kommunikation nach außen in den Telekom-Produktbezeichnungen fort (z.B. Tarif „Magenta Mobil“). So wird die Farbe einem technischen (männlichen) Kontext zugeschrieben. Dies kann als Strategie gedeutet werden, ihre Akzeptanz zu erhöhen.

5 Bildquelle abzurufen unter <https://goo.gl/j3Vi4C> (Zugriff: 02.08.2017).

4.2 Schriften und Formen in Bezug auf Gender

Auch Schrift hat elementaren Einfluss auf die Gesamtwirkung eines Entwurfs. Vereinfacht gesagt: Derselbe Text kann durch Schriftwahl und Formatierung ganz unterschiedliche Aussagen kommunizieren. Erik Spiekermann hat dies beispielhaft in seinem Buch *Ursache und Wirkung, ein typografischer Roman* bereits 1982 verdeutlicht, indem er das Cover als Wendeumschlag in verschiedenen stilistischen Ausführungen anbot, einmal als Horrorheftchen, einmal als Kitschroman etc.

Abbildung 3: Wendeumschlag zum Buch „Ursache und Wirkung, ein typografischer Roman“ von Erik Spiekermann



Quelle: Verlag Hermann Schmidt
(Hinweis: Titel vergriffen).

Dank der heutigen digitalen Möglichkeiten können Designer_innen aus einer Vielfalt an Schriften schöpfen, wenn sie einen Entwurf entwickeln. Diese Vielfalt lässt sich im Allgemeinen in wenige Hauptkategorien aufgliedern, die jeweils ihre eigenen Ursprünge und Wirkungen haben. Hier wird auf zwei Kategorien eingegangen, die häufig zur stereotypen Geschlechtergestaltung beitragen.

Serifenlose Schriften (Sans Serif)

Unter den serifenlosen Schriften gibt es zahllose Ausführungen, die je nach Formsprache unterschiedlich wirken. Eine pauschale Genderbetrachtung sämtlicher serifenloser Schriften wäre daher unangemessen. Dennoch lassen sich einige allgemeine Aussagen zur Wirkung treffen. Vielfach werden serifenlose Schriften als „neutral“ empfunden. Die Entfernung der Serifen wird als Ornamentlosigkeit wahrgenommen und diese Reduzierung wiederum mit Geschlechtsneutralität gleichgesetzt. Serifenlose Schriften repräsentierten zu Beginn des 20. Jahrhunderts die moderne neue Typografie und wurden

Sinnbild für die Neue Sachlichkeit, Bauhaus-Entwürfe und die Moderne. Schriftentwürfe mündeten dabei in streng konstruierten Formen aus Kreis und Geraden (z. B. *Futura* von Paul Renner, 1927).

Abbildung 4: Serifenlose Schrift Futura von Paul Renner (1927)

FUTURA konstruiert

Quelle: fontshop.com (mit freundlicher Genehmigung von FontShop).

Laszlo Moholy-Nagy⁶ forderte 1926 sogar die Einführung einer Einheitsschrift, deren Groß- und Kleinbuchstaben sich formal nicht unterscheiden sollten. Schriften sollten auf objektiver, naturwissenschaftlicher Grundlage neu organisiert werden (Moholy-Nagy zit. nach Herrmann 2010). Moholy-Nagy formulierte damit das Universelle als Ideal (im Gegensatz zum Individuellen). Entsprechend galten die Grundformen (Kreis, Dreieck und Quadrat) ebenfalls als ideale „rationale“ Basis für Entwürfe. Man versprach sich von diesen Formen zudem eine einfachere industrielle Umsetzbarkeit. Die Reduktion auf Grundformen erzeugte jedoch nicht automatisch ein funktionales Design, sondern führte vermehrt zu formalistischen Entwürfen, deren Formen mehr dem modernen Symbolcharakter und weniger dem tatsächlichen Gebrauch oder der Produzierbarkeit geschuldet waren.

Kritisch ist, wenn serifenlose Schriften und konstruierte Formen dem Genderstereotyp folgend als „rational“ ausschließlich männlich gedeutet und eingesetzt werden (analog zu den „weiblichen“ Schreibschriften).

Schreibschriften (Skript), Handschriften

Geschwungene, grazile Buchstabenformen von Skriptschriften vermitteln je nach Ausgestaltung Leichtigkeit, Eleganz, Exklusivität, Individualität, Handgemachtes, Persönliches und Authentisches. Insgesamt haben diese Schriften eher schmückenden denn funktionalen Charakter, wirken als Ornament im Gesamtentwurf und eignen sich aufgrund ihrer geringeren Lesbarkeit eher für Auszeichnungen und weniger für Mengentexte. Diese Schriften kommen häufig in an Frauen adressierten Entwürfen zum Einsatz.

⁶ Meister am Bauhaus von 1923 bis 1928, Exil in die USA und 1937 Gründung der New Bauhaus in Chicago. Er trug damit zur Internationalisierung der Bauhaus-Ideen bei.

Abbildung 5: Scriptschriften Grafolita Script von Rui Abreu und DJ GROSS von SDFonts

Rebellisch, wild, mutig, abenteuerlich?
 Mit dieser Schrift wohl kaum.
 ELEGANT, GRAZIÖS, BRAV,
 SCHMÜCKEND? MIT DIESER
 SCHRIFT EHER NICHT.

Quelle: Adobe Typekit und Font Squirrel.

Kritisch ist hierbei, dass Schreibschriften je nach Kombination mit Farb- und Bildgestaltung stereotype Aussagen kommunizieren:

- a) die Frau als emotionales, auf Äußerlichkeit reduziertes, schmückendes Wesen,
- b) die Frau als Vertreterin der heimeligen, handgemachten – nicht professionellen – Sphäre,
- c) die Frau als „natürlicheres“ Geschlecht.

Handschriften mit stark individuellem Charakter und Schriften im Graffiti-Stil wirken rebellisch, unkonventionell und selbstbewusst. Sie nehmen grafischen Bezug auf die männlich konnotierte Lebenswelt des Hip-Hops und der Street Art. Diesem Stereotyp folgend, finden diese Schriften häufig Einsatz in an männliche Jugendliche adressierten Entwürfen.

Allgemein lässt sich sagen: Mit den Zuschreibungen von natürlichen Formen (weiblich) und konstruierten Formen (männlich) folgt man dem bereits von Aristoteles konstatierten Gegensatz von „Natur (Materie, Gefühl, Leidenschaft) und Kultur (Form, Verstand, Urteil)“ (Kroll 2002), also einer hierarchischen Zuschreibung zu Ungunsten der Frauen.

5 Digitale Beispiele

Die Gestaltung von Gender geschieht auf drei Ebenen (Van Oost 2003: 195): der individuellen (Fähigkeiten, Einstellungen, Identitäten), der strukturellen (z. B. geschlechter-spezifische Arbeitsteilung) sowie der symbolischen Ebene (kulturelle Prozesse, Normen, Werte). Aspekte und Merkmale, die weiblich oder männlich konnotiert sind, verändern sich durch Zeit und Ort und gelten daher als „dynamisches und multiples Phänomen“ (Van Oost 2003: 195). Im Folgenden werden Beispiele für Websites vorgestellt, die auf verschiedenen Ebenen Genderbezüge und -problematiken enthalten.⁷

⁷ Stand: Alle Beispiele wurden am 9. Januar 2017 abgerufen.

5.1 Die „geschlechtsneutrale“ Google-Startseite google.de

Google ist die beliebteste Suchmaschine im Web (95 % Marktanteil weltweit) und gehört zu den meist aufgerufenen Websites der Welt (Stand: Dezember 2016). Im Mittelpunkt der Startseite⁸ stehen allein das Google-Logo und das Sucheingabe-Feld auf *weißem Hintergrund*, eine scheinbar neutrale Fläche. Die Sucheingabe scheint zunächst die einzig mögliche Interaktion zu bieten. Das Logo in *serifenloser Schrift* unterstützt den schlichten Gesamteindruck, wird aber durch die *Grundfarben* Blau, Rot, Gelb und Grün belebt.⁹ Blau hat hier mehr Gewicht und wirkt in dieser Farbkombination weniger stark gegendert als Pink.¹⁰ Nutzungsbedingungen, Datenschutzerklärung und Einstellungen sind *Grau in Grau* am Fuß der Seite im Bereich der sog. Bannerblindheit platziert (Bereich, den Nutzer_innen als kaum relevant deuten, weil sie dort Werbung oder unwichtige Funktionen vermuten).¹¹ Grau ist als Indikator für „inaktiv“ bei Links verbreitet und lässt sie unwichtig wirken, obwohl hier für die Suchergebnisse essentielle Funktionen verborgen sind.

Nur die Anmeldung oben rechts ist als auffordernder blauer Button gestaltet: Google kann gezielter Werbung schalten und das Nutzer_innen-Verhalten analysieren, wenn sich diese anmelden.

Die Gestaltung erreicht, dass Google als reine Suchmaschine mit „neutralen“ Suchergebnissen erlebt wird. *Die Genderproblematik offenbart sich erst im zweiten Schritt*: den Suchergebnissen. Diese sind nicht so neutral, wie es das Design glauben machen möchte. Ist man als Nutzer_in angemeldet, werden Ergebnisse per Algorithmus auf das bisherige Suchverhalten zugeschnitten („personalisierte Suche“), unter Verwendung von Daten der Nutzer_in aus der Vergangenheit. Dies wird den Nutzer_innen aber nicht deutlich gemacht, sie bewegen sich also nur *vermeintlich* im selben World Wide Web wie andere Nutzende. Kritisiert wird, dass dieser Vorgang versteckt und/oder bewusst manipulativ stattfindet. Diese Personalisierung kann zu selbst reproduzierenden Zyklen führen (auch *Filter Bubble* genannt). Wird etwas öfter angeklickt, lernt der Algorithmus, dass dies das bessere Ergebnis sei. Stereotype Annahmen werden so unter Umständen verfestigt, Ansichten von Andersdenkenden ausgeblendet.¹²

Zudem wird eine automatische Vervollständigung zu Suchanfragen angeboten, die auf häufigen Sucheingaben auch anderer Nutzer_innen basieren. So können Gerüchte zu Personen als Tatsache erscheinen und reproduziert werden.¹³

8 Bildquelle „Geschlechtsneutrale“ Google-Startseite google.de abzurufen unter <https://goo.gl/BoHSJm> (Zugriff: 02.08.2017).

9 Farbe-an-sich-Kontrast (nach Itten).

10 Blau ist seit jeher die in Browsern voreingestellte Linkfarbe. Man kann annehmen, dass sie als Standard wahrgenommen wird, obwohl sie technisch längst einem individuellen Design folgen kann.

11 Auf den Ergebnisseiten sind die Einstellungen klein unter der Eingabemaske neben sieben weiteren Optionen zu finden.

12 Ein Problem von vielen digitalen Angeboten wie Musik- oder Videostreaming-Diensten: Sie können das Kreieren im eigenen Kosmos fördern. In sozialen Netzwerken können personalisierte Meldungen vorspiegeln, dass die Mehrheit die eigene Meinung teilt – ein Problem, das auch politische Folgen haben kann, siehe die US-Präsidentenwahl 2016.

13 Bekannt wurde in Deutschland der Fall Bettina Wulff, die Google aufgrund der Ergebnisse verklagte: Ihr Name wurde automatisch mit Begriffen aus dem Rotlichtmilieu kombiniert. 2013 hat der Bundesgerichtshof entschieden, dass Google automatisch ergänzte Suchvorschläge löschen

Auch in der Bildersuche spiegelt das Verhältnis der Häufigkeit von Bildmotiven nicht die Realität wider, wenn diese nach bereits geklickten Vorlieben angeboten werden. *Das Design spielt eine entscheidende Rolle*, denn die personalisierte Suche wird in der Such-Interaktion nicht sichtbar gemacht, die Option zur Deaktivierung wird nur im unscheinbaren Einstellungen-Menü und dem obligatorischen „Hinweise zum Datenschutz“-Popup kommuniziert und muss umständlich an zwei Stellen vorgenommen werden. Dies erfordert von den Nutzer_innen das Engagement, die Hinweise inklusive vertiefender Links tatsächlich zu lesen, oder das Vorwissen darüber, dass personalisierte Suche überhaupt existiert, und die technische Kompetenz, diese in den Einstellungen zu vermuten und zu deaktivieren.

5.2 Das genderspezifische Webangebot stardoll.com

Das 28-sprachige, werbefinanzierte Webangebot mit integriertem Online-Shop Stardoll aus Stockholm (Schweden) mit über 400 Mio. Nutzer_innen richtet sich an junge Frauen zwischen 7 und 17 Jahren und ist der Kategorie „Freizeit/Unterhaltung“ zuzuordnen.¹⁴ Stardoll ist nach eigener Darstellung

„die größte Online-Community für kreative Mädchen, die Mode und Shopping lieben, gerne Zimmer einrichten und neue Freunde aus aller Welt finden möchten. Die Mitglieder kreieren eine eigene Stardoll, gehen einkaufen, kleiden Dolls an, dekorieren ihre Suite, lassen ihrer Kreativität freien Lauf und knüpfen Kontakte miteinander.“ (Stardoll o. J.)

Auf allen Ebenen werden weibliche Klischees bedient; konzeptionell, gestalterisch und inhaltlich (individuell, strukturell, symbolisch). Strukturell werden vermeintliche Fraueninteressen und kreative Tätigkeiten aufgegriffen wie Hausarbeiten (Zimmer einrichten, dekorieren), Kommunikation (Freunde finden) und Interessen (Mode, Shopping). Diese werden in Abgrenzung zu Themen wie Konkurrenz, Kampf, Gewalt und Krieg noch einmal überbetont. Die Gründerin Liisa wird auf der Website wie folgt zitiert: „So viele Internetsites drehen sich um *Konkurrenzkampf und Gewalt*. Ich wollte eine positive Online-Umgebung für junge Mädchen schaffen, die kreativ sind und sich für Mode begeistern. Denn sie wünschen sich etwas anderes als *Kriegsspiele*“ (Stardoll o. J., Hervorhebungen K. B./C. H.).

Gestalterisch bedient das visuelle Konzept Gendercodes/-symboliken: An grafischen Formen finden sich vorwiegend Sterne und geschwungene Linien, vor allem in den Hintergrund-Grafiken. Farbliche Akzente (Verläufe, Lichtreflexe, Feenstaub, Sternenhimmel) werden überwiegend in Pastelltönen dargestellt. Die Farben Lila/Pink und Gold dominieren den Webauftritt (Trophäen, Schmuck).

Im Bereich der Schriften werden – neben dem Logo mit einer geschwungenen, rundlichen Typografie – zwar serifenlose Schriften verwendet, jedoch in Kombination mit Hand- und Skriptschriften oder beispielsweise der Schrift Bodoni, die wiederum geläufige Modezeitschriftengestaltungen imitiert.

muss, wenn sie direkt Persönlichkeitsrechte von Nutzenden verletzen. Vorbeugen kann man dieser Problematik jedoch nicht.

14 Bildquelle „Banner genderspezifisches Webangebot stardoll.com“ abzurufen unter <https://goo.gl/q9cDfF> (Zugriff: 02.08.2017).

Abbildung 6: Schrift Bodoni

BODONI

MODE & BEAUTY

Quelle: fontshop.com (mit freundlicher Genehmigung von FontShop).

Die bildliche Ebene besteht aus computergenerierten Illustrationen. Es werden vor allem Frauen und künstliche Umgebungen wie Wohnung („Suite“)/Laufsteg, Einkaufsstraßen/Schaufenster abgebildet. Die dargestellten Frauen stehen stets im Vordergrund und imitieren Barbie-/Model-/Star-Vorbilder in schönen Kleidern. Diese werden in verschiedenen Ethnien präsentiert, jedoch immer als schlanke, modebewusste, geschminkte, frisierte, wenig bekleidete junge Frauen. Weiterhin wird die Umgebung einer Glamourwelt geschaffen (Kino, Party, Modenschau), in Verbindung mit einem großen Auftritt.

Die Navigation besteht aus bildlichen Zeichen (Icons) und Text. Hier ist keine logische oder thematische Gliederung erkennbar. Im Bereich der Navigation werden verschiedene Spielebenen angeboten (Errungenschaften, Level, Starpoint etc.), verschiedene Orte (Schönheitssalon, Starbazaar, Starplaza, Partys, Clubs) und verschiedene Aktivitäten (Stardolls & Spiele, Designen & Verkaufen). Vielleicht ist dies der Versuch, unterschiedliche Zugänge zu dem Onlineangebot zu generieren. In den beiden folgenden Beispielen wird die Simplifizierungssystematik in Frauenkontexten deutlich. Es gibt in dem Webangebot zwar den Bereich „Regeln und Sicherheit“, hier werden jedoch nur sehr banale Themen beschrieben (Stardoll-Etikette, Probleme beim Einloggen/Anlegen eines Kontos). Im Chat-Banner werden drei Frauenköpfe mit Sprechblasen gezeigt, die sich nur anhand von Symbolen unterhalten („Hi“, Schuhe/Kleid, Ausrufungszeichen bzw. Musiksymbol/Tatze, OMG und Herz). Vielleicht wird jedoch auch der sprachübergreifenden Visualisierung Rechnung getragen (Übersetzungen nicht notwendig). Diese Darstellung befördert zudem das Klischee von Frauen, die sich gerne im sozialen Kontext über Banalitäten austauschen.

5.3 Der gendersensible BBC iPlayer bbc.co.uk/radio

Die Website BBC iPlayer Radio¹⁵ bietet einen Überblick über die Radiosender und Programme der BBC und die Möglichkeit, alle Sendungen aus unterschiedlichen Themenbereichen und Sendern digital abzurufen – der Content richtet sich also nicht spezifisch an Frauen oder Männer. Die Website ist ein Beispiel für ein Design for All unter

15 Bildquelle „Gendersensibler BBC iPlayer“ abzurufen unter <https://goo.gl/RW8Z7G> (Zugriff: 21.07.2017).

Verwendung von gegensätzlichen Gendercodes und für die Umdeutung von Pink im digitalen Design.¹⁶

Auf der gesamten übergeordneten Website wird Pink als Link- und Hervorhebungs-farbe verwendet, kombiniert mit schwarzen und dunkelgrauen Hintergründen. Durch den Quantitätskontrast (wenig Pink, viel Schwarz) „profitiert“ Pink vom männlich konnotierten Schwarz, sodass die Website passend zum übergreifenden Content visuell nicht eindeutig gegendert ist. Hier wird eine mögliche Strategie der gendersensiblen Gestaltung genutzt: gegensätzliche Gendercodes zu kombinieren, um eine eindeutige Zuweisung zu vermeiden und im Umkehrschluss die Ansprache für viele Gender zu öffnen. Es könnte argumentiert werden, dass Pink gegenüber Schwarz quantitativ geringfügig eingesetzt wurde und der Entwurf daher ein Ungleichgewicht der Geschlechter widerspiegeln. Dem wäre entgegenzuhalten, dass Pink a) als am stärksten geschlechtlich codierte Farbe gelten kann und daher schon in geringer Dosierung große Wirkung entfaltet und Pink b) hier nicht als passives Hintergrundelement eingesetzt wurde (im Gegensatz zum Schwarz). Als Link und Rollover-Farbe ist Pink mit Interaktionen wie Mausbewegung, Klicken, Auswählen verknüpft und wird entsprechend aktiv und funktional erlebt. Diese aktive Komponente wird durch kleine Rollover-Animationen verstärkt. Die Verknüpfung der Farbe mit allgemeinen Themen und den aktiven Funktionselementen der Website verleiht ihr eine neue Deutung und befreit sie von ihrem passiv-dekorativen Einsatz.

6 Strukturen aufbrechen durch gendersensibles Design

In den oben vorgestellten Beispielen wurden Ansätze von sog. genderneutralen, genderspezifischen und gendersensiblen Konzepten dargelegt. Diese drei Konzepte treten nicht immer in Reinform auf, sondern vermischen sich in unterschiedlichen gestalterischen Ebenen. Auch genderspezifisches Design kann als ein gendersensibles Angebot konzipiert werden, wenn es nicht auf Stereotypen basiert, sondern die individuellen Nutzungsbedürfnisse verschiedener Gender berücksichtigt. Zum Abschluss möchten wir auf einen sehr grundsätzlichen Aspekt des digitalen Designs eingehen, den Einfluss von Interaktions- und Navigationskonzepten auf Gender, und das letzte Beispiel mit gendersensiblen Denkansätzen im Entwicklungsprozess von digitalen Artefakten schließen.

Erhalten Nutzende über die Kategorie Geschlecht Zugriff auf spezifischen Content, verstärkt dies a) die gesellschaftliche Geschlechterdichotomie und macht b) die Navigation für Menschen, die sich Content für alle Gender ansehen möchten, umständlich.

Ein Beispiel hierfür sind Webangebote von Modelabels,¹⁷ die in der Navigation bereits bei Kinderkleidung zuerst die Wahl des Geschlechts erzwingen, bevor die betreffende Produktauswahl (Hose, Jacke, Oberteil) erscheint. Dies ist gerade hier überflüssig, da viele Kleidungsstücke für mehrere Gender möglich wären, aber nur über eine

16 Es bedarf für die Kombination von gegenteiligen Gendercodes nicht notwendigerweise der Farbe Pink. Dies kann auch auf der Basis von codierten Formen (rund-eckig, weich-hart etc.), Motiven, Schriften und weiteren Gestaltungselementen geschehen.

17 Bildquelle „Sortierung von Produkten im Modebereich“ abzurufen unter <https://goo.gl/ZLUUh4> (Zugriff: 21.07.2017).

Wahl auffindbar sind. Suchen Eltern eine Hose für ihre Tochter, müssen sie ihre Suche also zweimal ausführen, um alle möglichen Angebote zu sichten. Da in vielen Familien immer noch die Mütter für den Einkauf von Kleidung zuständig sind, ist die Interaktion neben dem zusätzlichen Aufwand auch ideologisch präjudiziert. Der Shop zementiert durch diese vorab getroffene Einteilung die Dichotomie der Geschlechter und unterstützt stereotype Rollenbilder in der Mode. Kinder werden in ihrer Kleiderwahl unnötig bevormundet: Die individuelle Genderidentität kollidiert hier mit der gesellschaftlich etablierten allein aufgrund der Struktur der Website.

Eine radikale Änderung wäre, die Mode ganz ohne Verweis auf das betreffende Geschlecht anzubieten oder alternativ die Vorauswahl nur nach Produktkategorie oder Verwendungszweck zu treffen und Geschlecht erst im zweiten Schritt als Filter-Option wie Größe und Farbe in der Navigation zu verankern. So ließe sich bei Bedarf die Auswahl auf reine Jungen- oder Mädchenmode reduzieren oder beide parallel verfügbar machen. Dies könnte nicht nur für Mädchen von Vorteil sein, sondern auch Jungen eine weniger stereotype Auswahl ermöglichen und darüber hinaus allen Nutzer_innen eine Erweiterung des eigenen Horizonts bieten.¹⁸

Es bleibt festzuhalten, dass Genderaspekte im gesamten „Entwicklungszyklus“ eines digitalen Angebots aufzufinden sind. Sie wirken:

- in der generellen Konzeption und der Wahl einer genderspezifischen oder genderübergreifenden Herangehensweise sowie der möglichen gender blindness,
- im Entwicklungsprozess durch die Annahmen über Nutzende und Fortschreibung von Genderskripten,
- in visuellen Gestaltungsbausteinen, die gesellschaftlich konstruierte Gendercodes enthalten und je nach Kombination Stereotype verstärken,
- in Algorithmen und Interaktionsmodellen, die Handlungen von Nutzer_innen steuern.

Die Analyse von Webangeboten ist vielschichtig, da jeder der genannten Aspekte eine Vielzahl an Untersuchungskontexten/-fragen aufwirft. Entsprechend komplex ist die Entwicklung von digitalen Artefakten und muss von den beteiligten Akteur_innen als solche erfasst werden. Die Betrachtung weiterer Untersuchungsfelder wie die Analyse zentraler Gestaltungsbausteine (Bildgestaltung, Formsprache und Komposition) hinsichtlich Gender könnte Thema einer weiteren Untersuchung sein.

Gender an sich ist ein fluides, gesellschaftliches Konstrukt, das einem ständigen Wandel unterliegt. Design kann diese Entwicklung maßgeblich auf struktureller und individueller Ebene mit beeinflussen und durch gendersensible Gestaltung gesellschaftliche Codes aufbrechen sowie besser bedienbare und interessantere Nutzungskonzepte schaffen, die gleichzeitig den eigenen Erfahrungshorizont durch Vielfalt erweitern.

18 Bildquelle „gettyimages: Lean In Collection – Schaffung neuer Bildwelten“ abzurufen unter <https://goo.gl/9tWeL8> und „Gendersensible App Fiete Match (Memo-Spiel)“ abzurufen unter <https://goo.gl/GCqUAT> (Zugriff: 25.07.2017).

Literaturverzeichnis

- Barletta, Marti (2005). *Marketing to Women: How to Increase Your Share of the World's Largest Market* (2. Aufl.). Dearborn: Kaplan Business.
- Bath, Corinna (2009a). *De-Gendering informatischer Artefakte: Grundlagen einer kritisch-feministischen Technikgestaltung*. Universität Bremen. Zugriff am 31. Januar 2017 unter <http://elib.suub.uni-bremen.de/edocs/00102741-1.pdf>.
- Bath, Corinna (2009b). Searching for methodology: Feminist technology design in computer science. *GICT 2009, Gender & ICT*. Bremen, 1–10. Zugriff am 02. August 2017 unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:46-ep000104274>.
- Bath, Corinna (2011). Wie lässt sich die Vergeschlechtlichung informatischer Artefakte theoretisch fassen? Vom Genderskript zur posthumanistischen Performativität. In Maria Katharina Wiedlack & Katrin Lasthofer (Hrsg.), *Körperregime und Geschlecht* (S. 221–243). Innsbruck: StudienVerlag.
- Brandes, Uta (2000). Dazwischen: Design und Geschlecht. In Angelika Cottmann, Beate Kortendiek & Ulrike Schildmann (Hrsg.), *Das undisziplinierte Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung – Einblick und Ausblick* (S. 177–189). Opladen: Leske + Budrich.
- Brandes, Uta (2014). Erste Erkundungen im Dickicht des Gender-Diskurses im Design. In Präsidentin der Fachhochschule Lübeck (Hrsg.), *Design und Gesellschaft: Wandel der Lebensformen, Öffnungszeiten – Papiere zur Designwissenschaft* (S. 25–33). Kassel: University Press.
- Brandes, Uta & Erlhoff, Michael (2011). Object World as Gender Staging. In Uta Brandes & Michael Erlhoff (Hrsg.), *My Desk is my Castle: Exploring Personalization Cultures* (S. 91–126). Basel: Birkhäuser. <https://doi.org/10.1515/9783034610421.91>
- Correll, Shelley J.; Benard, Stephen & Paik, In (2007). Getting a Job: Is There a Motherhood Penalty? *American Journal of Sociology*, 112(5), 1297–1339. <https://doi.org/10.1086/511799>
- Ehrnberger, Karin (2007). *Materializing Gender*. Nordes '07: Design Inquiries. Nordes Nordic Design Research Conference. Stockholm.
- Fine, Cordelia (2012). *Die Geschlechterlüge. Die Macht der Vorurteile über Mann und Frau*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Herrmann, Ralf (2010). *Die Bauhaus-Typografie*. Zugriff am 31. Januar 2017 unter www.typografie.info/3/artikel.htm/wissen/die-bauhaus-typografie-r/.
- Johnson, Lisa & Learned, Andrea (2004). *Don't Think Pink: What Really Makes Women Buy – and How to Increase Your Share of this Crucial Market*. New York: Amacom.
- Kessler, Suzanne J. & McKenna, Wendy (1985). *Gender: An Ethnomethodological Approach* (Neuauf.). New York: University of Chicago Press.
- Krämer, Katharina & Weller, Birgit (2012). *Du Tarzan Ich Jane You Tarzan Me Jane, Gender Codes im Design*. Hannover: Blumhardt Verlag.
- Kroll, Renate (2002). Geschlechterdifferenz. In Renate Kroll (Hrsg.), *Metzler Lexikon Gender Studies, Geschlechterforschung* (S. 153–154). Stuttgart: Metzler.
- Lübke, Valeska (2005). *CyberGender: Geschlecht und Körper im Internet*. Königstein/Ts.: Helmer.
- Maaß, Susanne (2003). Technikgestaltung im Kontext. Grenzgänge und Verbindungen. In: Barbara Thiessen & Kathrin Heinz (Hrsg.), *Feministische Forschung – Nachhaltige Einsprüche* (S. 211–235). Opladen: Leske + Budrich.
- Marsden, Nicola (2014). *Netzwerk Gender-UseIT*. Tagungsdokumentation der Fachtagung am 3. und 4. April 2014 in Berlin, S. 15. Zugriff am 31. Januar 2017 unter https://www.researchgate.net/publication/273130114_Netzwerk_Gender-UseIT_-_Tagungsdokumentation_der_Fachtagung_am_34_April_2014_in_Berlin.
- Marsden, Nicola & Kempf, Ute (2014). *Gender-UseIT: HCI, Usability und UX unter Gendergesichtspunkten*. Berlin, München, Boston: De Gruyter.

- Marsden, Nicola; Link, Jasmin & Büllesfeld, Elisabeth (2014). Personas und stereotype Geschlechterrollen. In Nicola Marsden & Ute Kempf (Hrsg.), *Gender-UseIT: HCI, Usability und UX unter Gendergesichtspunkten* (S. 91–104). Berlin, München, Boston: De Gruyter.
- Rode, Jennifer A. (2011). A theoretical agenda for feminist HCI. *Interacting with Computers: The Interdisciplinary Journal of Human-Computer Interaction*, 23, 393–400. <https://doi.org/10.1016/j.intcom.2011.04.005>
- Rommes, Els (2006). Gender Sensitive Design Practices. In Eileen M. Trauth (Hrsg.), *Encyclopedia of Gender and Information Technology* (S. 675–678). Hershey, London, Melbourne, Singapore: Idea Group Reference. <https://doi.org/10.4018/978-1-59140-815-4.ch104>
- Sandberg, Sheryl (2013). *Lean In. Frauen und der Wille zum Erfolg*. Berlin: Ullstein Buchverlage.
- Schirmer, Uta (2010). *Geschlecht anders gestalten. Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839413456>
- Stardoll (o. J.). *What is Stardoll?* Zugriff am 27. Juli 2017 unter <https://www.stardoll.com/de/help/article.php?sectionId=15&articleId=1>.
- Van Oost, Ellen (2003). „Materialized Gender“. How Shavers Configure the Users' Femininity and Masculinity. In Nelly Oudshoorn & Trevor Pinch (Hrsg.), *How Users Matter: The Co-Construction of Users and Technology* (S. 193–208). London: MIT Press.
- Wer ist hier clever, wer ist fleißig? (2017). *Spiegel Online*. 26.01.2017. Zugriff am 25. Juli 2017 unter www.spiegel.de/gesundheit/psychologie/gender-sechsjaehrige-maedchen-halten-jungs-und-maenner-fuer-schlauer-a-1131821.html.

Zu den Personen

Katja Becker, Prof. M. A., Professorin für Medien- und Interfacedesign an der Westfälischen Hochschule. Arbeitsschwerpunkte: Design Research, Designmanagement, UX Design und Corporate Design.

Kontakt: Westfälische Hochschule, Neidenburger Straße 43, 45897 Gelsenkirchen

E-Mail: k.becker@beau-bureau.de

Claudia Herling, Inhaberin des Designstudios Digitale Frische (Köln) und Lehrbeauftragte an der Fachhochschule Aachen und der Technischen Hochschule Köln. Arbeitsschwerpunkte: UX Design, Interaction Design, Corporate Design.

Kontakt: Digitale Frische, Spichernstraße 46, 50672 Köln

E-Mail: c.herling@digitalefrische.de

Visuelle Geschlechterinszenierungen von Musikerinnen

Zusammenfassung

Heute können Künstler_innen die Distribution, Vermarktung und Selbstinszenierung über Social-Media-Plattformen selbst steuern. In den Fotos, Artworks und Musikvideos, die die Musiker_innen über diese Plattformen verbreiten, werden visuelle Darstellungsmuster und Gestaltungsstrategien der Selbst- und Geschlechterinszenierung sowie ästhetische Inspirationsquellen und Trends sichtbar. Die vorliegende Untersuchung nimmt explizit Musikerinnen in den Blick und geht deren Selbst- und Geschlechterinszenierungen nach. Es werden genreübergreifend Beispiele gezeigt und untersucht, wie diese Plattformen und Technologien dazu beitragen, visuelle Hierarchien und stereotype Geschlechterrollen zu verändern sowie Selbst- und Geschlechterdarstellungen jenseits der heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit zu entwerfen. Dabei werden verschiedene oppositionelle Designstrategien aufgezeigt, die entweder das Geschlecht verwischen, die Betrachter_innen provozieren oder stereotype Geschlechterdarstellungen überwinden. Untersucht werden diese Möglichkeiten in Bezug auf die Frage nach der Gestaltung, also der Konstruktion von Gender.

Schlüsselwörter

Musikerinnen, Geschlechterinszenierungen, Visualisierung, Design, Musikvideo, Artwork

Summary

Visual performances of gender by female musicians

Today, artists can use social media platforms to control both the distribution and marketing of their work as well as their image. The photos, artwork, and music videos artists distribute through these platforms highlight the visual representation patterns and design strategies they use to represent themselves and their gender, and reveal sources of aesthetic inspiration and trends. This essay focuses on female musicians, exploring their representations of self and gender. Using cross-genre examples, we analyse how these platforms and technologies contribute to changing both visual hierarchies and stereotypical gender roles and how these media and tools are being used to design representations of self and gender that go beyond heteronormative gender binaries. We juxtapose different design strategies that blur gender, provoke the viewer, or overcome stereotypical gender representations. We then analyse these strategies in relation to questions of design, that is, to the construction of gender.

Keywords

Female musicians, representation of gender, visualization, design, music video, artwork

1 Parole Start¹: Eingrenzung, Gründe und Herangehensweise

Auch wenn die Bezeichnung Gender eine größere Spannweite aufweist als die Unterscheidung in männlich und weiblich, lässt sich diese binäre Einteilung im Zuge der folgenden Analyse nicht vermeiden,

¹ Mit der Hamburger Band *Parole Trixi* begann Ende der 1990er-Jahre in Deutschland das, was die US-amerikanische Riot-Grrrl-Bewegung initiiert hatte.

„wobei diese Analysen immer auf dem Hintergrund von gesellschaftlich zugeeigneten und zugemuteten Geschlechterrollen und Geschlechtsidentitäten zu lesen sind. Es handelt sich also um die Positionierung, die Selbstwahrnehmung und Selbstbewertung der Geschlechter im Verhältnis zu den gesellschaftlich konstruierten Rollen“ (Brandes 2014: 27).

Dieser Beitrag widmet sich genreübergreifend der stark ausdifferenzierten Musiklandschaft und geht nicht den expliziten Zeichen, Codes, Bildsprachen und etablierten Geschlechterdarstellungen innerhalb einzelner Musikrichtungen nach. Auch wäre bei der Analyse von Artworks und Bildern eine weitere Ausdifferenzierung zwischen dem, was wir weitläufig als *Mainstream* verstehen, und den verschiedenen Subkulturen denkbar, was an dieser Stelle jedoch aufgrund des beschränkten Raumes nicht möglich ist.

Die vorliegende Betrachtung nimmt in der Designanalyse der einzelnen Medien explizit die Darstellung von Musikerinnen in den Blick und geht deren Selbst- und Geschlechterinszenierungen in Fotos, Artwork und Musikvideos nach. Für Künstlerinnen ist es heute eine große Herausforderung, sich im nach wie vor von Männern dominierten Musikgeschäft zu etablieren. Außerdem ist meiner Beobachtung nach besonders die visuelle Darstellung von Künstlerinnen in Artwork und Musikvideos durch eine lange Historie von stereotypen Geschlechterdarstellungen geprägt, die es zu überwinden gilt.

Um das zu illustrieren, widme ich mich im Folgenden drei prägnanten Beispielen aus der Vergangenheit:

Abbildungen 1 bis 3: The Jonah Jones Quartet – „I Dig Chicks!“ (1959); Serge Gainsbourg & Jane Birkin – „Jane Birkin. Serge Gainsbourg“ (1969); Nino Ferrer – „Nino And Radiah“, (1974)



Quelle: Stephan Glietsch.

Das Design des Albums „I Dig Chicks!“ (1959) von Jonah Jones liefert ein gutes Beispiel dafür, wie Frauen als verfügbares Sexobjekt und Accessoire inszeniert wurden. Auf der Schaufel eines schwarz lackierten Baggerarms, der von der Seite ins Bild ragt, sind vier Frauen in unterschiedlichen Posen platziert. Obwohl sie alle bekleidet sind, sind ihre sekundären Geschlechtsmerkmale Po, Hüften und Brüste durch die unbequem scheinende Haltung der Frauen deutlich in Szene gesetzt. Auf dem Arm des Baggers steht der Name des Künstlers, darunter, und auf die Brust einer der Frauen zulaufend, der Name des Songs „I Dig Chicks!“. Über das Design wird vermittelt, dass es sich bei dem Künstler um den „omnipotenten Aufreißer“ handeln muss, der über die von ihm – um im Wortspiel „dig“ zu bleiben – ausgegrabenen (willenlosen) Bodenschätze frei verfügen kann (und wird).

Am Beispiel des Albums von Serge Gainsbourg und Jane Birkin (1969) lässt sich erkennen, wie Frauen in den Vordergrund platziert wurden, um als Schmuckobjekt das Produkt Schallplatte – für (männliche) Käufer – attraktiv zu gestalten. Wir sehen die schöne, junge Jane Birkin mit freien Schultern und leicht geöffneten Lippen vor diffussem Hintergrund. Sie schaut die Betrachter_innen direkt an. Die Platte beinhaltet das berühmte Duett „Je t’aime“ mit Serge Gainsbourg, das wegen eindeutig sexueller Atemgeräusche und Stöhnlaute ein großer Skandal, aber gleichzeitig ein Verkaufshit wurde. Serge Gainsbourg, obwohl Sänger und Komponist dieses Albums, taucht auf dem Cover nicht auf. So können die (vermeintlich männlichen) Betrachter_innen also davon ausgehen, dass Jane Birkin mit „Je t’aime“ genau sie meint.

Bei Nino Ferrers Albumcover „Nino And Radiah“ (1974) wird der Inszenierung der Frau als Sexobjekt noch die eindeutige Komponente der visuellen Hierarchisierung hinzugefügt. An der Schulter eines fest auf beiden Beinen stehenden, komplett angezogenen Mannes stützt sich eine unbedeckte Frau auf und lächelt seitlich in die Kamera. Bei dieser Gestaltung muss man nicht lange überlegen, wer hier wohl ‚die Hosen anhat‘.

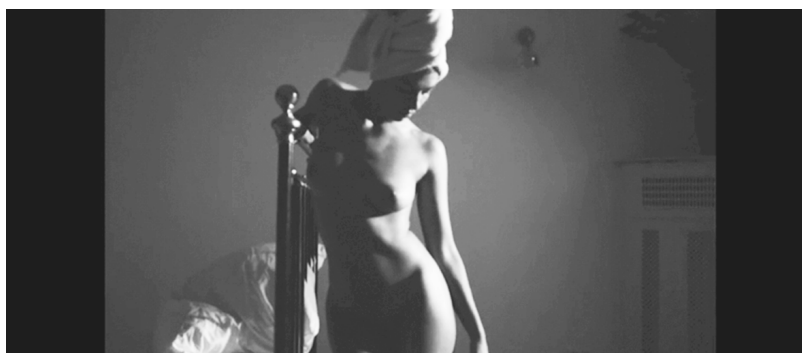
Ähnliche Beispiele finden sich bis heute – an diesen Darstellungstereotypen hat sich also nicht sehr viel geändert. Daher ist es meiner Auffassung nach für Musikerinnen ungleich relevanter und herausfordernder als für Musiker, sich mithilfe von Design neue Räume und eine bessere Sichtbarkeit zu er- und verschaffen. Im Folgenden werde ich einige Beispiele beschreiben und analysieren, in denen es gelingt, durch intelligentes Design die Repräsentation von Musikerinnen dahingehend zu verbessern, dass sie Selbst- und Geschlechterdarstellungen entwerfen, die visuelle Hierarchien und stereotype Geschlechterrollen überwinden und unterlaufen.

2 Vorspiel – „denn es bricht aus“

Bevor ich die heute existierenden Chancen für Künstlerinnen herausarbeite, möchte ich durch ein meiner Meinung nach missglücktes Beispiel die Notwendigkeit eines starken und konsistenten Designs veranschaulichen: Die Sängerin Alina Süssgeler geht es im Video von *Frida Gold* – ganz im Sinne des Liedtitels – „langsam“ an, nämlich in der Badewanne. Die ersten Bilder zeigen die schöne junge Frau mit geschlossenen Augen im grünblauen Badewasser. Es folgen Close-ups vom Gesicht und dem nackten

Körper der Sängerin, sie berührt sich selbst und reibt mit ihren Fingern über ihren Nacken. Das Licht schimmert im Badewasser, ihre glatt rasierten Beine sind sichtbar. Sie macht sich klein, hat die Beine schützend angewinkelt. Man erkennt, dass ihr Tränen über die Wangen laufen. Im Folgenden sieht man die Künstlerin nackt bis auf ein Handtuch um den Kopf in einem Schlafzimmer. Sie sitzt auf einem Holzfußboden vor dem Bett, sanft verdeckt durch den Schatten, den eine Zimmerpflanze erzeugt. Diese gediegenen Lichtverhältnisse rahmen die nächsten Bilder, die Alina Sügeler unbekleidet zeigen: erst ihre Rückenpartie auf weißer Bettwäsche, dann sitzend – sie verdeckt ihre Brüste und ihre Scham durch eine angewinkelte Arm- und Beinstellung. Immer wieder berührt sie sich dabei sanft selbst, streichelt z. B. ihren Nacken und ihren Bauch. Einige Zeilen des Liedes singt sie mit. In einer Einstellung sieht man sie von hinten stehend und sie blickt die Betrachter_innen über ihre Schulter hinweg direkt an. Sie scheint sich der Betrachtung durch eine andere Person bewusst und präsentiert sich, um sich anschauen zu lassen (passiv). Die Kamera schwenkt langsam und zeigt im Anschnitt das französische Messingbett, das aus dem Hintergrund zurückhaltend beleuchtet ist. Es fallen die blanken, makellosen Wände auf – man denkt an ein Hotelzimmer. Die Sängerin steht nackt neben dem Bett, Hüfte gekippt, ein Bein entlastet, den Kopf schräg mit nach unten gesenktem Blick (devot). Dann raucht sie und schaut direkt in die Kamera. Es folgen Close-ups auf verschiedene Körperteile, sehr oft den Mund. Nach der Textzeile „dann lässt du es langsam raus“ steht sie noch kurz (immer noch unbekleidet) auf einem Balkon, dann geht es raus auf die Straße, „denn es bricht aus“ – was im Schutz der Nacht geschieht. Nackt bis auf ein Paar Turnschuhe rennt die Sängerin im Scheinwerferlicht eines teuren Sportwagens (Cabrio) über ein menschenleeres Gelände, das an eine Testfahrtstrecke oder das Tempelhofer Feld erinnert, und singt von „Freiheit“. Sie sieht sich ängstlich um und man erkennt im Gegenschnitt, dass sie selbst es ist, die (diesmal angezogen mit Wollmütze und Kapuzenjacke) den Wagen fährt und sie verfolgt.

Abbildung 4: Frida Gold – „Langsam“ (2016), Screenshot



Quelle: www.youtube.com/watch?v=Uj320hzS-Lg (Zugriff: 01. Februar 2017).

Hier werden gleich mehrere etablierte stereotype Darstellungsmuster von Frauen in Musikvideos und Artwork bedient. So nutzt die Regisseurin des Videos, Autumn

Sonnichsen², in nur einem Clip eine Vielzahl von konventionellen Visualisierungen weiblicher Rollen: Wir sehen Alina Süssgeller als schwaches Wesen, als verfügbare Verführerin und als Verkörperung männlicher Potenzwünsche (Blume 1993). So visualisiert dieses Video die allgegenwärtige Dichotomie von Heiliger und Hure, wonach Frauen entweder als „melancholy victim“ (Lemish 2003: 26) oder als „iron bitch“ (Lemish 2003: 26) dargestellt werden – in diesem Fall als melancholisches Opfer. Zusätzlich werden durch die Close-ups auf Bauch, Mund und Nacken der Sängerin einzelne Körperfragmente als Ornament bzw. dekoratives Accessoire in Szene gesetzt (Blume 1993). Der Blick der Künstlerin über ihre Schulter in die Kamera und das ‚Ersatzstreicheln‘, das an verschiedenen Stellen des Videos gezeigt wird, sind eindeutig an einen (männlichen) Betrachter gerichtet: Männer sehen, Frauen werden angesehen. Hier findet eine klare visuelle Hierarchisierung statt, und es wird die männliche Schaulust, der sogenannte „male gaze“ (Mulvey 1975: 837), bedient. Dass die Künstlerin schließlich mit einem teuren Luxusfahrzeug sowie Kapuzenpulli und Wollmütze auf eher männlich konnotierte Objekte zurückgreift und damit ihr nacktes (weibliches) Opfer über die Rennstrecke jagt, kann als weitere Zurschaustellung der männlichen Überlegenheit verstanden werden. Der „Mann“ jagt seine schwache Beute.

Es ist anzunehmen, dass sich die Künstlerin ursprünglich als authentische, starke Frau inszenieren wollte. Vielleicht sollte uns ihre Nacktheit sagen, dass sie sich nicht hinter aufwendigen Kostümen und Make-up verstecken, sondern sich zeigen will, wie sie ist, und selbstbestimmt ihren Weg geht. Falls dem Video diese Intention zugrunde lag, kann sie als missglückt bewertet werden. Es gibt dagegen ein Foto von Patti Smith aus dem Jahr 1976, fotografiert von dem US-amerikanischen Fotografen und bildenden Künstler Robert Mapplethorpe.³ Auf der Schwarz-Weiß-Fotografie sieht man, wie Patti Smith auf einem Holzfußboden in einem ansonsten leeren Raum sitzt.⁴ Sie wird nicht betrachtet, sondern schaut die Betrachter_innen mit klarem Blick direkt an. Wir sehen, in aller Verwundbarkeit, eine starke, selbstbestimmte Frau.⁵

3 Changes

Noch bis Ende der 1990er-Jahre waren männlich dominierte Plattenfirmen bzw. Musiklabels für die Distribution und Vermarktung von Musiker_innen und Bands verantwortlich, was auch deren Inszenierung mit einschloss. Über die Darstellung auf Platten- und CD-Hüllen und in Musikvideos nahmen diese Unternehmen so auch Einfluss auf die Geschlechterdarstellungen, die häufig stereotype Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit bedienten.

2 Eine Fotografin und Regisseurin, die vor allem für ihre Aktfotografien in „Men’s Vogue“, „Playboy“, „Maxim“ oder „FHM“ bekannt ist.

3 www.tate.org.uk/art/artworks/mapplethorpe-patti-smith-ar00186 (Zugriff: 04.12.2016).

4 Es handelt sich um das Apartment des Fotografen, der eng mit Patti Smith befreundet war.

5 Sollte das Konzept hinter dem Video von *Frida Gold* jedoch gewesen sein, mit der Freizügigkeit der Sängerin zu überraschen und dadurch zu provozieren, wäre eine solche Inszenierung im Jahr 2016 nicht (mehr) ausreichend.

„Als Erstes bekommen wir von Island⁶ einen Art Director⁷ zugewiesen. [...] Er sagt, das Cover muss knallpink und aus Plastik sein, quer drüber ziehen sich Risse und Reißverschlüsse. Verfluchter Mist. Ich sage, wir wollen was, das reflektiert, wer wir sind und was für Musik wir machen, und das hat mit rosa Plastik nichts zu tun.“ (Albertine 2016: 243)⁸

Heute funktionieren Distribution und Bereitstellung von Musik anders, wobei die Social-Media-Anwendungen und deren Technologien eine zentrale Rolle spielen. Da es immer weniger große Plattenfirmen und viel kleinere Budgets gibt, haben die Musiker_innen in Bezug auf den Vertrieb und die Vermarktung ihrer Musik heute eine größere Verantwortung, aber auch mehr Möglichkeiten der Selbstbestimmung. Damit geht eine im besten Fall konsistente Visualisierung ihrer künstlerischen Identität und ihres Images einher, worüber sie natürlich auch Geschlechteridentitäten im Spannungsfeld von medialer Präsentation und Rezeption generieren und kritisieren oder performieren könnten.

Gegenwärtig können Künstler_innen die Distribution, Vermarktung und Selbstinszenierung beispielsweise über Social-Media-Plattformen wie Bandcamp, YouTube, Facebook, Instagram etc. selbst beeinflussen. Diese Medien bieten Musiker_innen neue Freiheiten und Möglichkeiten in der Selbst- und Geschlechterpräsentation, stellen jedoch andererseits auch neue gestalterische Anforderungen an sie und fordern Verantwortung ein, da für diese Kanäle Fotos, Illustrationen, Videos und Animationen herzustellen sind, die die künstlerische Identität transportieren. Dem Design kommt so eine immer größere Rolle und Verantwortung zu. Da sich Künstler_innen grundsätzlich derselben Kanäle und Plattformen bedienen wie das Publikum, ist eine direkte Beziehung zu diesem hergestellt und dadurch eine wechselseitige Inspiration möglich. Diese Form der Partizipation prägt eine Entwicklung, die zu neuen Darstellungsstilen und Geschlechterrepräsentationen führt.

Für die Künstler_innen haben sich dadurch folgende designrelevante Faktoren geändert:

- Es müssen mehr Bilder für mehr Kanäle generiert werden. Zu den bereits etablierten Repräsentationsmöglichkeiten wie Cover-Artwork, Musikvideo, Bühnenperformance, Fotos für Bandinfo und PR, Website, Plakate etc. sind durch soziale Medien neue Optionen hinzugekommen. Ergänzend müssen Verkaufsplattformen, wie z. B. iTunes Store oder ggf. Apps, bespielt werden. Daraus wird deutlich: Ein wiedererkennbares, konsistentes Designkonzept wird immer wichtiger.
- Es stehen dafür kleinere bis keine Budgets zur Verfügung.
- Die nötige Technik zur Erstellung designrelevanter Inhalte ist leichter und in größerer Zahl zugänglich. So sind z. B. Kameras für Foto und Film, die semi- bis professionelle Standards generieren können, günstiger geworden. Jedes gute Smartphone kann heute Bilder in ausreichender Qualität produzieren. Für die Veröffentlichung im Internet gilt außerdem, dass dies durch technische Vereinfachungen leichter ge-

6 *Island Records* ist ein Musiklabel.

7 Der hier beschriebene Artdirector konnte sich nicht durchsetzen und wurde später durch Neville Brody ersetzt.

8 Viv Albertine war Gitarristin von *The Slits*, einer der wegweisendsten britischen Punkbands, die als Punk-Pionierinnen gelten.

worden ist. So ist die Bildbearbeitung heute schon in vielen Veröffentlichungsprogrammen wie z. B. Instagram enthalten.⁹

- Die Software zur Bearbeitung der erstellten Bilder ist leicht zugänglich, ihre Anwendung wird in verschiedenen Online Tutorials erklärt und ist somit theoretisch für jede und jeden anwendbar.
- Durch Partizipation, wie die sozialen Medien sie ermöglichen, findet ein direkterer Kontakt mit den Rezipient_innen statt. Dies erzeugt eine Wechselwirkung: Zum einen können die Künstler_innen den Grad der Nähe zu ihren Followern in den sozialen Netzwerken selbst bestimmen und die Intensität der Einblicke in das Privat- und Erleben steuern. Zum anderen bekommen sie über die Rückmeldungen und Posts ihrer Fans nicht nur einen Überblick über deren Zustimmung und Kritik hinsichtlich ihrer Veröffentlichungen und können darauf ggf. reagieren, sondern erfahren auch etwas über deren Lebens Themen, Looks und Styles. Diese Rückmeldungen können die Künstler_innen als Inspiration nutzen, um sowohl ihre inhaltlichen Themen als auch ihre visuellen Repräsentationsformen in Bild, Video, Style und Performance weiterzuentwickeln. Über sogenannten User-generated Content findet eine noch weitere Verbreitung statt, wenn Fans z. B. Musikvideos nachdrehen und wiederum ins Netz stellen. So tanzen beispielsweise viele Nutzer_innen komplizierte Choreografien nach und stellen diese online. Auf diese Weise werden im Netz mehrere tausend Nachtanzt-Videos generiert, die natürlich eine wiederum erhöhte Verbreitung des zugrunde liegenden Musikstücks gewährleisten. Viele Künstler_innen geben ihren Fans auch die Möglichkeit, das Design selbst zu steuern und anzupassen, indem sie z. B. rohes Bildmaterial zur Verfügung stellen, das die Fans dann selbst schneiden können, um daraus ihre persönliche Version zu erstellen (und natürlich auch wieder in die sozialen Medien zurückzuspielen).

4 Chancen durch Design

Aufgrund der angeführten Veränderungen haben Künstlerinnen gegenwärtig mehr Mittel und Möglichkeiten, zu den tradierten Repräsentationen von Weiblichkeit in Artwork, Fotos und Videos in Opposition zu treten. Diese Instrumente sollen hier in Bezug auf die Frage der Konstruktion von Gender durch Gestaltung untersucht werden.

Design kann im besten Fall visuelle Hierarchien und stereotype Geschlechterrollen verändern sowie Selbst- und Geschlechterdarstellungen jenseits der heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit entwerfen. Dabei werden verschiedene alternative Designstrategien unterschieden, die entweder das Geschlecht verwischen, die Betrachter_innen provozieren, sich Maskulinität aneignen oder stereotype Geschlechterdarstellungen überwinden. Die Strategie der „Selbstsexualisierung“ (Reitsamer 2015: 96), in der sich

9 Dadurch wächst allerdings gegenwärtig auch die Gefahr einer ästhetischen Universalisierung durch automatisierte Bildbearbeitung und Filter. Über den automatischen Einsatz von Weichzeichnern, die Veränderung des Hauttons sowie die Bereinigung von Falten und Hautunreinheiten etc. in dieser Art von Software wird die Realität verformt und es werden Stereotype etabliert und verbreitet.

die Künstlerin selbstbestimmt sexualisiert und sich so von einem durch den männlichen Blick objektivierten Sexobjekt in ein wissendes und handlungsmächtiges Sexsubjekt verwandelt, wird hier nur im Kontext der Provokation behandelt. Die produzierten Bilder, die durch narzisstische Selbstobjektivierung und die Präsentation eines mit viel Disziplin perfekt modellierten weiblichen Körpers von Künstlerinnen wie z. B. Rihanna, Azealia Banks und Nicki Minaj generiert werden,¹⁰ sind dabei aus der Betrachtung ausgenommen, da sie auf der Gestaltungsebene keine Alternativen zur sexualisierten Darstellung von Frauen als Objekte liefern. Hier wird der Körper zwar als zentrale Ressource für eine weibliche Identitätskonstruktion stilisiert und birgt somit ein für eine oppositionelle Haltung notwendiges Machtpotenzial (vgl. Gill 2016 [2007]: 545), diese Form von Macht ist jedoch fraglich. „Mädchen und Frauen werden mit Handlungsmacht (agency) ausgestattet, damit sie sich selbst als die Art von Subjekt konstruieren können, das der heterosexuellen männlichen Fantasie, wie sie in der Pornografie zu finden ist, nahekommt“ (Gill 2016 [2007]: 545). Ohne ergänzende Aufklärung ist die Strategie für die Betrachter_innen nicht als solche identifizierbar. Die in dieser Form von Design und Artwork inszenierte „Selbstsexualisierung“ löst sich also nur durch zusätzliche Informationen auf, welche die jeweiligen Künstlerinnen in Liedtexten, Interviews sowie Tweets und Posts auf ihren Social-Media-Kanälen selbst ergänzen. Fehlen diese Ausführungen, ist es den Betrachter_innen nicht ohne Weiteres möglich, am Design zu erkennen, ob es sich um eine selbstbestimmte Inszenierung und Darstellung handelt oder nicht. Diese Form der weiblichen Selbstinszenierung spare ich daher aus meiner Analyse aus und fokussiere auf Beispiele, die durch Design eine überzeugende Alternative zur tradierten und stereotypen Repräsentation von Weiblichkeitsbildern in Artwork, Fotos und Videos darstellen.

Ausgehend von verschiedenen Definitionen, wie sie für Musikvideos erstellt und z.B. von Klaus Neumann-Braun und Lothar Mikos beschrieben werden (Neumann-Braun/Mikos 2006: 95ff.), habe ich vier Strategien ausdifferenziert und entsprechend erweitert. Diese lassen sich auf das gesamte Gestaltungskonzept von Musikerinnen übertragen:

1. Unschärfen/Verschleiern/Verwischen
2. Provozieren
3. Aneignen von Maskulinität
4. Inszenieren von Weiblichkeit als Prinzip

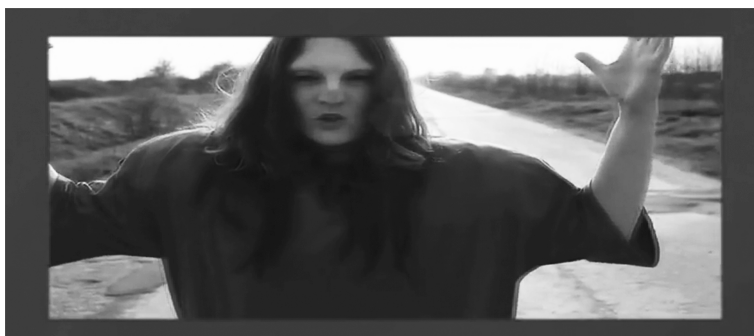
4.1 Strategie 1: Unschärfen/Verschleiern/Verwischen

Ein gutes Beispiel für die Strategie der Unschärfe liefert die/der englische Künstler_in Planningtonrock. Geboren wurde sie/er 1973 im englischen Bolton und änderte 2013 ihren/seinen Taufnamen offiziell von Janine in das geschlechtlich nicht eindeutige Jam. In ihren/seinen Arbeiten, die neben Musik auch Performancekunst und Multimediainstallationen umfassen, setzt sie/er sich mit der Frage nach einer Definition von Gender und

10 1992 liebte Sir Mix-a-Lot „Big Butts“, heute lieben Künstlerinnen wie Nicki Minaj ihren „Butt“ selbst und setzen ihn und ihre „Nipples“ (Azealia Banks) medienwirksam ins Zentrum ihres visuellen Erscheinungsbildes.

deren Grenzen auseinander. Um die Geschlechtsmerkmale ihres/seines eigenen Körpers zu verwischen, nutzt sie/er auf der akustischen Ebene Autotune und arbeitet bei Design und Performance viel mit dem Zusammenspiel von Licht und Maskerade. Die/der Künstler_in setzt außerdem Bildbearbeitungs- und Videosoftware ein, um durch Dekonstruktion von Foto und Bewegtbild die Grenzen der eigenen Gestalt zu verändern und den eigenen Körper so weniger eindeutig darzustellen. Planningtonrock nennt das: „Playing around with gender“ (Walter 2015: 19). In seinem Artikel „Die Diktatur der Normalos“ zitiert Klaus Walter die/den Künstler_in mit den Worten: „Ich möchte die Grenzen, in denen wir leben, ausdehnen, die Art, wie wir definiert werden“ (Walter 2015: 20). In dem selbst konzipierten Artwork, das Videos, Cover, Live-Performance und Kostüme auf der Bühne umfasst, zeigt sich, wie Planningtonrock das auf der Designebene umsetzt. Um die visuellen Komponenten zu benennen, möchte ich an dieser Stelle das von ihr/ihm produzierte Musikvideo zum Lied „The Breaks“ exemplarisch beschreiben.

Abbildung 5: Planningtonrock – „The Breaks“ (2011), Screenshot



Quelle: www.youtube.com/watch?v=BWO9LweKzV8 (Zugriff: 01. Februar 2017).

Inhaltlich besteht das Musikvideo aus zwei Szenen, die im Wechsel gezeigt werden: zum einen die/den singende/n Musiker_in Jam alleine, zum anderen Jam mit einem etwa neunjährigen Mädchen im Arm, das genauso aussieht wie Jam selbst. Die Handlung des Videos findet auf Brachland statt, es könnte ein altes Militärgelände sein – eine Betonszenerie, die sich die Natur mit karger Flora zurückerobert. Das Videomaterial ist monochrom blau und schwarz-weiß gefärbt und erinnert an eine Handkamera, durch seinen Blaustich und die Körnung an manchen Stellen auch an VHS-Material.

Die herausstechenden Merkmale des Videos sind das stark verfremdete Aussehen der Person und ihre Art, sich zu bewegen. Ihr Gesicht ist durch diverse grobe Ergänzungen an Nase und Stirn manipuliert und sieht maskulin aus. Außerdem wird durch die Maskerade die Mimik eingeschränkt, der Ausdruck ist nicht mehr klar zu erkennen. Zusätzlich ist die Statur der Person durch Schulterpolster stark verändert, wodurch sie breit und groß wirkt und in der Verbindung mit den langen Haaren und der eher weiblichen Mundpartie Irritationen hervorgerufen werden. Die Bewegungen sind stellenweise in Zeitlupe und deuten Posen an, die als tänzerische Elemente verstanden werden können, jedoch vage bleiben. Die Verschleierung wird auf der Bildebene zudem dadurch verstärkt, dass die Bilder durch

verschiedene Filter und die Überlagerung mehrerer Sequenzen an Unschärfe gewinnen. Die Verwendung von gazeartigem, transparentem Stoff und der stellenweise Einsatz von Nebel verstärken den Eindruck des Undurchsichtigen und Uneindeutigen.

Dieses Designkonzept einer unklaren und undefinierten Genderzuordnung zieht sich durch das gesamte Artwork, das neben den Bildern für Plattencover und Pressearbeit auch Bühnenperformance, Bühnenbild und Live Visuals umfasst. Maskerade, Nebel, Schleier und Modulation sowie die Verfremdung von Bild- und Videomaterial werden durchgängig eingesetzt, um Geschlechterdifferenzen unkenntlich zu machen und aufzulösen.

Ein ähnliches Konzept nutzt auch die englische Künstlerin Elizabeth Bernholz aka Gazelle Twin. Sie arbeitet mit einfachen Mitteln, um ihren Körper zu verändern und so weniger eindeutig darzustellen. In dem von ihr selbst entwickelten Artwork zum Album „unflesh“ wird das Gesicht durch eine blickdichte Strumpfmaske unkenntlich gemacht und die weibliche Gestalt durch einen weiten Kapuzenpulli verschleiert. Zusätzlich trägt sie unter der Kapuze eine braune Langhaarperücke. Auf Fotos, in Videos und Illustrationen ist der einzig sichtbare Mund oft zu einer wütenden, zähnefletschenden Fratze verzogen. Die Posen und der Habitus sind in ihrer Aggressivität eher männlich konnotiert, während die auffällig in Szene gesetzten langen Haare das Wesen als weiblich erscheinen lassen, wodurch eine anhaltende Verstörung hervorgerufen wird. Die Künstlerin ist auf diese Weise nicht nur unkenntlich, sondern verströmt auch etwas Bedrohliches, weil sich eine Unsicherheit in Bezug auf das vermummte Gegenüber einstellt. Es ist nie sicher, wer sich hinter dieser Maskerade verbirgt – ein Eindruck, den die Künstlerin z. B. im Video zu ihrem Lied „Exorcise“ verstärkt, in dem mehrere gleich aussehende „Gestalten“ auftauchen.

Abbildung 6: Gazelle Twin – „Exorcise“ (2014), Screenshot



Quelle: www.youtube.com/watch?v=opfewQ2eab8 (Zugriff: 01. Februar 2017).

Zum Konzept der Verschleierung von Gender zähle ich auch die Vorgehensweise von Künstlerinnen, die in ihren Artworks nicht als Person kenntlich sind, sondern nur Grafiken oder Illustrationen verwenden, die keinen eindeutigen Genderbezug zulassen.

4.2 Strategie 2: Provozieren

Um die Form der provokativen Strategie zu erläutern, ist die Künstlerin Merrill Nisker aka Peaches ein gutes Beispiel. Sie entwickelt seit Jahren einen Raum für „alternative sexuelle Identitäten“ (Reitsamer 2015: 96), indem sie mit queeren künstlerischen Praktiken und Repräsentationen die „binäre Logik der Geschlechterdifferenz“ (Reitsamer 2015: 96) herausfordert und sich als wissendes und handlungsmächtiges Sexsubjekt inszeniert. Um zu veranschaulichen, wie sie das auf der Gestaltungsebene umsetzt, bietet das von ihr selbst produzierte Musikvideo zu ihrem Song „Rub“ eine Vielzahl der für Peaches charakteristischen Bildsprache, ihrer Kostüme und Artefakte. Die Inhalte verweisen in ihrer derben Anschaulichkeit und Direktheit auf die verschwimmenden Grenzen zwischen Pornografischem und Mainstream, wie sie sich gegenwärtig abbilden, und illustrieren den z. B. von Rosalind Gill beschriebenen „Porn Chic“ (Gill 2007: 546). Die Darstellungen sind stellenweise drastisch und verweisen so auch auf ein grundsätzliches Problem der Provokation, die es in einer ständig radikaler werdenden Bilderwelt schwer hat, überhaupt noch als solche wahrgenommen zu werden – ein wichtiger Diskurs, der an dieser Stelle jedoch nicht weiter verfolgt werden kann. Die Strategie der Künstlerin Peaches ist ein wichtiger Beitrag, um Alternativen zur etablierten Repräsentation von Künstlerinnen zu beleuchten, da sie Geschlecht und Sexualität nicht auf Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität beschränkt und dies in ihren Performances, Kostümen, Bildern und Videos teilweise drastisch visualisiert. Wie das genau geschieht, soll anhand einiger Szenen detailliert beschrieben werden, um ihr Prinzip zu veranschaulichen.

Eine pinkfarbene Dunstwolke verblasst in der Wüste und gibt den Blick auf die schlafende Musikerin Peaches frei. Im nächsten Moment sehen wir eine Frau im Workerstyle-Outfit und mit Zigarette im Mundwinkel, die einen großen Stein massiert, der an die Form von Schamlippen erinnert. Peaches wurde offenbar von einer Frau in einem kurzen rosafarbenen Tüllkleid, die an einem Lutscher in Form einer Vagina leckt, und der Frau im Workerdress entführt und wird von dieser nun mit einem Kleinbus in eine andere Location verbracht. Sie fahren in eine große Garage, in der sich viele meist korpulente, fast nackte Frauen befinden, die mit ausgeprägter Beharrung im Intimbereich dem durch die Massenmedien verbreiteten Schönheitsideal widersprechen; sie schwitzen und reiben sich verschiedene Flüssigkeiten auf ihren eigenen und die Körper der anderen. Für einen Teil der Musikperformance folgt ein Wechsel in die Wüste. Die Bandmitglieder sind nackte Frauen mit ebenfalls deutlicher Schambehaarung und einem (zunächst) männlichen Sänger, der sich während der Performance immer weiter entkleidet. So wird er vom Mann zur Frau mit angeklebten Brüsten, ehe unter den falschen Brüsten echte zum Vorschein kommen. Anschließend zieht (nun) sie aus ihrer mit vielen künstlichen Haaren beklebten Vagina ein Mikrofon, in das sie singt. Die Szenerie ändert sich, es ist Nacht, wir sehen eine Sexmesse; als Opfer wird Peaches dargebracht. Die barbusige „Hohepriesterin“ dieser Inszenierung wälzt sich nackt vor Peaches im Sand, bevor sich herausstellt, dass sie einen Penis hat, den sie vor dem Gesicht der Künstlerin energisch schwingt. Diese Performance beantwortet Peaches mit herzhaftem Lachen. Am Ende der Zeremonie sehen wir die nackte Peaches mit ihrer nun ebenfalls nackten Entführerin verschwinden. Bevor sie gehen, urinieren sie im Stehen in den Sand.

Abbildung 7: Peaches – „Rub“ (2015), Screenshot



Quelle: <https://vimeo.com/147527929> (Zugriff: 01. Februar 2017).

Peaches bringt in diesem Video das zur Anschauung, was Rosa Reitsamer als „Sex Politics“ (Reitsamer 2015: 96) beschreibt. Diese fordere die binäre Logik der Geschlechterdifferenz heraus, weil sie Geschlecht und Sexualität nicht auf Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität reduziere (Reitsamer 2015: 96). Vielmehr öffnet die Künstlerin in ihren Bildern den Blick auf die Diversitäten, die die Vorstellung von Geschlecht bieten kann, indem sie sowohl lesbische Frauen als auch Transgender darstellt. Als deutliche Kritik am vorherrschenden, in den Massenmedien verbreiteten Bild vom perfekt geformten und objektivierten Körper lässt sich die Darstellung der Personen im Video verstehen. So stellt Peaches in ihrem Video der stereotypen Lesbe in Form der burschikosen Entführerin und der niedlichen Püppchenfrau (mit dem Lutscher in Vaginaform) als Inbegriff der allgegenwärtig präsentierten infantilen Lolita die zum Teil üppigen und stark behaarten Frauen in der Garage zur Seite, die sich an ihren Körpern und ihrer Lust erfreuen und sich jedem tradierten Stereotyp verweigern. Durch die diversen Körperformen und sichtbaren Körperbehaarungen wird der objekthaften, sexualisierten Weiblichkeit, wie wir sie z. B. aus Magazinen und Werbung kennen, eine raue, „ungeschönte“ Darstellung entgegengesetzt; ein Eindruck, der durch das dargestellte Urinieren der beiden Frauen in den Wüstensand noch verstärkt wird. Zugleich nimmt die Künstlerin mit dem Urinieren in der Öffentlichkeit einen sehr männlich konnotierten Raum ein und „markiert“ bildlich ihr Revier. Die Sängerin der im Musikvideo auftauchenden inszenierten Band visualisiert eindrucksvoll eine wechselhafte und somit fluide Vorstellung von Geschlecht, indem sie vom Mann zur „falschen“ Frau zur „echten“ Frau transformiert. Durch diese Form der Inszenierung wird eine Erweiterung der dominanten heterosexuellen und zweigeschlechtlichen Bildersprache vollzogen und zugleich eine deutliche Kritik an männlicher Schaulust visualisiert. Zusätzlich provoziert die Künstlerin mit ihren drastischen Darstellungen und stellt so das Machtregime der normierten zweigeschlechtlichen Gesellschaftsordnung infrage.

4.3 Strategie 3: Aneignen von Maskulinität

In ihrem Werk „Female Masculinity“ (Halberstam 1998) beschreibt die Autorin Judith (später Jack) Halberstam Maskulinität in der Verbindung von männlichen Körpern mit Macht und Herrschaft und wie diese auch von weiblichen Körpern „performat“ wird. Sie betrachtet Inszenierungen, die einen „in weibliche Körper eingeschriebenen männlichen Habitus zeigen“ (Gerhards 2015: 162). Ein weiteres mögliches Modell stellt die Aneignung von eher männlich konnotierten Handlungsräumen und Verhaltensweisen dar, wie das z. B. die Band *SXTN* für sich nutzt. Die jungen Deutsch-Rapperinnen *SXTN* feiern im Musikvideo zu ihrer Single eine Nacht mit ihren „Fotzen im Club“, und die Betrachter_innen des Videos dürfen dabei sein.

Schauplatz ist zum „Vorglühen“ zunächst eine private Wohnung, danach zieht es die Rapperinnen und ihre Freundinnen auf die Straße: Sie gehen in Berlin in der angesagten Gegend zwischen Kottbusser Tor und Moritzplatz aus. Es wird Alkohol aus großen Flaschen getrunken, es werden Joints geraucht, es wird ein Baguette als „Penisersatz“ zur Schau getragen. Der Raum, den die Frauen dabei einnehmen, umfasst die Straße, die Haltestelle, die U-Bahn, einen Supermarkt, den Bürgersteig, öffentliche Toiletten und einen Club – wobei ‚einnehmen‘ bildlich zu verstehen ist: Sie turnen in der U-Bahn an den Haltegriffen und tanzen durch den Waggon, pöbeln andere (männliche) Mitfahrer an, sitzen im Einkaufswagen oder in Schließfächern und stehen, sitzen, liegen auf diversen Bürgersteigen, Mülleimern und Elektrokästen im Stadtbild. In einer Szene sehen wir, wie sich eine der Protagonistinnen beim Öffnen einer Bierflasche den Zahn ausbeißt und darüber lacht. Die jungen Frauen filmen sich sogar in Vogelperspektive beim Urinieren in einer öffentlichen Toilette. Dies alles geschieht in betont lässiger, raumnehmender Körpersprache.

Abbildung 8: *SXTN* – „FTZN IM CLB“ (2016), Screenshot



Quelle: www.youtube.com/watch?v=NH9HRlyos80 (Zugriff: 01. Februar 2017).

Das Video vermittelt optisch den Eindruck des Selbstgemachten: Die Kameraführung ist nah an den jungen Frauen, mitten im Geschehen, scheinbar spontan entstanden und mit dem Smartphone gefilmt, worunter Schärfe und Kontrast des Materials (bewusst) leiden. Die Schnitte sind schnell, passend zum tanzbaren Elektrobeat des Stückes. Die Bildqualität und die gewählte Kameraperspektive erinnern an aktuelle YouTube-Videos.

Durch ihre sowohl im Video als auch in den begleitenden Social-Media-Beiträgen produzierten Bilder visualisieren die Künstlerinnen hier einen Bruch mit weiblichen Rollenerwartungen (Neumann-Braun/Mikos 2006) und gestalten sich einen neuen Handlungsraum. Dies umfasst zum einen den Habitus, mit dem sie sich im Raum bewegen (Pöbeln, Betrinken, Erbrechen, Urinieren, Bluten etc.), und zum anderen den Ort selbst, gilt doch die „Street“ mit Themen wie Reviermentalität und Aggression als männlich konnotierte Umgebung.

4.4 Strategie 4: Inszenieren von Weiblichkeit als Prinzip

Ein gelungenes Beispiel für die Strategie, sich eindeutig weiblich zu inszenieren, aber dennoch stereotype Geschlechterdarstellungen zu überwinden, liefert die norwegische Sängerin Jenny Hval. Sie ist in ihren Fotos und Videos immer eindeutig als Frau erkennbar, vermeidet allerdings Posen, Bewegungen und Handlungsweisen, wie wir sie aus konventionellen Visualisierungen weiblicher Rollen kennen. Ergänzend wählt sie oft ungewöhnliche Handlungsräume für die Inszenierung ihrer Bilder und fügt ihnen verstörende, weil irritierende Elemente und Aktionen hinzu. So posiert sie auf verschiedenen Bildern z. B. mit einem Stein, Bananen oder einem Gymnastikball, ohne dies im Subtext zu erklären oder zu vertiefen. In ihren Videos agieren fast ausschließlich Frauen, Männer sind, wenn überhaupt, nur Randfiguren. Als beispielhaft für ihr Designkonzept kann ihr Musikvideo zu „Female Vampire“ verstanden werden.

Zunächst steht die Sängerin am Straßenrand einer Großstadtszenerie und hebt einen schwarzen Umhang wie eine Fledermaus die Flügel. Sie kommt mit dem wehenden Umhang auf dem Fahrrad angefahren und lehnt sich an ein Lichtplakat, wie ein von der Lichtquelle angezogenes Insekt. Dann sieht man sechs Frauen, von hinten betrachtet, wie sie durch eine Unterführung laufen und Rolltreppe fahren. Sie unterhalten sich nicht, scheinen zielgerichtet und konzentriert ihres Weges zu gehen. Die Szene erinnert an Filmsequenzen, in denen sich Banden formieren. Die Bilder sind grob und etwas unscharf. Sie flackern, als handele es sich um eine ältere Filmprojektion. Die Frauen tragen Hosen, Turnschuhe und verummende Kopfbedeckungen, Tücher oder große Schals. In dem Moment, in dem der Song einsetzt, haben die Frauen ihr Ziel erreicht und befinden sich in einem dämmrigen Etablissement. Es ist sehr dunkel, die rote Beleuchtung ist zurückhaltend. Für Jenny Hval und ihre Begleiterinnen scheint nun loszugehen, wofür sie sich formiert haben: Ein Kameraschwenk zeigt die Gesichter der jungen Frauen, die innerhalb des schummrigen Settings in einem ausgeleuchteten Bereich agieren, wodurch Gesichter und Hände detailgenau zu erkennen sind. Der Schwenk über die Gesichter ist überlagert von einer zweiten Videoebene, die die Hände der Frauen zeigt, wie sich diese gegenseitig eine gallertartige Masse ins Gesicht schmieren und anschließend ihre Wangen vorsichtig aneinanderlegen. Sie tun dies alles langsam, mit Bedacht und sehr respektvoll. Die von ihnen aufgetragene Masse führt dazu, dass sie aneinander kleben bleiben. Bei diesem Ritual scheint es sich um eine Art Vereinigung zu handeln, bei der sich die Frauen einander zuwenden. Es findet – im bildlichen Sinne – eine Verbindung und damit eine weiblich konnotierte Handlung statt, das Bilden von Allianzen. Die Bilder bewegen sich langsam, und wir können verfolgen, dass die Masse auf der Haut inzwischen getrocknet ist und sich nun ablöst. Vorsichtig nehmen sich die Frauen gegen-

seitig die Substanz vom Gesicht, sie häuten sich und springen anschließend im gleichen Rhythmus in die Luft. Sie haben aus dieser nächtlichen Verbindung mit anderen Frauen offensichtlich Kraft geschöpft – eine visuelle Übersetzung von Empowerment. Dabei wird nicht nur sehr konzentriert jegliche Form von objekthafter, sexualisierter Weiblichkeit vermieden, sondern zusätzlich ein männlich dominiertes Machtregime infrage gestellt, dem eine weibliche Verschwesterung in der Nacht gefährlich werden könnte.

Abbildung 9: Jenny Hval – „Female Vampire“ (2016), Screenshot



Quelle: www.youtube.com/watch?v=ZVaWc0aZ30 (Zugriff: 01. Februar 2017).

5 Methoden/Strategien am Beispiel Instagram

In den Fotos, Artworks und Videos, die Musikerinnen über Social-Media-Plattformen verbreiten, werden visuelle Darstellungsmuster und Gestaltungsstrategien der Selbst- und Geschlechterinszenierung sowie genderkonnotierte ästhetische Inspirationsquellen und Trends abgebildet. Ein gutes Beispiel hierfür liefert Instagram. Auf dieser Plattform ist die Kraft des Bildes besonders relevant, da es meist ohne ergänzende Kommentare auskommt und eine sehr große Verbreitung hat. Bei den besonders erfolgreichen Instagram-Profilen ist eine konventionelle Visualisierung weiblicher Stereotype zu erkennen. Exemplarisch dafür ist die amerikanische Schauspielerin und Sängerin Ariana Grande mit einer Followerzahl von über 95 Millionen. Sie zeigt auf den meisten Bildern ihres Accounts frisch gestylte Selbstporträts, gerne mit Kussmund. Auf vielen Bildern lächelt sie und hält den Kopf devot in einem Winkel von 60 Grad. Wir müssen in diesem Fall leider von einer sehr konventionellen Visualisierung weiblicher Stereotype sprechen, in denen sich die Künstlerin selbst als verfügbare Verführerin und Accessoire für männlichen Lifestyle präsentiert. Dennoch macht das Beispiel die Reichweite und Möglichkeiten dieses unmittelbaren Mediums deutlich – und damit auch die Chancen, die sich Künstlerinnen für ihre Geschlechterinszenierung bieten.

Abbildung 10: Beispielbilder vom Instagram-Profil von Ariana Grande (mit Winkel)



Quelle: arianagrande. <https://www.instagram.com/arianagrande/?hl=de> (Zugriff: 01. Februar 2017).

Instagram wird in der Regel mit Bildern bestückt, die die jeweilige Künstlerin selbst mit ihrem Smartphone aufnimmt und verbreitet. Sie kreiert mit dieser Form der Kommunikation also eine unmittelbare Intimität mit den Betrachter_innen und stellt einen Zusammenhang zwischen öffentlichen und privaten Räumen her. Lässt eine Künstlerin ihre Fans z. B. auch an ihrem Frühstück und an Familienausflügen teilhaben, stellt das eine andere Nähe her, als wenn sie nur Bilder von Bühne, Backstage und Videodreh postet. Intensivieren lässt sich dieses Bild der ‚Freundin von nebenan‘ durch Fotos, die die Künstlerin auch in vermeintlich unkomfortablen und unschmeichelhaften Situationen zeigen – eine Strategie, die z. B. Beyonce Knowles verfolgt, die mit über 92 Millionen Followern ebenfalls die Bestenlisten anführt. Sie präsentiert sich neben den gestylten Bildern in verschiedenen Looks auf ihrem Instagram-Profil auch „ungeschminkt“ und mit Kindern. Das unterstützt ihr Image als „black working mum“, die sich mit den anderen arbeitenden Frauen dieser Welt auf eine Stufe stellt. Das geschieht an dieser Stelle ohne Botschaften und Erklärungen. Allein das Bild vermittelt den Betrachter_innen: „Ich bin auch nicht perfekt“ und „Ich bin eine von euch“, und erweitert so die eingegrenzte stereotype Genderkonstruktion, wie sie z. B. Ariana Grande betreibt.

Abbildung 11: Beispielbilder vom Instagram-Profil von Beyoncé Knowles



Quelle: beyonce. <https://www.instagram.com/beyonce/?hl=de> (Zugriff: 01. Februar 2017).

Eine Steigerung erfährt dies, wenn die Künstlerin sich darüber hinaus als emanzipiert-kritisch und sozial und politisch interessiert inszeniert. Auf Instagram kann sie das durch Fotos tun, die sie in ihr eigenen Handlungsräumen und Aktivitäten zeigen, sowie durch Bilder, die kritische Botschaften zu (für die Künstlerin) relevanten Themen veranschaulichen. Das macht z. B. die/der mit 43 000 Followern interagierende Künstler_in Mykki Blanco sehr gekonnt, indem sie/er ihren/seinen Fans neben den zu erwartenden Bildern ihrer/seiner Person als „Mann“ oder „Frau“ kritische und provozierende Inhalte präsentiert. So schafft sie/er es, auf der einen Seite die Erwartungen der unkritischen Fans zu erfüllen, sie aber auf der anderen Seite mit ihren/seinen politischen und sozialkritischen Gedanken und ihrem/seinem Verständnis von Gender in Berührung zu bringen und so (im besten Fall) dafür zu sensibilisieren. Mit dieser Methode kann sie/er ohne Worte, nur mit der Kraft des Bildes und somit der Konstruktion von Gender durch Design gegen Diskriminierung vorgehen und für ihre/seine Wahlfreiheit der Geschlechtsidentität eintreten – und gleichzeitig die Forderung nach Gleichbehandlung tausendfach verbreiten. So bedient sie/er die Erwartungen der bereits sensibilisierten Gefolgschaft und vermittelt ihr ohne große Erklärungen die Ernsthaftigkeit ihres/seines Anliegens.

Abbildung 12: Beispielbilder vom Instagram-Profil von Mykki Blanco



Quelle: [_mykki_](https://www.instagram.com/_mykki_/?hl=de). https://www.instagram.com/_mykki_/?hl=de (Zugriff: 01. Februar 2017).

Daher lassen sich die von Diedrich Diederichsen in seinem Buch „Über Pop-Musik“ dargestellten Funktionen von Musikvideos auch und gerade auf die Inhalte von Instagram übertragen:

„Jedenfalls war aus der Latenz der pop-musikalischen Verbundenheit von Tönen mit visuellen Vorstellungen auf diese Weise ein form- und studierbares Objekt geworden, dessen Strukturen auch andere grundsätzliche, aber in der Musik nicht enthaltene Elemente manifest machte: Tänze, Dresscodes, kulturelle Solidaritäten, politische Position, Marken und Produkte etc.“ (Diederichsen 2014: 148)

Damit wird die herausragende Rolle von Design in der Verantwortung der Konstruktion von Gender deutlich herausgestellt. Zugleich offenbart sich die Fülle an Möglichkeiten, die dieses Medium Künstlerinnen für eine alternative Genderkonstruktion eröffnet: Sie haben über die Bilder auf Instagram die Gelegenheit, nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Handlungsräume und Aktionen zu inszenieren und abzubilden und somit tradierte Geschlechterbilder zu kritisieren und Alternativen zu gestalten.

6 Ausblick

Die vorangehenden Analysen haben gezeigt, wie Musikerinnen zukünftig Design und die neu gewonnenen Möglichkeiten einsetzen können, um traditionelle Geschlechterbilder und -hierarchien zu unterlaufen und so Konzepte jenseits der beschriebenen Stereotype zu entwerfen. In der gegenwärtigen Situation sind diese Lösungen eher die Ausnahme als die Regel. Es gilt, die Gründe dafür zu erforschen und die Verbreitung positiver Beispiele voranzutreiben und sichtbarer zu machen. Wenn es möglich ist, durch gendersensibles Design die Grenzen der visuellen Hierarchisierung aufzuweichen, kann es auch gelingen, die Hierarchien innerhalb des nach wie vor von Männern dominierten Musikgeschäfts zu verschieben und gleichzeitig Selbst- und Geschlechterdarstellungen jenseits der heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit zu entwerfen.

„Alles, was Pop-Musik bisher offen vertreten hat, war männliche Heterosexualität. Das kann man ändern. Man kann dies als ein Prinzip unter anderen markieren und man kann es sogar hinter sich lassen.“ (Diederichsen 2014: 169)

7 Literaturverzeichnis

- Albertine, Viv (2016). *A typical Girl*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Blume, Jutta (1993). Neue Ästhetik – Alter Sexismus? Frauenbilder in populären Musikvideoclips. Popularität vs. Eigensinn. In Heidi Hutschenreuter & Claudia Schurian (Hrsg.), *Feministische Streifzüge durchs Punkte-Universum. Medienkunst von Frauen* (S. 93–109). Essen: Edition Filmwerkstatt.
- Brandes, Uta (2014). Erste Erkundungen im Dickicht des Gender-Diskurses im Design. *Papiere zur Designwissenschaft*, 28, 25–33.
- Diederichsen, Diedrich (2014). *Über Pop-Musik*. Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch.
- Gerhards, Marion (2015). Lady Bitch Ray und die diskursiven Grenzen weiblicher Maskulinität. In Christa Brüstle (Hrsg.), *Pop-Frauen der Gegenwart. Körper–Stimme–Image. Vermarktungsstrategien zwischen Selbstinszenierung und Fremdbestimmung* (S. 161–178). Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839427743-009>
- Gill, Rosalind (2016 [2007]). Postfeministische Medienkultur: Elemente einer Sensibilität. In Kathrin Peters & Andrea Seier (Hrsg.), *Gender & Medienreader* (S. 541–556). Zürich, Berlin: diaphanes.
- Halberstam, Judith (1998). *Female Masculinity*. Durham, London: Duke University Press.
- Lemish, Dafna (2003). Spice World: Constructing Femininity the Popular Way. *Popular Music and Society*, 26(1), 17–31. <https://doi.org/10.1080/0300776032000076360>
- Mulvey, Laura (1975). Visual Pleasure and Narrative Cinema. In Leo Braudy & Marshall Cohen (Hrsg.), *Film Theory and Criticism: Introductory Readings 1999* (S. 833–844). New York: Oxford University Press.
- Neumann-Braun, Klaus & Mikos, Lothar (2006). Geschlechtspräsentationen (in Musikvideos). In Videoclips und Musikfernsehen. Eine problemorientierte Kommentierung der aktuellen Forschungsliteratur. In *Schriftenreihe Medienforschung der Landesanstalt für Medien Nordrhein-Westfalen (LfM)* (Band 52, S. 42–52). Düsseldorf.
- Reitsamer, Rosa (2015). I'm the kinda that you wanna ... Die queeren künstlerischen Strategien der Musikerin und Performerin Peaches. In Christa Brüstle (Hrsg.), *Pop-Frauen der*

Gegenwart. Körper–Stimme–Image. Vermarktungsstrategien zwischen Selbstinszenierung und Fremdbestimmung (S. 95–113). Bielefeld: transcript Verlag.
 Walter, Klaus (2015). Die Diktatur der Normalos. *Jungle World*, 8, 18–23.

Medienquellen

arianagrande. Zugriff am 01. Februar 2017 unter <https://www.instagram.com/arianagrande/?hl=de>.
 beyonce. Zugriff am 01. Februar 2017 unter <https://www.instagram.com/beyonce/?hl=de>.
 Frida Gold (2016). *Langsam* [Video]. Zugriff am 01. Februar 2017 unter <https://www.youtube.com/watch?v=Uj320hzS-Lg>.
 Gazelle Twin (2014). *Exorcise* [Video]. Zugriff am 01. Februar 2017 unter <https://www.youtube.com/watch?v=opfewQ2eab8>.
 Jenny Hval (2016). *Female Vampire* [Video]. Zugriff am 01. Februar 2017 unter <https://www.youtube.com/watch?v=ZVaWc00aZ30>.
 mykki. Zugriff am 01. Februar 2017 unter https://www.instagram.com/_mykki_/?hl=de.
 Nino Ferrer (1974). *Nino And Radish* [Cover] (CBS – 80624), Europe. Foto: Stephan Glietsch.
 Peaches (2015). *Rub* [Video]. Zugriff am 01. Februar 2017 unter <https://vimeo.com/147527929>.
 Plannintorock (2011). *The Breaks*. Zugriff am 01. Februar 2017 unter <https://www.youtube.com/watch?v=BWO9LweKzV8>.
 Serge Gainsbourg & Jane Birkin (1969). *Jane Birkin – Serge Gainsbourg* [Cover] (Fontana – 885.545 MY), France. Foto: Stephan Glietsch.
 SXTN (2016). *FTZN IM CLB* [Video]. Zugriff am 01. Februar 2017 unter <https://www.youtube.com/watch?v=NH9HRlyos80>.
 The Jonah Jones Quartet (1959). *I Dig Chicks* [Cover] (Regal – SREG 1005. EMI – SREG 1005). Foto: Stephan Glietsch.

Zur Person

Tanja Godlewsky, Designerin und Mitinhaberin des Designbüros FRAM, Lehrbeauftragte am Institut für Populäre Musik der Folkwang Universität der Künste und Gründungsmitglied des deutschen iGDN (international Gender Design Network). Arbeitsschwerpunkte: Design und Musik, Genderfragen im Design.
 E-Mail: godlewsky@folkwang-uni.de

A didactic tool for gender-sensitive practices in design education

Zusammenfassung

Methodische Vorschläge zur Einführung einer gendersensiblen Praxis in der Designausbildung

Der Artikel präsentiert die Ergebnisse experimenteller Forschung, die durchgeführt wurde, um ein didaktisches Werkzeug zu gestalten, das wir „Design/Gender/Design“ genannt haben und mit dem die Kategorie Gender in die Designausbildung eingeführt werden soll. Design und Designausbildung müssen sich für die Auflösung von Genderstereotypen einsetzen. Wir fragen deshalb, wie solche Genderklischees im Design implementiert sind und wie sie durch die Sensibilität von Designer_innen in einem Designprojekt beeinflusst und beseitigt werden können. Studierende wurden gebeten, Designfragen mit Bezug zu Gender zu beantworten. Daraus ist ein Katalog von Zeichen entstanden, die auf sie, ihn oder auf jede_n Einzelne_n abzielen (Formen und Größen, Farben, Muster und Texturen, typographische Elemente etc.). Diese Art der Aktionsforschung erlaubt es den Studierenden, den Gebrauch von Gendercodes im Design zu reflektieren, und stellt so die notwendigen Daten zur Verfügung, um herauszufinden, welche impliziten Assoziationen sich einstellen, wenn Gender zu einer relevanten Variable im Designprozess wird.

Schlüsselwörter

Poststrukturalismus, Designausbildung, Genderstereotype, visuelle Kritik, reflektierende Praktiken

Summary

This article presents the results of experimental research conducted as part of a project concerning a didactical tool named “Design/Gender/Design” which is to be used to introduce gender issues into the training of young designers. The article describes the experimental set-up and students’ results. The intention is to stimulate a discussion about how design should integrate a gender perspective in theory and practice. By observing design as a process of exchange of values and meanings, we aim to understand its responsibility in the diffusion of gender stereotypes, how these gender stereotypes are incorporated into design projects and how they act within and through them, as well as through the sensitivities of designers. Students were asked to respond to design questions concerning gender in order to compile categories of signs targeted at her, him and everybody and covering different aspects (e.g. shapes and sizes, colours, patterns and textures, and typographic elements). Being typical of action research, the experiment allowed students to reflect on the use of gender codes in design and it provided data for researchers to verify assumptions regarding those associations which are implicit when gender is a variable in the design process.

Keywords

post-structuralism, gender stereotypes, visual criticism, reflective practices, design education

1 Introduction

This article focuses on how design contributes to the reiteration (or contradiction) of gender stereotypes, starting from the analysis of how visual codes and configurations of design artefacts depict gender in our (western) society.¹

The study is part of wider research on the relationship between design (more specifically communication design) and gender. The aim is to understand to what extent the discipline is co-responsible in the process of the social, cultural and psychological construction of gender identity.

The research is consistent with the feminist post-structuralism discourse on gender (Lazar 2005; Butler 2004; Weedon 1996). If masculinity and femininity are the consequence of a socio-cultural construction and not simply the result of a natural and biologic expression,² then gender can be “performed” (Butler 1990; Butler 1988) differently depending on the period and context. Taking this view, gender is an unstable concept which is always undergoing change and is open to interpretation; then design, as a process of representation, can be part of a transformation process (Bosley 1992; Buckley 1986).

The gender analysis needed in the design field³ requires the definition of specific (theoretical and practical) tools to raise awareness of the issue. These tools can be described metaphorically as “antibodies” for the discipline (Baule/Bucchetti 2013: 24). In the following we will present findings from experimental research on a tool for investigating how gender codes are part of the design process, starting with the sensitivities of design students.

Our research objective was to observe how artefacts are gendered by designers in order to discuss the possibilities of a more inclusive and open interpretation of gender despite the traditional dichotomy.

1.1 The gender dimension in design research

The increasing attention being given to the presence of gender stereotypes in society is evidenced by the numerous (public and private) actions and initiatives for fostering gender equality globally.⁴

This increased interest is also in evidence in the field of design,⁵ as manifested in the numerous research projects, teaching activities and studies which are being conducted

1 “Design artefacts” here refers to the design of objects, from the product itself to its communication.

2 We follow the cultural approach to the study of gender (Rudman/Glick 2008) to avoid the tendency of gender essentialism.

3 Despite some pertinent references, there is as yet little literature on design research.

4 “Achieve gender equality and empower all women” is the Goal 5 in the document entitled “Transforming Our World: The 2030 Agenda for Sustainable Development” adopted by the United Nations General Assembly on 25 September 2015.

5 See the research project “Design innovation for gender equality (DIG Equality)” of the Iceland Academy of the Arts, the Oslo National Academy of the Arts and the Norwegian Centre of Design (Norsk Form); the International Gender Design Network founded by Uta Brandes (Professor of Gender & Design and of Design Research at the Köln International School of Design) and Simone Douglas (Director MFA Fine Arts, Associate Professor of Photography, School of Art, Media and

at international and local level (Caratti 2015a: 129). In most cases, this kind of project answers (directly or indirectly) to institutional programmes (e.g. European Parliament Resolutions in 2008, 2012 and 2015) which emphasise the need to integrate a gender dimension⁶ into training and practical exercises for media operators and future designers.

The European Commission's Horizon 2020 Work Programme recommends including a gender perspective in research and universities. One of the expected impacts is the production of goods and services that respond effectively to real women's and men's needs.⁷ This involves design, and for this reason, the emerging field of studies has been called "Gender Design" (Brandes 2008), a neologism promoted by the International Gender Design Network, which comprises representatives of this area of expertise. Among other objectives,⁸ the group's manifesto considers the problem of the "genderisation" of design products and services as a result of global marketing strategies (in particular mass markets) and, consequently, underlines the importance of including a gender perspective in a more respectful and efficient design process. Research scientists and designers are therefore called to consider that:

"Not only do we have to be aware of the social genderization in design, we also have to comment on it in a critical, open and public way, and in so doing we have to strive for change towards accepting and supporting diversity, towards a gender-sensitive and gender-appropriate design in both theory and practice."⁹

1.2 Gender analysis through design artefacts: the research background

The increasing presence of "sexually differentiated" products on the market is a result of gendered marketing (Moss 2009; Wolf 2007), a segmentation strategy which feeds the system of beliefs of gender stereotypes which already exist in society. In fact, the reiteration of traditional gender roles in the depiction of women and men by means of product communication is crucial for cultivating different preferences of consumption (even from birth¹⁰) which are fundamental to consolidating the strategy.

Communication is "mediated" (Caratti 2015b: 23) by a series of factors (artefacts, materials, media and formats) which fuel the collective imagery, reflecting a false impression of society and an ephemeral representation of (consumer) culture to imitate (Bryant et al. 2002).

Technology, Parsons School of Design, New York); the network Women in Design Research of the Scandinavian Network of Women in Design of the Norwegian University of Science and Technology; the Dcxcg research group (communication design for gender cultures) of Design Department, Politecnico di Milano.

- 6 The European Institute for Gender Equality has a definition: "Considering the gender dimension implies considering the ways in which the situation and needs of, and challenges facing, women and men (and girls and boys) differ, with a view to eliminating inequalities and avoiding their perpetuation, as well as to promoting gender equality within a particular policy, programme or procedure." The gender dimension is sometimes referred to as the "gender perspective".
- 7 Gender is a cross-cutting issue in Horizon 2020 and is mainstreamed in each of the different parts of the Work Programme, ensuring a more integrated approach to research and innovation.
- 8 The historical, socio-cultural and economic aspects of the impact on gender in design needs to be studied.
- 9 <http://genderdesign.org/about-igdn/> (date of access: 11 November 2016).
- 10 Linn (2004) shows that from early childhood to adulthood, preferences and differences in consumption are oriented to gender and are based on what marketing calls "from the cradle to the grave".

Consumer preferences (female and male) for purchasing and using certain products instead of others influence the formation of identity and, in the widest sense, of gender identity (not only in terms of sex). Gender characterises everyday objects (Lupton 1993), which are designed as “discourse objects” (Penati 2013; Pink 2004; Baudrillard 1968) capable of implementing manipulations through persuasion, and thereby contributing to social modelling (Landowski 1989; Mirzoeff 1999).

Gender analysis of artefacts (Ehrnberger/Räsänen/Ilstedt 2012; Weller/Krämer 2012; Kirkam 1996; Sparke 1995) shows that aesthetic treatment (e.g. shapes, colours and effects) and discursive strategies which are part of the product’s communication system (packaging, advertisements, etc.) continue to express a dichotomous relationship between the sexes.

The visual translation of the categories of “feminine” and “masculine” (Bucchetti 2016)¹¹ into design artefacts reveals two separate universes of signs. These are standard repertoires which are used to speak to men or women. In fact, visual product aesthetics play a crucial role in guiding consumer behaviours (Bloch/Brunel/Arnold 2003).

Different chromatic codes, decoration as opposed to minimalism¹² and formal simplification (of women’s goods) are among the visual translation strategies used to implement gender differences, and this applies in particular to toys (Fine/Rush 2016).¹³

The resulting model, which is based on a male/female distinction, is problematical not only because it reflects a binary vision of society, polarising differences and reiterating stereotypes, including in the interest of gender inclusion (Oudshoorn/Rommes/Stienstra 2004; Oudshoorn/Saetnan/Lie 2002).

1.3 The need for gender-sensitive practices in design education

Despite some significant initiatives (Caratti 2015a; Bucchetti 2015; Barkul/Potur 2010; Hansson/Jahnke 2009), a critical analysis of the relations between gender and design indicates that design education is lacking, and this needs to be remedied. As we have argued, one urgent issue is the gender analysis of design artefacts. We believe that a phenomenological study of gender codes in design can help to create an awareness of gender codes and their meanings, building on what has emerged from research in the field of gender studies (e.g. on advertising).

Design reflects on the world and at the same time continually reflects on itself, its methods, processes and purposes (Baule 2015). Further, design, given its fundamental pragmatism, can contribute to a reconfiguration of gendered artefacts by reviewing

11 Communication design, gender studies and translation studies are part of a research area which focuses on the relationship between the visual identity of artefacts and gender so as to understand the translation mechanisms.

12 The feminist critique of design largely argues that women in design are oriented to ornamentation, decoration and craft as opposed to men’s preferences for minimalism and function (Attfield 1989; Leslie/Reimer 2003).

13 In the case of the board game “Sapientino for Girl”, retrieved January 2017 from www.clementoni.com/it/1934-sapientino-bambina/, that is a version of the game “Sapientino” specifically for girls, the differences do not only concern the product aesthetics but also its content: the proposed activities and ways in which they are communicated are close to what is traditionally considered attractive for girls (housework, shopping etc.), and the product diverges a great deal from the original version.

practices and processes with the aim of promoting respectful representation and avoiding simple dichotomies (female/male).

What are the typical gender markers of design objects? Are design artefacts subject to stereotypical images? How do students interpret (or adopt) stereotypes or gender displays? What are the related cultural problems? How can this knowledge be used in education? These are some of the questions which we attempted to address by conducting this study.

2. The experimental set-up

The research, which applied ethnographic methods, was split into three phases: The first phase consisted of the phenomenological observation of the gender markers (e.g. colours, shapes and signs) of artefacts; in the second phase, the acquired knowledge was used to design an investigation tool; and the third phase comprised the investigation tool being tested on design students.

The tool aimed to investigate how participants interpret and visualise gender by adopting different aesthetic languages and whether they reproduce the distinction between female/male and neutral codes which have previously been observed.

The instrument can be used with practitioners in different degree courses (communication design, fashion design, product design and interior design) because it focuses on visual and communicative codes¹⁴ which contribute in the same way to the gendering of products, images, dresses, spaces etc. The name “Design/Gender/Design” makes a joking reference to the ambiguity of “design/gender”, which may indicate that design (and designers) are responsible for gendering artefacts (in a stereotypical way). However, “gender/design” suggests the possibility of “gender-driven” design beyond a mere representation of the sexes which is open to a more inclusive interpretation. The possible causes and implications of the gender markers identified in the first phase, and which students recognised afterwards, can then be discussed in the context of critical analyses.

2.1 (De)construction methods for gender analysis

The starting point of the research was the iconographic collection of artefacts (targeted for her/him or everyone) from different sectors.¹⁵ This includes products that are explicitly targeted at and culturally associated with either women or men, as well as products that implicitly refer to “her” or “him” even when this is not justified by their practical functions, and products that are ostensibly designed for both men and women. The entire product communicative system was analysed¹⁶ in order to uncover the visual codes which indicate the feminine, masculine or reference to everyone. We organised

14 The study of visual communication is a common element in most design curricula.

15 The case studies were collected in the period 2012 to 2016 by dcxcg group of Politecnico di Milano, Dipartimento di Design. The identified sectors are toys, household and DIY, personal care and toiletries, sports and tech products. In most of cases the products are by popular (leader) brands which have a strong influence on the production line (followers).

16 Packaging, press and TV campaigns, website, etc.

the data into three categories of signs (for her/him/everyone) using taxonomic tables for comparison.

The main problem of a gender analysis of artefacts is identifying the significance of the established differences and stereotypes which are perceived as “normal” and then “invisible”. For this reason, the research used deconstruction techniques (Angermuller 2014) to analyse visual texts and isolate the relevant findings. In particular, the aesthetic functions,¹⁷ such as graphic and visual aspects (colour and treatment, figurative and typographic elements) were observed in relation to their semantic functions (Zuo/Jones 2007) to find the hidden meanings.

The results of the study were used to formulate research hypotheses that are the basis for the design of the tool of inquiry, which also relies on the approach of deconstruction; in fact, it provides the opportunity for us to analyse, one-by-one, the dimensions which are competing in the development of gendered objects.

2.2 The designed tool: reflective practices through a concrete experience

The tool, a kit used in the experiment, consisted of assignments on different forms which needed to be filled out by participants (Fig. 1). Each form included a design brief so as to be able to build a repertoire of signs which can be used to engage a female/male user or everyone.

Figure 1: The Design/Gender/Design tool: worksheets



Source: Marta Isabella Reina.

17 According to the theory of product language (Gros 1976), the functions of an object are the practical functions (ergonomic, economic, ecological) and the language functions, therefore divided into formal-aesthetic functions and semantic functions.

The first task consisted in the drafting of an object (to be selected from a list) by sketching three versions of it (for her/him/everyone). For each item, students were able to provide a name for the products, materials and qualities.¹⁸ In contrast, the second task required participants to describe a typical user/consumer of different products (iron, movie camera, backpack, colander). In this phase, we investigated the implicit associations between products and users (women/men) and, vice versa, how the target user (her/him/everyone) influences the aesthetic qualities assigned to the product. The third assignment also proved this relationship: students had to choose qualities and adjectives to describe design tendencies (for her/him/everyone).

Other tasks were related to shapes, patterns/textures, colours and fonts. This was necessary in order to create visual repertoires which can be used to design for women, men or for everyone. In all cases, the questions were intended to simulate a practical experience (e.g. the development of different categories to be used) of ideation and conceptualization.

The last assignment – called “Who has made what and how?” – was intended to identify authorship of design artefacts that appear to suggest the sex of the designer/author (female/male). The test concluded with a questionnaire aimed at investigating participants’ opinions of the experience.

The tool was designed to be self-explanatory: Each form contained the information required to execute it. Both the visual style and language were informal. The researcher interacted only little with students and merely as an observer and facilitator. The activity lasted two hours (approx. 15 minutes for each task) plus 30 minutes of discussion in the group (Figure 2).

Figure 2: A moment during the test of Design/Gender/Design



Source: Marta Isabella Reina photography.

¹⁸ I.e. the product values (e.g. elegance, simplicity and strength).

2.3 Testing the tool through the “action”

The experiment applied action research methods and ethnography to collect quantitative and qualitative data on gender markers, but also to observe the students’ point of view. It is impossible not to consider subjectivity and the cultural dimension within the design act, and for this reason we believe it was necessary to engage students through action at this stage of the research project.

The experiment is intended to show that gender analysis should be included in the education of designers by means of practical experience which stimulates self-reflection. The activity allowed students to focus on their actions in order themselves to uncover and analyse the associations and solutions which we usually adopt when gendering objects. Of course, we need to bear in mind that gender is always part of the design process (e.g. due to ergonomic functions), but aesthetic features have been little studied so far because they are implicitly considered to be part of the creative process. The activity, as a reflective practice (Schön 1983), tried to get practitioners to “reflect-in-action” as a way to better understand the problem of genderisation, and also to integrate the feminist perspective on self-reflection as the way to increase social change.

3 Results and discussion

An analysis of the case studies collected in the first phase of the project revealed the recurrence of visual codes such as certain colours, patterns and textures, shapes and typographic elements, which distinguish products for her/him/everyone.

The results of this analysis were replicated by the test with students, confirming the hypothesis that cultural forms have a role in shaping the definition of masculinity and femininity beyond our personal preferences. In fact, agreement on gender stereotypes is more evident when designers are forced to employ stereotypical images and forms to create abstract representations that are intended to be more universal and not simply to reflect the individual’s own sensitivities. The responses of female and male students were similar, and this is also true considering their respective degree courses.

The sample of students was small.¹⁹ Even though the aim of the research project was not to draw up statistics, the sample needs to be extended to provide a more in-depth analysis. The qualitative results are more relevant when it comes to generating basic knowledge in order to develop other tools.

3.1 Gender markers between separation and hierarchy

The shapes that students drew to represent the feminine and the masculine show that soft and curvilinear shapes tend to be used for women as opposed to straight lines and angles, which tend to be used for men.²⁰ The forms chosen by students (Figure 3) are

19 Twenty (female/male) students from different BA courses of Politecnico di Milano, Scuola del Design, a.a.a 2015/2016.

20 Note that circles are more inclusive and may indicate communal relationships; angles or straight lines, on the other hand, orient us to the world in different ways (Bosley 1992).

among the archetypal symbols which define “femininity” and “masculinity” in most cultural traditions: circles, sine waves and spirals for women, and geometric shapes, squares and triangles for men. Iconic elements such as the crescent of the moon, eggs, a drop of water and concentric circles are associated with women, while others such as arrows, beams of light, and solar radiation are related to man. Participants selected and drew shapes which refer to flora and fauna (leaves and flowers) for women and those which reference the fields of science and technology for men. Considering their semantic value, this repertoire of signs emphasises the traditional division between nature (female) and culture (male).

Figure 3: The worksheet of shapes filled by a student.



Source: Marta Isabella Reina photography.

Patterns and textures are round and curved for her and geometrical for him. Decoration is one of those elements which characterise the feminine the most, and in general female patterns and textures are more decorative, while the masculine is more rational and geometrical. The rhythm of structures is dynamic and regular in the case of men, and irregular for women; this may imply the idea of rationality as opposed to irrationality. Students indicated, for each pattern and texture, the ideal design artefacts for the application. Among these, the areas of personal care and fashion were prevalent, possibly because students considered these more flexible and therefore more legitimate areas for the attribution of differences.

“Feminine” colours are bright, pastel and from a palette comprising pink, violet and light blue; the “masculine” colour palette is much more limited and comprises dark colours like black, grey and blue. Nuances are for women; flat hues are for men. In a task which required students to associate colours with market sectors according to intended user, pink was attributed to girls and blue to boys (toys), while white was attributed to women and black to men when it came to tech goods. Other sectors (cosmetics

and sports articles) indicated more flexible responses, even though pink was the most recurrent marker for identifying women's products. The colour pink is a particular case: It remains an active marker in products for women (even after infancy), a phenomenon which is called "pinkification".²¹ The permanence of pink is significant if we consider that the same does not apply to the colour blue, the most important marker in toys and products for boys. The masculine, despite the feminine trend, does not need to define or distinguish itself.

The treatment of products for women and men shows the following oppositions: shiny/opaque, transparent/non-transparent, smooth/rough. Materials used for women are plastic, glass and fabric; leather or metal are used for men. Products for women contain jewels and precious stones, while technology and innovative materials are for men. The same findings emerged when it comes to fonts chosen for products targeting women or men. The feminine typographic elements consist of fantasy characters, they are elaborate and decorative, emulating handwriting, and they are graceful, rounded, sinuous and mostly light. The masculine includes solid and geometric lettering; bold and capital letters are preferred. If the product is closer to the female/male target (e.g. a font used for the brand identity of a beauty shop for women), the correlation with "feminine" fonts is more evident. In the case of products targeted at both men and women, but in a supposed domain of the other sex, such as tech magazines for women, the font selected is closer to the supposed preferences of the target user but also closer to the common language used for the product category. Can type have a gender? This is an interesting question which has recently been raised in the study of typography.²²

According to Hirdman (2003), society is based on the concepts of separation and hierarchy: the separation principle sees the masculine and feminine as opposed worlds; hierarchy considers the male as the standard and consequently superior to the female. This model traditionally (Attfield 1989: 199–225) sees the function (masculine) as opposed and superior to the form (female); therefore, masculine features are designed as the standard to which the feminine represents an exception.

The observation of gender codes which students attribute to various products confirms these findings. In general, products for women are more simple, rounded, soft, use pastel colours, are often decorated with iconic elements such as hearts, flowers etc., while products for men are more sophisticated, edgy and darker shades are used for them. Artefacts assume a connotative and prescriptive value which can determine the use of an object, excluding or including women (or men).

The materials used for feminine products are linked to the domestic and private sphere, to decorative and applied arts (textile, ceramics etc.); masculine materials reconfirm the male area as dominant, functional, scientific, technological and industrial (Pietroni 2015). If the technical aspect is superior to the aesthetic, masculine products are seen as more valuable, durable and efficient, while feminine products are more useful, very limited and considered only for their aesthetic qualities. The function of a product cannot be separated from its image, and one of the implications of products'

21 The act or process of colouring objects and artefacts pink to attract women.

22 See "The Women Redressing the Gender Imbalance in Typography". Date of access: 11 January 2017 at <https://eyeondesign.aiga.org/the-women-readdressing-the-gender-imbalance-in-typography/>.

“sexual differentiation” is precisely to support and feed different cognitive and social abilities to men and women (Zarza 2001: 8–10).

3.2 The discussion about gender-neutral codes

The results of our experiment on the visual codes that characterise products intended to be used by both men and women (or products where no preference is expressed) demonstrate that the neutral codes are closer to male than to female codes. For instance, tech goods and educational toys are not explicitly targeted at men (only), but their aesthetic is very close to the male. This is quite similar to the representation of androgyny in fashion, which is more masculine than feminine, despite the fact that the fashion industry was the first to try unisex and a-gender collections to avoid female and male markers. What is gender-neutral in design? Sparke (1995) proposes a hypothesis based on the idea that neutral codes are perceived as being closer to men because for a long time male designers were the only protagonists in the production process. Nowadays, in Western societies, there are a growing number of women in the design field. Perhaps this will change the most diffused visual rhetoric to express a female sensibility. If we consider “pinkification”, this can also be seen as the appropriation of spaces and products on behalf of women, despite this hypothesis being as controversial as the issue itself.

3.3 *For her, for him*: communicative strategies

The typical users (personas method) which students indicated for products were traditional consumers: homemakers for irons and colanders, and backpacks and movie cameras for men (because they require technical skills).

Figure 4: The worksheet about personas.



Source: Marta Isabella Reina photography.

Backpacks and movie cameras are also associated with women, perhaps because the use of these goods is perceived as more flexible than the colander or the iron, which are not associated with men to the same degree. Our results are relevant because they confirm stereotypes (even though this reflects reality), suggesting that students consider the implicit associations which may incur by user design (Figure 4).

The “naming” of a product is an important part of brand communication which requires creativity and copywriting skills. Given this fact, the name of the products chosen by students was interesting. Most of the female names were a name like Eva, Donatella, Lady etc. or names referring to the world of flowers; the expression “for him” was commonly used to mark this area for men.

The qualities associated with products seem to refer semantically to traditional psychological features of masculinity and femininity (Bem/Martyna/Watson 1976). Men were seen as aggressive, ambitious, analytical, assertive, athletic, competitive, dominant, forceful, independent and strong; women are seen as affectionate, cheerful, child-like, compassionate, gentle, shy, tender, sensitive, sentimental, warm, confident, emotional, inventive, delicate, dependent and fragile. The values associated with women are pure, sweet, elegant, feminine etc., while those associated with men are high, great, formal and usefulness. These characteristics are also suggested by the name of products, confirming the use of these categories to interpret gender.

3.4 Authorship and recognition: a question of gender?

The question of women’s recognition in the design field is a necessary one (Buckley 1986). A significant number of design history associations, research groups and scholars are involved in rediscovering of the role of women as authors, and bridging the gap between women and the more famous men. This issue was explored in our experiment by asking students to decide whether the creator of an artefact (chosen from among some quite famous ones) was a woman or a man (Figure 5).

The results of the experiment confirm the common association that the sex of the authors (women or men) determines the preference in the design of products and is related to activities traditionally associated with her/him (women as homemakers used to make pots). In the case of goods targeted at women/men, the producer corresponds to the supposed target (as in the case of the Nike logo, which is associated with the male author).

Women designers produce artefacts which are round, soft and use pastel hues, and men design goods which are more geometric and sophisticated. A minimalist tendency corresponds to male authors, while a decorative and ornamental style is the prerogative of women, as is the humanisation of products or infant shapes.

Figure 5: The worksheet “Who has made what?”



Source: Marta Isabella Reina photography.

This was the last part of the experiment, and students were likely influenced by the associations implemented in the previous tasks. However, what was significant was that few of them noticed this trick. This may be due to their lack of awareness of the issue and their limited experience with this type of inquiry, a problem that can only be addressed through further experience and practice.

4 Conclusions and outlook

In the educational context, innovation is every transformation brought intentionally and systematically into an educational system and which is used to reconsider the goals of this system or to obtain better objectives (Landsheere1982). In this regard, the gender dimension represents an innovation as a topic for design education; the notion of “gender” is just part of the design process, but it does not yet have the relevance of those subjects which had a social impact, such as accessibility for the disabled, sustainability etc. Students recognised this need, as is attested by their comments on the feedback form. Moreover, during the final discussion, they asked for a more active experiment to contrast gender stereotypes. This might provide the incentive for developing a second tool. The research was intended to enable students to interpret communicative phenomena critically through the lens of gender and, as a consequence, to design products, services, images etc. in a more equal and inclusive way. Every communicative act may be an ethic choice (Fabris 2014: 114–115). This is what is needed to prepare conscious designers who can subvert the current norms which contribute to gender equality, which is something which marketing will probably also soon be backing. In fact, marketing has to consider the fact that sex roles have changed. It also implies the need to provide

better interpretations of masculinity and femininity beyond the traditional male–female dichotomy (which continues to be the prevalent model).

One of the future developments of the “Design/Gender/Design” tool may be its use in other universities, with students from different countries and cultural contexts in order to see whether we get the same results. Further, the tool could be used (with minimal changes) at another educational level (e.g. secondary school) to introduce the specificity of design in the visual and media education domain.

Acknowledgement

We wish to thank all of the students of Politecnico di Milano, Scuola del Design, for their participation and contribution to the workshop.

References

- Angermuller, Johannes (2014). *Poststructuralist Discourse Analysis: Subjectivity in Enunciative Pragmatics*. Wiesbaden: Springer.
- Attfield, Judy (1989). Form/female follows function/male: Feminist Critiques of Design. In John Albert, Walker (eds), *Design History and the History of Design* (pp. 199–225). London: Pluto Press.
- Barkul, Ömür & Ayyildiz Potur, Ayla (2010). Perspectives on gender in design education: A four years comparative study. *ITU – Journal of the Faculty of Architecture*, 7(2), 133–145.
- Baudrillard, Jean (1968). *Le système des objets*, Paris: Gallimard.
- Baule, Giovanni & Bucchetti, Valeria (2013). *Anticorpi comunicativi. Progettare per la comunicazione di genere*. Milano: Franco Angeli.
- Baule, Giovanni (2015). C'è design e design. A proposito di design critico. In Valeria Bucchetti (eds), *Design e dimensione di genere. Un campo di ricerca e riflessione tra culture del progetto e culture di genere* (pp. 19–36). Milano: Franco Angeli.
- Bem, Sandra Lipsitz; Martyna, Wendy & Watson, Carole (1976). Sex typing and androgyny: Further explorations of the expressive domain. *Journal of Personality and Social Psychology*, 34(5), 1016–1023. doi.org/10.1037/0022-3514.34.5.1016
- Bloch, Peter H.; Brunel, Frédéric & Arnold, Todd J. (2003). Individual Differences in the Centrality of Visual Product Aesthetics: Concept and Measurement. *Journal of Consumer Research*, 29(4), 551–565. doi.org/10.1086/346250
- Bosley, Deborah S. (1992). Gender and visual communication: toward a feminist theory of design. *IEEE Transactions on Professional Communication*, 35(4), 222–229. doi.o10.1109/47.180283
- Brandes, Uta (2008). Gender Design. In Michael Erloff & Tim Marshall (eds), *Design Dictionary* (pp. 189–90). Basel: Birkhäuser.
- Bryant, Jennings; Zillmann, Dolph & Oliver, Mary Beth (2002). *Media Effects: Advances in Theory and Research*. London: Routledge.
- Bucchetti, Valeria (2015). *Design e dimensione di genere. Un campo di ricerca e riflessione tra culture del progetto e culture di genere*. Milano: Franco Angeli.
- Bucchetti, Valeria (2016). Il genere tra declinazione e traduzione. In Giovanni Baule & Elena Caratti (eds), *Design e traduzione. Il paradigma traduttivo per la cultura del progetto. “Design e traduzione”: un manifesto*. Milano: Franco Angeli.
- Buckley, Cheryl (1986). Made in Patriarchy: Toward a Feminist Analysis of Women and Design. *Design Issues*, 3(2), 3–14. doi.org/10.2307/1511480

- Butler, Judith (1988). Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory. *Theatre Journal*, 40(4), 519–531. doi.org/10.2307/3207893
- Butler, Judith (1990). *Gender trouble: feminism and the subversion of identity*. London: Routledge.
- Butler, Judith (2004). *Undoing Gender*. New York: Routledge.
- Caratti, Elena (2015a). Esperienze internazionali di ricerca e progetto. In Valeria Bucchetti, *Design e dimensione di genere. Un campo di ricerca e riflessione tra culture del progetto e culture di genere* (pp. 129–146). Milano: FrancoAngeli.
- Caratti, Elena (2015b). *Rimediazioni Gender-Sensitive. Contributi e progetti per la formazione di un immaginario consapevole*. Milano: FrancoAngeli.
- Ehrnberger, Karin; Räsänen, Minna & Ilstedt, Sara (2012). Visualising gender norms in design: Meet the Mega Hurricane Mixer and the drill Dolfia. *International Journal of Design*, 6(3), 85–94.
- European Parliament (2008). *European Parliament resolution of 3 September 2008 on how marketing and advertising affect equality between women and men (2008/2038(INI))*. Date of access: 9 January 2017 at www.europarl.europa.eu/
- European Parliament (2012). *European Parliament resolution of 12 March 2013 on eliminating gender stereotypes in the EU (2012/2116(INI))*. Date of access: 9 January 2017 at www.europarl.europa.eu/
- European Parliament (2015). *European Parliament resolution of 10 March 2015 on progress on equality between women and men in the European Union in 2013 (2014/2217(INI))*. Date of access: 9 January 2017 at www.europarl.europa.eu/
- Fabris, Adriano (2014). *Etica della comunicazione*. Roma: Carrocci Editore.
- Fine, Cordelia & Rush, Emma (2016). ‘Why Does all the Girls have to Buy Pink Stuff?’ The Ethics and Science of the Gendered Toy Marketing Debate. *Journal of Business Ethics*. 1–16. doi.org/10.1007/s10551-016-3080-3
- Gros, Jochen (1976). Sinnliche Funktionen im Design. *Form Zeitschrift für Gestaltung*, 75(3), 12–14.
- Hansson, Lena & Jahnke, Marcus (2009). *Gender bending through design – an account of a student project on gender*. Göteborg: Business & Design Lab Publication.
- Hirdman, Yvonne (2003). *Gender: The mutable forms of the stable*. Stockholm: Liber.
- Landowski, Eric (1989). *La società riflessa. Saggi di sociosemiotica*. Roma: Meltemi.
- Landsheere, Gilbert de (1982). *La recherche expérimentale*. Paris: Unesco.
- Lazar, Michelle M. (2005). *Feminist Critical Discourse Analysis: Gender, Power and Ideology in Discourse*. Wiesbaden: Springer.
- Leslie, Deborah & Reimer, Suzanne (2003). Gender, Modern Design, and Home Consumption. *Environment and Planning D: Society and Space*, 21(3), 293–316. https://doi.org/10.1068/d337
- Weedon, Chris (1996). *Feminist Practice and Poststructuralist Theory* (2nd ed.). Cambridge/Massachusetts: Wiley-Blackwell.
- Linn, Susan (2004). *Consuming kids: the hostile takeover of childhood*. New York: The New Press.
- Lupton, Ellen (1993). *Mechanical brides: Women and machines from home to office*. New York: Princeton Architectural Press.
- Mirzoeff, Nicolas. (1999). *An Introduction to Visual Culture*. Psychology Press.
- Moss, Gloria (2009). *Gender, Design and Marketing: How Gender Drives Our Perception of Design and Marketing*. Aldershot: Gower Publishing, Ltd. https://doi.org/10.1108/07363761211259278
- Oudshoorn, Nelly; Saetnan, Ann Rudinow & Lie, Merete (2002). On gender and things: Reflections on an exhibition on gendered artifacts. *Women’s Studies International Forum*, 25(4), 471–483. https://doi.org/10.1016/S0277-5395(02)00284-4

- Oudshoorn, Nelly; Rommes, Els & Stienstra Marcelle (2004). "Configuring the user as everybody: Gender and design cultures in information and communication technologies". *Science, Technology, & Human Values*, 29(1), 30–63.
- Penati, Antonella (ed). (2013). *Il design vive di oggetti-discorso*, Milano: Mimesis.
- Pietroni, Lucia (2015). Rosa vs Blu. I Gender Studies e la cultura del design. *Scienze e Ricerche (Essere donna e fare ricerca in Italia)*, 5, 76–85. Date of access: 9 January 2017 at www.scienze-ricerche.it/?p=3781
- Pink, Sarah (2004). *Home Truths: Gender, Domestic Objects and Everyday Life*. New York: Bloomsbury Academic.
- Rudman, Laurie A. & Glick, Peter. (2008). *The Social Psychology of Gender: How Power and Intimacy Shape Gender Relations*. New York: Guilford Press.
- Schön, Donald Alan (1983). *The reflective practitioner*. New York: Basic Books.
- Sparke, Penny (1995). *As Long as It's Pink. The Sexual Politics of Taste*. London: Pandora.
- Weller, Brigit & Krämer, Katharina (2012). *Du Tarzan Ich Jane – You Tarzan Me Jane: Gender Codes in Design – Gender codes in design*. Hannover: Blumhardt Verlag.
- Wolf, Tobias (2007). *Effects of gender marketing on consumer behaviour*. Munich: GRIN Verlag.
- Zarza, Martha (2001). *Hair Removal Products: gendered objects under the control of conventional conceptions of femininity and masculinity* (Doctoral dissertation). Arizona State University.
- Zuo, Hengfeng & Jones, Mark (2007). *An exploration into aesthetic association of product form. Presented at the Design & Semantics of Form & Movement 2007*. Newcastle University. Date of access: 10 January 2017 at <http://ssudl.solent.ac.uk/1696/>

Authors' details

Marta Isabella Reina, PhD Candidate, *1988, Politecnico di Milano, Dipartimento di Design.
Research focus: relationship between design, representation and gender, to develop models and tools to promote gender equality in the context of design education.
Contact: Politecnico di Milano, Dipartimento di Design, Via Durando 38/A, 20158, Milano, Italia
Email: martaisabella.reina@polimi.it

Valeria Bucchetti, PhD, Associate Professor at the Design Department of Politecnico di Milano.
Research focus: visual and gender identities in communication design field, theoretical aspects of identity systems and their communication components.
Contact: Politecnico di Milano, Dipartimento di Design, Via Durando 38/A, 20158, Milano, Italia
Email: valeria.bucchetti@polimi.it

Open-source cyborgs and DIY data: Chances and challenges for a democratisation of gender

Zusammenfassung

Open-Source-Cyborgs und DIY-Daten: Chancen und Herausforderungen für Geschlechterdemokratisierung

Der Beitrag beleuchtet die aktuelle „politische Ontologie“ der Mensch-Ding-Beziehung aus der Perspektive der Debatte „what we design designs us back“. Anhand verschiedener Phänomene wird gezeigt, wie das aktuelle technologische Design Objekte-als-Subjekte und Subjekte-als-Objekte produziert, wobei insbesondere die implizite Herstellung von Geschlechterdualismen in diesem Prozess analysiert wird. Es wird zudem gefragt, ob und, wenn ja, wie DIY-Disruption alltäglicher technologischer Systeme diese aktive Produktion impliziten Genderings unterbrechen kann. Designexperimente u. a. aus der „hacking culture“ werden als Beispiele für technisch intelligible soziale Störungen von Alltagssystemen herangezogen, anhand derer die Möglichkeiten diskutiert werden, „die Apparate zu verwirren“. Dabei wird die These vertreten, dass das Teilen und Analysieren von Daten nicht als objektiver und automatisierter Vorgang aufgefasst werden sollte, sondern als subjektive und manipulierbare Tätigkeit. Abschließend wird das Potenzial unserer Entwicklung hin zu „Open-Source-Cyborgs“ ausgelotet – und damit unser aktiver Anteil an der Ausgestaltung unseres eigenen Körpers und Geistes, nämlich durch die Ermöglichung eines stetig neu strukturierten und neu interpretierten materiell-sozialen DIY-Prozesses.

Schlüsselwörter

Politische Ontologie, „Becoming-with-Things“, Hacking-Kultur, sozio-materielle Interventionen, Open Source, Gender, DIY-Materialien

Summary

This article draws a picture of the ontological politics that is currently at play in the relationship between people and things from the perspective of “what we design designs us back”. Drawing on an array of phenomena, we illustrate how the current discourse on the design of technologies produces objects-as-subjects and subjects-as-objects, and we explore the implicit production of gendered dualisms within this process. The article goes on to discuss whether and how the DIY disruption of mundane technological systems can interrupt this active production of tacit gendering. Illustrated by design experiments involving “hacking culture” as technically intelligible social disruptions of everyday systems, the article then discusses the option of “confusing the apparatus”. It is argued that the sharing and analysis of data should not be seen as something objective and automated, but rather as something subjective and manipulable. Finally, we argue the potential of our evolution into open-source cyborgs – and hence, the prospective of taking an active part in the designing of one’s own body and mind through a constant DIY reshuffling and reinterpretation of the material-social.

Keywords

ontological politics, becoming-with-things, hacking culture, socio-material interventions, open-source gender, DIY data

1 Ontological politics

In a world in which we have managed to design everything – from life (“designing babies” using pre-implantation genetic diagnosis) to death (from last will apps to Google’s Immortality Project), we can hardly tell the “subject” from the “object” or what is “organic” from what is an “artifice”. We have (b)reached an entirely new level and scale of intimacy – from ubiquitous computing to medicinal extensions and nano-technology. Designed artefacts and systems extend our memory, abilities and fathomable existences, as as we extend theirs. From blogs and feeds, to smartphones and smart homes, to purchased and DIY body augmentation, technology has become deeply a part of us both mentally and physically. And so we have also become accomplices in designing gender – corporeally and cognitively, materially and imagined, in visions and in everyday life.

These are times in which Apple’s (originally female) intelligent personal assistant Siri re-establishes the deep-seated notion of the female aide, while Kim Kardashian’s bottom as an emoji apparently crashed the Apple App Store due to an overwhelmingly high number of downloads.¹ Meanwhile, pro-anorexia hashtags such as #thinspo (“Thin-spiration”) had to be banned on several online social forums as they were resulting in the rapid prototyping of sick bodies.² This is an era of smart objects in which we design the measurement of everything, from our intake of calories to our menstrual cycle, as a kick-starter project attempts to fund the world’s first smart menstrual cup using the slogan “Measure, Analyze, and Track. Help us redefine menstruation”.³ Consequently, these are times in which we are witnessing the production of gender manifested not just in language and behaviour but in principles of products and paradigms of programming.

Within this sphere of hyper-connectivity, we are not just consuming and downloading, but also producing and uploading data (intentionally or unintentionally) every day and all the time. Surrounded by smart technologies and connected devices, we are continually being read, categorised and targeted, tagged and traced. Be it through the gendered advertising of a news feed, the culturally engineered results from a search engine or the assumptions behind the suggested settings in a smart home: These technologies are not just produced as gender biased, they are actively producing us as such, through every algorithm. In these times of fake news and malicious bots, we sometimes lose track of who or what is speaking and begin to hesitate when trying to draw the boundaries of where we stop and where the technology begins. As “intelligent” artefacts and pattern recognition algorithms learn our behaviour and produce us based on who we are (or how we act), we are potentially taking a step backwards as we give up our agency not just to devices but to our own bad habits. And so, through use, gendered prepositions are designed into everyday interactions and things – as they are deeply entrenched, from the grammar of language to the grammar of code. Therefore, as we gender objects and

1 www.theguardian.com/technology/2015/dec/23/kim-kardashian-emoji-app-kimoji-apple (date of access: 15 February 2017).

2 www.washingtonpost.com/blogs/arts-post/post/instagram-bans-thinspiration-pro-eating-disorder-images/2012/04/24/gIQAXLeaT_blog.html?utm_term=.dccc4f209e9 (date of access: 15 February 2017).

3 www.kickstarter.com/projects/700989404/looncup-the-worlds-first-smart-menstrual-cup (date of access: 25 January 2017).

technologies, we become fabricated as gendered objects ourselves. As we hide gender biases in codes and colours we risk becoming nothing more than bad collages of those codes and colours. We are written into them now, and so, these are times in which we must turn back to the gravity of matter – of materialisation and its intrinsic politics. When it comes to the interplay of gender and design, these are times in which we must fathom and grasp the depth of the ontological politics at play.

The current theoretical turn towards the urgency of once again consolidating the dimension of materiality into an analysis of the social covers multiple disciplines and has many names. It has been widely termed as everything from the “ontological turn” (Escobar 2010), the “material turn” (Pierides/Woodman 2012), “continental materialism” (Bryant/Snick/Harman 2011) or increasingly, “new materialism” (Dolphijn/van der Tuin 2012). What these movements have in common is their rejection of traditional dualisms of modern thinking and the excessive strain on linguistics practiced substantially by postmodern movements, a concern for techno-scientific advancements as a challenge towards most social scientific accounts of the physical world and the human hitherto, as well as the idea that the “real” and the “political” are directly connected. Within this overall turn, the attempt is made to take the themes of contingency, flux and difference from their confinement to the realm of culture into the realm of matter (Pellizzoni 2015: 73).

The idea of “ontological politics”, moreover, speaks of the conditions of possibility that we are living with and suggests that the conditions of possibility are not given. It speaks to the fact that realities do not precede the mundane practices in which we live, but rather that they are concurrently shaped within these practices themselves. Hence, the term “politics” works to underline this process of shaping, and to reveal the fact that its character is both opened and contested (Mol 1999: 74–75). As a novel combination of materialism and anti-essentialism, hierarchies, identities and dualisms are replaced with fluid, contingent, emergent entities. This, in turn, brings into play nodes and networks, performances and assemblages, as well as human–nonhuman and organic–inorganic hybrids (Escobar 2010). Understanding the current conflict of gender and design at the interface of human–nonhuman social friction as itself being a case of ontological politics therefore allows for an asymmetric, yet holistic perspective. Because if we design systems and things that then in turn design us back, then we are co-constructed as, through and with material and artifice. We are ceaselessly “becoming-with-things”. This process is in itself a case of material politics, of gendering and being gendered by design, and can neither be comprehended nor acted upon without a somewhat slanted perspective – a sort of vantage point from a blind spot.

2 Hacking culture

Being in the position of the “designer”, one currently finds oneself standing on rather slippery territory. It is not only that we have un/intentionally designed gender into things, or that things consequently design gender back into us – this process is, furthermore, constantly, dynamically, implicitly and furtively at play. In order to find a vantage point, then, the question is how we can actively interact playfully with this interplay.

This fluid co-constructive force of gender and design can perhaps best be understood from a Foucauldian perspective on power, namely simultaneously “producing and being produced by” (Foucault 1994 [1976]: 19). Hence, a playful interaction with this dual power must consequently entail a dual strategy – or perhaps being embedded in the nexus of gender and design itself, more of a tactic (de Certeau 1998). First and foremost, we must attempt a momentary grasp of this fluid process, despite the fact that it leaves us on rather uncomfortable ground. Secondly, we must perceive and formulate a tactic of intervention – not just against the visible outcomes of this inauspicious power (its graspable empirical consequences), but also against ourselves (its source, or one might say in these circumstances, the battery of the gadget). This tactic of self-intervention is vital, as it not only provokes the project of gendered reproduction, but acts as an epistemological approach to understanding it (and understanding one’s own tacit participation in the process). When viewed as a design process, or perhaps even as a design of the design process, it seems to provide a way into undesigning some of culture’s bad habits and redesigning our options of co-producing the material world. Therefore, what can be perceived as “hacking culture” (the source and the consequence) can be viewed as a process of disorderly design.

This thesis was the topic of a workshop titled “Democratising Design, Democratising Gender” that was held in the context of the international Gender Design Network conference on “Gender and Design in Action: Interdisciplinary perspectives and technological interactions” at the Chemnitz University of Technology in 2016.⁴ In dialogue with a diverse group of gender scholars, designers and technologists, the following question was posed: How can we hack our own genders – how can we reorient devices to assist us in troubling our own gendered performance? Based on this hands-on approach, mixed groups of participants took on the challenge of questioning the idea of what gets measured and what can result from that data. They did so using only their bodies and a TI Sensor Tag 2.0, a simple device containing a set of sensors that can, for instance, measure motion, temperature, light and humidity. As an illustrative subversion of a simple and highly rational device, one group created the concept of “transwalking”. Being a heterogeneous consortium of people, they attached the device to their hips and used the motion sensor to measure and document the patterns of their different walks. They then overlaid the data to create diverse merges and attempted, in turn, to perform these new patterns. The idea of “transwalking” is, ultimately, based on the idea that one can upload and share one’s own individual movements and then be able to cross, hybridise and converge diverging performances in order to finally be able to export, download and learn new gendered performances. The subversion, therefore, lies not only in the insurgent use of the device but also in the conceptualisation of the use of the data itself. Although it is merely an uncomplicated prototype of a way of thinking (and moving), the experiment nevertheless exemplifies the materialisation of alternative parameters for contemplating data: Could we consider data as being publicly personal – of individual distinctiveness shared as open-source gestures? Could we use such DIY hacks to be more playful, interpretive and manipulable with sensors and data, rather than being rationalised, civilised and conforming to culturally mandatory settings?

4 www.genderdesign.org/gender-und-design-in-aktion-rueckblick-zur-jahrestagung-igdn-2016 (date of access: 5 June 2017).

If we are produced so profoundly yet so tacitly by the systems that surround us, then it is imperative that we actively intervene in this system – that we locate our own blind spots. As part of the project “When Objects Turn Subjects: *Forms of Protest*” that was carried out in the framework of a PhD at the Berlin University of the Arts, an experiment was developed that explored the action of writing as a basis for challenging one’s own silent presumptions. The open-source “In/correct.plist” file, once installed on a computer, autocorrects a large library of words whilst typing, distorting gendered meaning in the process of its very construction. Words such as “man” and “woman” are, for instance, corrected into “people”, “she” into “someone”, “masculine” into “idea of gendered identity” and “wife” into “person to whom one is currently committed”. As a roguish attack on culture, words such as “babe” are corrected into “fellow intelligent human being” or “cuddle” into “culturally enhanced feeling of togetherness”. Hence, whether one is writing an email in an email client, conducting an analysis in a word processing program, or drawing up a budget in a spreadsheet – the file is always present and infiltrates the happening as it takes place.

Such disruptions of mundane technological systems have the potential to interrupt the active production of tacit gendering in-process and can be viewed as technically intelligible social disruptions of everyday systems and acts. They entail designing mere frameworks for critical realisations and curious play rather than intentional authored meaning in and of itself. Through these micro experimentations with large power structures we have the opportunity to re/act rather than just be acted upon – that is, to adapt the systems rather than just be adapted to them. On the one side, this provides the possibility of reclaiming some agency, at least as interplay, in the production at the nexus of material/culture. However, it also allows us to attempt to do so without taking the view of either solely material (and its object) or culture (and its subject), but rather to embrace the co-constructive powers at play. Because, we would argue, it is exactly at the point of this slippery ground that design and gender meet to fabricate the dialectic itself.

Further, when viewing the junction of the material production of culture and cultures actively choosing how to produce material, we are currently witnessing the growth of a rather interesting social movement, namely the democratisation of design and technology. What was once left to either design professionals or hobbyists now clashes in everyday life as an entirely new type of space emerges. In terms of physical spaces, we are for instance seeing an explosion of urban fabrication labs⁵ that aim to enable anybody to imagine, concept and fabricate products as they act as experts of their own bodies and everyday lives. And in digital space we are seeing a new generation sharing open-source code on GitHub as mundanely as they tweet their opinions.⁶ In terms of gender and design, this opens up a potential possibility: It means that people who fall between the grid and outside of the target groups can partially fabricate an alternate material reality. It means that anyone with an interest in gaining the technical and material literacy to do so (of course, packaged nicely in kits and 5-minute “how-to” videos) can reconnect their connected devices, redesign surfaces and functions of products using open-source code and knowledge, and rethink how the things around them are acting, and how they are

5 www.fabfoundation.org/index.php/fab-labs/index.html (date of access: 11 June 2017).

6 www.wired.com/2015/03/github-conquered-google-microsoft-everyone-else/ (date of access: 5 June 2017).

acting with their things. So, as the power of materialisation, fabrication and production is democratised and decentralised to an extent that we could have hardly imagined a decade ago we are being provided with a peculiar chance in regard to gender.

As a distinctive development, maker-spaces are making culture. For instance, the maker-space *Liberating Ourselves Locally (LOL)* in East Oakland characterises itself as a social justice space of gender diverse, majority queer and trans hackers, artists and activists who provide resources for the community to learn, play, experiment and build skills while working on self-determination and community empowerment projects.⁷ Similarly, the London-based group *Transcode* draws attention to transgender issues through a topic-focused hackday, as well as through introductory programming workshops that allow members of the community who are not working in the field of technology to participate in the development of transgender applications.⁸ Concurrently, the US-based mini-incubator *Transhack* attempts to shift the ways that trans-gender, non-conforming, a-gender and non-binary people live by creating technologies that are economically empowering, to improve access to social services and to promote gender safety while bringing visibility to trans-tech innovators and entrepreneurs.⁹ This initiative was launched in response to the growing social and economic barriers that are troubling the trans community, whose members, they argue, are unemployed at twice the national rate (four times when it comes to transgender people of colour), experience a high degree of homelessness and suffer immense discrimination when accessing adequate health care, legal services and housing. Operating as an online platform and initiating hackathons that have been attended by over six hundred transgender developers, designers and coders, they have launched dozens of applications and helped to launch several start-ups and social enterprises. Applications developed in this context range from the “YO Restrooms” app that finds the closest gender-safe bathrooms to “Who Did I Miss”, a simple form-site that contacts conference organisers to encourage and recommend diverse speakers, to “Transgress”, an app that allows people to bypass web filters to access sites addressing transgender issues.¹⁰

These examples are particularly interesting because they raise the question of who in fact gets to write the options of the material–social. Of course, they illustrate the power of possibility, as access issues are still far from solved. However, in relation to the discussion of gender and design, these movements make explicit the almost invisible power that lies in code and code literacy and the importance of gender bias and gender access in this context. They raise the critical questions of design – of who gets to design and on what terms – and of the power that design has to create or subvert existing paradigms of products and programming.

What we are witnessing in these sorts of experiments – from hacking one’s own personal actions through inverting, rethinking and reusing systems and artefacts, to the larger movements of democratising technology, thereby granting access to more diverse groups – is the designing of a vantage point from a blind spot. Whether these are the blind spots of our own personal selves (things that I did not realise about my own be-

7 www.oaklandmakerspace.wordpress.com (date of access: 17 February 2017).

8 www.trans-code.org (date of access: 17 February 2017).

9 www.transhack.org (date of access: 17 February 2017).

10 www.transhack.org (date of access: 17 February 2017).

haviour and thinking) or the blind spots of society (transgender needs and perspectives on technology), it is clear that gaining access to these blind spots makes for a more holistic view. Moreover, these perspectives potentially open up a possibility space (from re-filtering search functions to physical mischief with objects), and thus hacking culture could potentially enable a more active process of swapping, playing and performing our genders. Whether *things* are our extended memory or embedded in us (from body hackers to social hackers), the realisation that we can actively co-design our existences as thoroughly designed objects in itself provides an intervention. The power of democracy in this particular context might lie not just in the “fairness” of distributed power, but also in the opportunity that is inherent to the lack of consensus itself. When grasping the extent of the reproductive materialisation of gender and sexuality in our current material culture, perhaps it is less about representing a clearly defined minority (hence, “the other”) and more about creating a fabricated confusion. This is, enabling a materialisation of fluid options that cannot be tied down to normative definitions of good or bad, correct or incorrect, or real or fake – applying a tactic of “confusing the apparatus” in order to confuse oneself.

3 Material subjectivities

In a highly gendered and heteronormative world, very little is produced outside of the traditional boundaries of gendered and sexual politics, not least design and technology. From technophobia to technophilia, feminist debates on gender and technology have moved through a large spectrum of positions – from the scepticism of technology as the machinery of patriarchal reproduction, to unwarranted optimism about its liberating potentials. However, technofeminist approaches emphasise that the relationship between gender and technology is fluid and flexible and that feminist politics, and not technology per se, is the key to inclusion and equality (Wajcman 2007: 287). Thus, not only are new technologies a potential agent for change, but the object of gender politics itself (the strategies and tactics of use) also takes on an equally strong agency.

As all genders are potentially taking an active part in the information, communication and fabrication revolution and are no longer victims of the digital divide, the potential, at least, for designing diversity remains. And so in an age in which we are witnessing an intimate and comprehensive merging of the natural and the artificial, the subject and the object, and where systems and artefacts can no longer be viewed as separated from the political, we are, it seems, dealing with entirely new parameters. As humans are deeply engaged in simulated environments, and artificial agents are co-inhabiting our social world, gender is performed not only by people, but also by things. Hence, we must engage with the idea of human–nonhuman co-performances, mediated by our imaginaries, producing our material subjectivities as we enter into novel social relationships with new systems and things.

We are living in an age in which we plot to design the entire social–material world as sensing and measurable, producing information that reveals just as much about us as it compels us to think and act according to the data compiled. From “smart objects” to “smart contracts”, we are coming to rely more and more on measurable data. However,

all too often we hear the word “data” and believe that it portrays a truth of how things are and provides the basis for how things could be. We hardly perceive the ever-shifting, interpretive and even performative parameters of these measured “facts”. In this context, we must reclaim the power of ir/rationality, seeing the sharing and analysis of data not as something objective and automated but rather as something subjective and manipulable, opening up a new and pivotal space. In a world that is increasingly operating deeply between material, measurement and mind, it becomes more crucial than ever that we reconsider where individual bodies and aspirations can alter and act.

If we can no longer see our bodies as being separate from the technologies that reify them, as Donna Haraway advocated three decades ago with her concept of the cyborg (Haraway 1991), then let us evolve into *open-source cyborgs* taking an active part in the designing of our own bodies and minds. If we are to be measured, from our bodies to our environments, then let us reclaim the concept of measurement and what it can do by exploring ideas of DIY data. Let us live out the potentials of a constantly reshuffled and reinterpreted DIY material–social, of shared open-source possibilities for alternatively lived realities in which the power of who designs our everyday lives has been decentralised, co-construction democratised and where we provoke ourselves and the fabricated norms of society to create such an inordinate material confusion that heteronormative gender-dialectic mentalities become too difficult to uphold.

References

- Bletsas, Angelique & Beasley, Chris (2012). *Engaging with Carol Bacchi. Strategic Interventions and Exchanges*. South Australia: University of Adelaide Press.
- Bryant, Levi; Srnicek, Nick & Harman, Graham (2011). *The Speculative Turn: Continental Materialism and Realism*. Melbourne: re.press.
- Certeau, Michel de (1988). *Die Kunst des Handelns*. Berlin: Merve Verlag.
- Dolphijn, Rick & van der Tuin, Iris (2012). *New Materialism: Interviews and Cartographies*. Ann Arbor/MI: Open Humanities Press. <https://doi.org/10.3998/ohp.11515701.0001.001>
- Escobar, Arturo (2010). Postconstructivist political ecologies. In Michael R. Redclif & Graham Woodgate (eds), *The International Handbook of Environmental Sociology* (pp. 91–105). Cheltenham: Elgar. <https://doi.org/10.4337/9781849805520.00015>
- Escobar, Arturo (1994). Welcome to Cyberia: Notes on the Anthropology of Cyberculture. *Current Anthropology*, 35(3), 211–231. <https://doi.org/10.1086/204266>
- Foucault, Michel (1994 [1976]). Two Lectures. In Michael Kelly, *Critique and Power, Recasting the Foucault/Habermas Debate* (pp.17–20). Cambridge: MIT Press.
- Haraway, Donna (1991). A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century. In *Simians, Cyborgs and Women: The Reinvention of Nature* (pp.149–182). London: Routledge.
- Hay, Colin (2006). Political Ontology. In Robert Goodin & Charles Tilly (eds), *The Oxford Handbook of Contextual Political Analysis* (pp.78–96). Oxford: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/oxfordhb/9780199270439.003.0004>
- Law, John (2006). *After method: Mess in the social science research*. London: Routledge.
- Mol, Annemarie (1999). Ontological Politics. A word and some questions. In John Law & John Hassard (eds), *Actor Network Theory and After* (pp.74–89). Oxford: Blackwell Publishing.

- Pellizzoni, Luigi (2015). *Ontological Politics in a Disposable World: The New Mastery of Nature*. London: Routledge.
- Pierides, Dean & Woodman, Dan (2012). Object-oriented sociology and organising in the face of emergency: Bruno Latour, Graham Harman and the material turn. *British Journal of Sociology*, 63(4), 662–679. <https://doi.org/10.1111/j.1468-4446.2012.01431.x>
- Wajeman, Judy (2007). From Women and technology to Gendered Technoscience. *Information, Communication & Society*, 10(3), 287–298. <https://doi.org/10.1080/13691180701409770>

Authors' details

Michelle Christensen (MA, MSc, MA), Research Associate, Lecturer and PhD Candidate at Berlin University of the Arts. Research focus: Trans- and postdisciplinarity, design methodology and epistemology, material sociology and the social dimensions of “thingness”.

Contact: Berlin University of the Arts, Design Research Lab, Einsteinufer 43, 10587 Berlin

Email: m.christensen@udk-berlin.de

Florian Conradi (Dipl.-Des., MFA, MA), Research Associate, Lecturer and PhD Candidate at Berlin University of the Arts. Research focus: Practice-based design research, social critical design, the politics of objects and positions of making.

Contact: Berlin University of the Arts, Design Research Lab, Einsteinufer 43, 10587 Berlin

Email: f.conradi@udk-berlin.de

Sabine Stange

Geschlecht in den Debatten der Heimkampagne von 1969

Zusammenfassung

Der Beitrag untersucht, welche Bedeutung Geschlecht als ordnungsstiftende Größe in den öffentlichkeitswirksamen Debatten zukam, die Ende der 1960er-Jahre um Fürsorgeerziehungsheime für weibliche und männliche Jugendliche geführt wurden. Analysiert werden Auszüge aus schriftlichem Archivmaterial zur sogenannten Heimkampagne in Hessen 1969. Mit Blick auf Verhandlungen um Arbeitsaufgaben und Erscheinungsbilder der in den umstrittenen Einrichtungen untergebrachten jungen Frauen und Männer wird nach der Bezugnahme auf Geschlecht in den jeweiligen Argumentationen gefragt. Die exemplarischen Textanalysen zeigen, wie Annahmen zu Geschlechterdifferenzen in die Kritik an Bestehendem und die Aufforderungen zum Wandel ebenso einfließen wie in damalige Reaktionen darauf.

Schlüsselwörter

Geschlechterdifferenz, Ordnung, 1960er-Jahre, Erziehungsheim, Hessen

Summary

Gender in the debates of the 1969 campaign against residential care institutions.

The paper explores gender as an ordering factor that shaped and structured the 1969 debate on residential care institutions for young women and men in the German state of Hesse. To this end, it analyses excerpts of written archive material from the public campaign against these institutions. The focus lies on the use of gender as an argument in discussions about the duties assigned to the young women and men living in residential care facilities and about their outward appearance. The analysis of selected texts shows assumptions of gender-related differences in both the criticism of the existing situation and the campaign for change, as well as in contemporaries' responses to these demands.

Keywords

gender difference, ordering factor, 1960s, residential care institution, Hesse

Einführung

Im Kontext gesellschaftlicher Debatten, die heute unter der Chiffre '68 diskutiert werden, wurden in der sogenannten Heimkampagne Ende der 1960er-Jahre Fürsorgeerziehungsheime für Jugendliche als Sozialisationsinstanz kritisch unter die Lupe genommen. In diese Einrichtungen konnten jugendliche Minderjährige eingewiesen werden, wenn das Vormundschafts- oder Jugendgericht Fürsorgeerziehung anordnete. Begründet wurde dieser Schritt mit drohender oder eingetretener Verwahrlosung bzw. Gefährdung. Hierbei handelt es sich um einen unbestimmten Rechtsbegriff, von dem auch Heranwachsende erfasst wurden, die sich nicht entsprechend damals gültiger gesellschaftlicher Normen verhielten (Pfordten/Wapler 2010: 44ff.). Die Fürsorgeerziehungsheime dienten somit der Herstellung und Aufrechterhaltung sozialer Ordnung und können nach Goffman (1972 [1961]) als ‚totale Institutionen‘ gefasst werden, in denen das Alltagsleben einer weitreichenden Regulierung und Kontrolle unterliegt.

Das von normativen gesellschaftlichen Erwartungen gerahmte Feld der Fürsorgeerziehung orientierte sich in der Nachkriegszeit u. a. an einer dichotomen Geschlechterordnung. Dies zeigt sich z. B. in der nach Geschlecht getrennten Unterbringung von jugendlichen Männern und Frauen, in geschlechterdifferenzierten Ausbildungs- und Arbeitsangeboten sowie in geschlechtsbezogenen Einweisungsgründen. So haben Studien zur damaligen Heimerziehung herausgearbeitet, dass die Anordnung von Fürsorgeerziehung für männliche Jugendliche häufig mit Straffälligkeit oder Alkoholkonsum begründet wurde (Bereswill/Höyneck/Wagels 2013: 38), während bei weiblichen Jugendlichen insbesondere die Zuschreibung sogenannter sittlicher oder sexueller Verwahrlosung zu einer Heimunterbringung führte (Gehltholt/Hering 2006; Lütze 2002). Inwieweit der Fürsorgeerziehung inhärente Geschlechterzuschreibungen auch in den öffentlichen heimkritischen Debatten Ende der 1960er-Jahre aufgegriffen wurden, ist in Rückblicken auf die damaligen Aktionen und Forderungen bisher noch nicht untersucht worden.

Meine forschungsleitende These ist, dass sich in Debatten um ein stark von Geschlechterdifferenz strukturiertes Feld diverse Bezugnahmen auf Geschlecht zeigen müssten. Vor diesem Hintergrund nehme ich im Folgenden exemplarisch Äußerungen von Akteurinnen und Akteuren der Heimkampagne in den Blick, in denen in unterschiedlicher Weise Bezug auf Geschlecht genommen wird. Inspiriert von einer wissenssoziologischen Perspektive (Berger/Luckmann 2007 [1969]) frage ich nach alltagsweltlichen Konstruktionen von Geschlechterdifferenz und Geschlechterordnungen in den diskursiven Auseinandersetzungen um die umstrittenen Erziehungsheime. Geschlecht verstehe ich hierbei als komplexes soziales Konstrukt, das in seiner Ausformung situations- und kontextabhängig variiert (Bereswill 2008; Opitz-Belakhal 2010: 34ff.).

Wo greifen Vorwürfe gegenüber den umstrittenen Einrichtungen bzw. Reaktionen auf die geäußerte Kritik auf geschlechtsbezogene Deutungsmuster zurück und wie zeigt sich hierin die Verflechtung von Normalität und Geschlecht?

Dieser Frage gehe ich hauptsächlich anhand von Archivdokumenten zur Heimkampagne in Hessen nach.¹ Die Aktionen der öffentlichen Heimkritik richteten sich dort 1969 fast ausschließlich gegen den hessischen Landeswohlfahrtsverband als Träger von mehreren Fürsorgeerziehungsheimen. Im Fokus der Vorwürfe standen vier seiner Einrichtungen für nicht mehr schulpflichtige Jugendliche. Im Sommer 1969 gingen die heimkritischen Aktionen vor allem von Aktivistinnen und Aktivisten der StudentInnenbewegung und der Außerparlamentarischen Opposition sowie von Jugendlichen aus den umstrittenen Einrichtungen aus. Sie betrafen die Fürsorgeerziehungsheime Staffelberg und Karlshof, in denen ausschließlich junge Männer untergebracht waren, sowie das Jugendheim Steinmühle für junge Frauen (Arbeitsgruppe Heimreform 2000: 140ff.). Im Herbst 1969 geriet dann aufgrund von journalistischen Interventionen die Einrichtung Fuldata, ein geschlossenes Erziehungsheim für junge Frauen, in die öffentliche Kritik (Arbeitsgruppe Heimreform 2000: 180ff.).

1 Die Sichtung und Auswertung des Archivmaterials erfolgte in einem vom hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst geförderten Pilotprojekt unter der Leitung von Prof. Dr. Mechthild Bereswill an der Universität Kassel, an dem ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin beteiligt war. Für konstruktive Anregungen zu diesem Beitrag danke ich den Kolleginnen und Kollegen des Fachgebiets sowie den Herausgeberinnen dieser Zeitschrift.

Zu diesen Kontroversen liegt im Archiv des hessischen Landeswohlfahrtsverbandes vielfältiges Textmaterial vor, darunter Flugblätter, Radiosendungen, Protokolle oder Ereignisberichte.² In der bisherigen Forschung zur Heimkampagne wurden diese Dokumente vor allem ausgewertet, um die damaligen Ereignisse und ihre Auswirkungen auf die spätere pädagogische Praxis zu rekonstruieren (z. B. Arbeitsgruppe Heimreform 2000; Schölzel-Klamp/Köhler-Saretzki 2010; Kappeler 2011), oder um Zusammenhänge der Aktionen der Heimkampagne mit der StudentInnen- oder der Sozialarbeitsbewegung zu beleuchten (Köster 2010; Steinacker 2010). Die Texte wurden noch nicht daraufhin befragt, inwiefern gesellschaftliche Konstruktionen von Männlichkeit oder Weiblichkeit die Debatten um die umstrittene Institution prägten.

Zu berücksichtigen ist, dass in den archivierten Texten Geschlecht meistens nur dann explizit markiert ist, wenn von weiblichen Personen („Mädchen“) die Rede ist, männliche Personen bleiben als solche vielfach unmarkiert. So stellt sich teilweise erst bei einer Kontextualisierung der untersuchten Texte heraus, dass sich die dort verwendeten Bezeichnungen „Jugendliche“ oder „Zöglinge“ ausschließlich auf männliche Personen beziehen. Dadurch kann einerseits der Eindruck entstehen, dass die in den Texten gestellten Forderungen Jugendliche beiderlei Geschlechts betreffen. Andererseits werden durch die explizite Benennung weiblicher Personen Konstruktionen von Weiblichkeit eher greifbar, während Vorstellungen von Männlichkeit in allgemeinen Formulierungen aufgehen.

Grundlage des vorliegenden Beitrags sind Textauszüge, die sich auf Auseinandersetzungen um Alltagspraxen in den damaligen Einrichtungen beziehen. Als Erstes diskutiere ich Textpassagen, in denen sich Heimverantwortliche und männliche Jugendliche zu einer im Alltagsverständnis weiblich konnotierten Arbeitsaufgabe äußern (1). Anschließend liegt der Schwerpunkt auf der Analyse heimkritischer Anmerkungen zum Erscheinungsbild junger Frauen im Erziehungsheim (2). Darauf folgt eine Erörterung der Reaktion eines Heimleiters auf Forderungen zur Frisurengestaltung männlicher Jugendlicher (3). Abschließend werden die vorgestellten Überlegungen gebündelt und Forschungsdesiderata erörtert (4).

1 „Und dann mit dem Hausputz, das ist ganz jämmerlich. Wie ne Putzfrau geht das“ – Debatten um eine Arbeitsaufgabe

Es fällt auf, dass in den zur Heimkampagne archivierten Schriftstücken, die sich mit Einrichtungen für männliche Jugendliche befassen, wiederholt der sogenannte Hausputz angesprochen wird. Zum Beispiel findet sich in einer heimkritischen Textsammlung zum Erziehungsheim Staffelberg, für die der Allgemeine Studentenausschuss (AStA), Stadtteilbasisgruppen und der Sozialistische Deutsche Studenten-

2 Die herangezogenen Texte aus dem Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes (LWV-Archiv) in Kassel stammen aus dem dortigen Bestand 100-32 Dezernat Erziehungshilfe/Sachakten. Im Folgenden werden als Beleg nur das LWV-Archiv und die jeweiligen Nummern der verwendeten Sachakten – 1257, 1258, 1259 und 1261 – angegeben.

bund (SDS) verantwortlich zeichneten,³ unter der Überschrift „Hausputz“ folgende Schilderung:

„Und dann mit dem Hausputz, das ist ganz jämmerlich. Wie ne Putzfrau geht das. Da muß man richtig schrubben, dann muß man die Feuchtigkeit abziehen, dann muß man Blankbohnern mit so 'nem alten Bohnerbesen da. Den Boden abkratzen, die Ecken, muß alles sauber sein. Dann geht er mit der Taschenlampe durch und leuchtet überall hin und wehe es wird ein Fussel gefunden.“⁴

Der Duktus der Passage legt nahe, dass hier die Erzählung eines Jugendlichen aus dem Erziehungsheim Staffelberg, d. h. eines jungen Mannes, wiedergegeben wird. Die detaillierte Beschreibung einer Fußbodenreinigung und deren gegebenenfalls mit Sanktionen verbundene Kontrolle wird mit der Hyperbel „ganz jämmerlich“ eingeleitet. Diese ausdrucksstarke Formulierung stellt von Anfang an klar, dass die Übertragung der geschilderten Reinigungstätigkeiten an die in der Einrichtung untergebrachten Jugendlichen als äußerst unangemessen angesehen wird. Im Einleitungssatz wird zunächst nicht explizit mit einem Geschlechterbezug argumentiert. Auffällig ist jedoch der unmittelbar anschließende Vergleich mit einer „Putzfrau“. Es entsteht der Eindruck, dass durch diesen Bezug die Unzumutbarkeit der geschilderten Reinigungstätigkeiten noch stärker herausgestrichen werden soll.

Mit dem Bild der Putzfrau wird zunächst an ein geschlechterbezogenes Deutungsmuster angeknüpft, in dem Reinigungsarbeiten weiblichen Personen zugeordnet werden. Wird bedacht, dass die hier klagenden Jugendlichen im Erziehungsheim Staffelberg vor allem handwerklich ausgebildet werden sollten (Arbeitsgruppe Heimreform 2000: 140), dann kann der Vergleich mit einer Reinigungskraft auch als Vorwurf gelesen werden, den Lehrlingen eine als unqualifiziert eingestufte Tätigkeit zu übertragen. Die Anprangerung der Erziehungseinrichtung wird also in der zitierten Passage durch sich wechselseitig verstärkende Zuschreibungen im Hinblick auf Geschlecht und berufliche Qualifikation unterstrichen.

Es stellt sich die Frage nach der Gewichtung dieser Zuschreibungen. Daher möchte ich der von männlichen Jugendlichen geäußerten Beschwerde über den Hausputz eine Reaktion von Heimverantwortlichen gegenüberstellen, die explizit Bezug auf Geschlechterkonstruktionen nimmt:

„Die Abschaffung des Hausputzes ist eine nachgerade reaktionäre und spätkapitalistische Forderung! Gerade heute, wo sich die Geschlechterrollen aneinander annähern und die Frau zunehmend häufiger berufstätig ist, ist nicht einzusehen, warum die Jungen nicht zu gelegentlichen Putz- und Ordnungsarbeiten herangezogen werden sollten. Dies sollte sich aber lediglich auf die eigene Gruppe und das tägliche Reinemachen beschränken. Die gründlichen Reinigungen und auch die Reinigung der Verwaltungsgebäude, Flure und große [sic] Säle sollte Putzfrauen (oder Putzmännern) überlassen werden. Eines der anwesenden Heime hat mit dieser Lösung gute Erfahrungen gemacht. Beim Einsatz von Putzfrauen wird im Dienstplan übrigens der Erzieher eingespart, der die putzenden Mädchen oder Jungen beaufsichtigt.“⁵

3 Die Textzusammenstellung enthält Zeitungsberichte, Flugblätter, Erzählungen zur Situation im Erziehungsheim Staffelberg, zu Lebensgeschichten der dort untergebrachten männlichen Jugendlichen und zu den Diskussionen mit dem Heimleiter während einer Demonstration vor dem Erziehungsheim. Wie die einzelnen Berichte zustande gekommen sind, wird nicht erläutert.

4 Kampf dem Erziehungsterror in kapitalistischen Anpassungslagern – Dokumentation Staffelberg, AStA-Stadtteilbasisgruppen-SDS, in: LWV-Archiv, 1261.

5 Abschrift eines Protokolls der Besprechung über den Aufruf „Kampf dem Heimterror“, AStA-Informationen der Universität Frankfurt vom 10. Juli 1969 am 4.8.1969 im Niedersächsischen Landesjugendheim in Göttingen, S. 6, in: Archiv Herzogsägmühle, Ordner ‚APO‘. Aus der mir

Die wiedergegebene Textpassage stammt aus dem Protokoll einer Besprechung im Niedersächsischen Landesjugendheim Göttingen. Die Forderung nach Aufhebung der Reinigungsdienste im Erziehungsheim wird hier zunächst aus einer kapitalismuskritischen Perspektive entschieden als nicht zeitgemäß zurückgewiesen. Dies geschieht mit einem ausdrücklichen Verweis auf einen Wandel von „Geschlechtersrollen“ und eine steigende Berufstätigkeit weiblicher Personen. Die erwähnten gesellschaftlichen Veränderungen werden als Legitimation dafür herangezogen, dass „Jungen“ – unklar bleibt in dieser Formulierung, ob an Kinder oder Jugendliche gedacht ist – ab und zu Reinigungsarbeiten übernehmen können.

Die in der Textpassage verfolgte Argumentation deutet darauf hin, dass die Übertragung von Putzaufgaben an männliche Heranwachsende Ende der 1960er-Jahre nicht als selbstverständlich angesehen wurde, sondern einer Erklärung bedurfte. Zugleich zeichnet sich ab, dass in den Augen der sich hier äussernden Heimverantwortlichen die bisherige geschlechterbezogene Arbeitsteilung zur Disposition steht. So wird die Verknüpfung von Putztätigkeiten mit weiblichen Personen zusätzlich gedanklich durchbrochen, wenn zumindest in Klammern von „Putzmännern“ die Rede ist.

Der letzte Satz der zitierten Textpassage weckt dann allerdings den Eindruck, dass die Überlegungen der Heimverantwortlichen letztendlich nicht um die Geschlechterfrage, sondern um eine möglichst kostengünstige Erledigung der Hausreinigung kreisen. Indem abschließend gute Erfahrungen mit der Delegation der Hausreinigung angesprochen werden, wird das anfängliche Plädoyer für eine „gelegentliche“ Übertragung von Reinigungsarbeiten an „Jungen“ wieder relativiert. So erscheint die Perspektive der Heimverantwortlichen insgesamt ambivalent und ihre Berufung auf einen Wandel der Geschlechterordnung ein vorgeschobenes Argument zur Kostensenkung. Auffallend ist auch ein an bürgerlichen Geschlechternormen orientierter Blick, der die Geschichte der Erwerbstätigkeit von Arbeiterinnen nicht berücksichtigt.

Die zitierte Passage hebt sich dennoch von weiteren Äußerungen in der Debatte um den Hausputz in Erziehungseinrichtungen für männliche Jugendliche ab. Zum einen stellt sie ausdrücklich einen Bezug zu Geschlecht her, während in anderen Stellungnahmen, wie dem zuvor zitierten Bericht von Jugendlichen, an Geschlecht eher implizit auf der Basis unhinterfragten und kollektiv geteilten Wissens angeknüpft wird, um den eigenen Standpunkt zu unterstreichen. Zum anderen wird hier mit einem Wandel der geschlechterbezogenen Arbeitsteilung argumentiert.

Auch wenn ein Geschlechterbezug in den Verhandlungen um den Hausputz nur selten so offen wie hier formuliert wird, zeigt er sich deutlich im Vergleich mit Archivtexten, die Fürsorgeeinrichtungen für junge Frauen kritisch in den Blick nehmen: Werden Hausarbeiten hier überhaupt thematisiert, dann mit dem Schwerpunkt, dass in den Einrichtungen kaum andere Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten angeboten werden. Vor diesem Hintergrund steht eine Freistellung weiblicher Jugendlicher von der alltäglichen Hausreinigung durch eine Delegation an bezahltes Personal nicht zur Diskussion.

Nachdem in diesem Abschnitt Überlegungen zur Relevanzsetzung von Geschlecht in einer von männlichen Jugendlichen angestoßenen Auseinandersetzung diskutiert

vorliegenden Abschrift geht lediglich hervor, dass es sich um das Treffen einer Arbeitsgemeinschaft von Erziehungsheimen handelte. Wer mitdiskutierte und wer die Aufzeichnungen anfertigte, ist nicht ersichtlich.

wurden, werden im folgenden Teil Debatten beleuchtet, die um das Erscheinungsbild weiblicher Jugendlicher in Erziehungsheimen kreisen.

2 „Menschen, die bar jeder weiblichen Ausstrahlung sich bewegen“ – Debatten um Kleidung

Beim Lesen heimkritischer Dokumente, die sich mit Fürsorgeeinrichtungen für junge Frauen beschäftigen, fällt ins Auge, dass u. a. ausführlich die dort zu tragende Kleidung diskutiert wird. Eine anschauliche Beschreibung findet sich z. B. in einem kritischen Rundfunkbericht über das geschlossene Erziehungsheim Fuldata, der im November 1969 im Hessischen Rundfunk gesendet wurde. In dieser Reportage wird herausgestellt, dass bei Ankunft in der Einrichtung die jungen Frauen neben anderen Dingen auch „private Oberbekleidung, private Unterwäsche, Nachthemden, Schuhe“ abgeben müssen. Weiter heißt es: „Sie wird ein Dirndl anziehen, grobe Schuhe, Omaunterwäsche, ein linnenenes Nachthemd mit eckigem Ausschnitt und kurzen Ärmeln, das Hemd geht weit übers Knie.“⁶

Die Darstellung des Kleidungswechsels knüpft metaphorisch an einen Aspekt an, den Goffman (1972 [1961]) in seiner Typisierung einer totalen Institution benennt: das Ablegen der bisherigen Identität, das durch das Abgeben von persönlichen Gegenständen und mitgebrachter Kleidung an der Grenze zur Institution vollzogen wird.

In der weiteren Erzählung entsteht ein Bild von Uniformierung sowie von altmodischer, für junge Frauen unpassender Bekleidung. Entsprechende Assoziationen ruft besonders die Erwähnung von „Omaunterwäsche“ hervor. Der hierin enthaltene Bezug auf ein fortgeschrittenes Alter spielt möglicherweise auf eine damit verbundene Vorstellung von Asexualität an. Dementsprechend würde von Seiten der Kritik die durch die Einrichtung ausgegebene Kleidung mit einer Entsexualisierung der dort untergebrachten weiblichen Jugendlichen in Zusammenhang gebracht. Diese Sichtweise spiegelt sich ebenso in der Hervorhebung, dass das zu tragende Nachthemd „weit übers Knie“ reicht. Das lange Nachthemd wird hier gewissermaßen als Kontrast zum kniefreien Minirock der damaligen Zeit entworfen, der als ‚sexy‘ galt.

Ohne auf diese Konnotationen explizit einzugehen, wird in der Radiosendung ebenfalls berichtet, dass das Tragen von Miniröcken in den Akten weiblicher Jugendlicher vermerkt werde. Auch der häufige Aktenvermerk „sexuell haltlos“⁷ wird angeführt. Hierdurch wird auf den Einweisungsgrund der sogenannten sittlichen oder sexuellen Verwahrlosung angespielt. Der anschließende Kommentar, dass in den Akten alles ste-

6 Ulrike Meinhof: Guxhagen, Mädchen in Fürsorgeerziehung, ein Heim in Hessen. Sendung des Hessischen Rundfunks am 7.11.1969, 21 Uhr, in: Dokumentation über die Angriffe gegen die Erziehungsheime des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen und das Heilerziehungsheim Kalmenhof/Idstein, Anlage 24, S. 7, in: LWV-Archiv, 1257, pag. 64–79. Auszüge sind abgedruckt in Gehlthomholt/Hering 2006: 230ff.

7 Ulrike Meinhof: Guxhagen, Mädchen in Fürsorgeerziehung, ein Heim in Hessen. Sendung des Hessischen Rundfunks am 7.11.1969, 21 Uhr, in: Dokumentation über die Angriffe gegen die Erziehungsheime des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen und das Heilerziehungsheim Kalmenhof/Idstein, Anlage 24, S. 7, in: LWV-Archiv, 1257, pag. 64–79.

he, was aus Sicht der aktenführenden Stellen negativ für die jungen Frauen ausgelegt werden könne, kann als Missbilligung dieser Zuschreibungen gelesen werden.

Indem eine durch die beschriebene Heimkleidung hergestellte, entsexualisierte Weiblichkeit und damit auch das dafür verantwortliche Heim als abweichend dargestellt werden, wird allerdings die der Einweisungspraxis zugrunde liegende Sexualisierung von Weiblichkeit nicht wirklich infrage gestellt, sondern lediglich anders gwendet.

Dies zeigt sich auch in einer Pressekonferenz, die der als Einrichtungsträger angegriffene hessische Landeswohlfahrtsverband im Erziehungsheim Fuldataal ausrichtete. Laut Protokoll waren Presse- und Gewerkschaftsangehörige sowie Personen aus einem pädagogischen Institut der Universität Marburg anwesend. Protokolliert sind aus diesem Kreis folgende Fragen zur Kleidung in der Einrichtung:

„Warum laufen die Mädchen in dieser absonderlichen Kleidung herum?“ – „Warum tragen sie nicht eigene Kleider; sie unterscheiden sich von anderen Mädchen sehr deutlich. Sie sind häßlich angezogen. Unattraktiv. Sollen sie sich nicht hübsch machen?“ – „Die Kleidung, so wie sie ist, macht die Mädchen zu Menschen, die bar jeder weiblichen Ausstrahlung sich bewegen. Was versprechen Sie sich davon?“ – „Die Stoffe sind nicht modern, z. B. Karos.“⁸

Die Wertung der Kleidung als „absonderlich“, „hässlich“ und „nicht modern“ korrespondiert mit dem in der zuvor zitierten Radiosendung evozierten Bild. Auch in der Pressekonferenz wird die Bekleidung im Heim als abweichend eingeordnet („sie unterscheiden sich von anderen Mädchen sehr deutlich“) und der Einrichtung zum Vorwurf gemacht. Dabei verbinden die Fragenden eine als erstrebenswert dargestellte Weiblichkeit mit Attraktivität und „Ausstrahlung“.

Laut Protokoll gehen Heimleiterin und Erzieherinnen auf diesen Vorwurf der Verhinderung einer als weiblich angesehenen Selbstdarstellung nicht ein. Stattdessen weisen sie darauf hin, dass es sich um Kleidung für die Arbeit, nicht für die Freizeit handle, dass man „großen Wert auf gute Kleidung“ lege, dass die „Mädchen“ ihre Kleidung selber nähen würden und dass häufig Jugendliche mit „unbrauchbaren Sachen“ oder wenig Kleidung kämen.⁹

Von Heimseite wird hier also nicht, wie man erwarten könnte, der bereits genannte Einweisungsgrund einer zugeschriebenen sittlichen oder sexuellen Verwahrlosung angesprochen. Gleichwohl kann davon ausgegangen werden, dass aufgrund hiermit korrespondierender normativer Vorstellungen Attribute wie „weibliche Ausstrahlung“ und Anziehung im Kontext der Fürsorgeerziehung wenig wünschenswert erscheinen. Kontroverse Vorstellungen von Weiblichkeit gelangen jedoch nicht explizit zur Diskussion, sondern laufen als jeweils nicht begründungsbedürftig mit.

Dafür steht auch der folgende Textauszug zum Umgang mit Schönheitspflege. Laut Protokoll wurden im Erziehungsheim untergebrachte junge Frauen, die zeitweilig an der Pressekonferenz teilnahmen, auch nach der Möglichkeit, sich zu schminken, gefragt:

8 Kurzbericht über die Pressekonferenz im Jugendheim Fuldataal, Guxhagen am 13. November 1969, S. 19, in: LWV-Archiv, 1257, pag. 123–139. Am Ende dieses Protokolls ist vermerkt, dass der Text nach zwei Mitschriften erstellt wurde. Daher ist zu berücksichtigen, dass die dortigen Formulierungen möglicherweise nicht von den angegebenen Sprecherinnen und Sprechern, sondern von den Protokollierenden stammen.

9 Kurzbericht über die Pressekonferenz im Jugendheim Fuldataal, Guxhagen am 13. November 1969, S. 19/20, in: LWV-Archiv, 1257, pag. 123–139.

„Frage: Welche Möglichkeiten haben Sie für Körperpflege und an sich etwas zu tun, sich hübsch zu machen, Kleidungsstücke anzuziehen, die Sie gern anziehen würden?“

Mädchen: Was brauchen wir Körperpflege, wir brauchen nichts, wenn wir nicht rauskönnen.

Frage: Ich meine Lippenstift und so etwas. Würden Sie es aber gern tun?“¹⁰

Der so protokollierte Wortwechsel vermittelt den Eindruck, dass fraglos davon ausgegangen wird, dass die angesprochenen jungen Frauen das Bedürfnis haben, „sich hübsch zu machen“ oder „an sich etwas zu tun“. Aus Sicht der Fragenden scheint es also für die in ihren Augen anstrebenswerte Selbstbestimmung der weiblichen Jugendlichen von Bedeutung, dass sie Zugang zu Kosmetika haben. Zugespitzt könnte man sagen: Die Einrichtung wird angeprangert, weil sie den dort Untergebrachten verweigert, sich entsprechend normativer Vorstellungen von Weiblichkeit zu verhalten.¹¹

Der hierzu protokollierte Kommentar der angesprochenen „Mädchen“ erweckt demgegenüber den Anschein, dass sie der Herstellung dieser Art von Weiblichkeit in der geschlossenen Erziehungseinrichtung nicht die gleiche Bedeutung zumessen wie die Fragenden. Es bleibt jedoch offen, inwieweit diese Reaktion möglicherweise an einem von der Einrichtung erwünschten Verhalten ausgerichtet ist.

An dieser Stelle ist anzumerken, dass Stimmen weiblicher Jugendlicher in den archivierten Dokumenten zur Heimkampagne deutlich seltener zu finden sind als diejenigen von männlichen Jugendlichen. In Bezug auf die Kleiderordnung in den beiden hessischen Erziehungsheimen für junge Frauen ist eine einzige Äußerung der dort Untergebrachten überliefert. So fordern junge Frauen im Erziehungsheim Steinmühle in einem internen Schreiben die Erlaubnis, „Hosen in den Speisesaal“ tragen zu dürfen.¹²

Diesem einzigen überlieferten Ansinnen weiblicher Jugendlicher zu Kleidungsfragen stehen mehrfach Forderungen in Flugblättern zu Einrichtungen für männliche Jugendliche gegenüber, die auf eine „Abschaffung der Anstaltskleidung und Flatterklamotten“¹³ oder „Freie Kleidungswahl in der Freizeit für alle (einschl. Strümpfe)“¹⁴ zielen. Diese Formulierungen stellen die Kleiderordnungen der kritisierten Institutionen für männliche Jugendliche weit grundlegender infrage als die vorgestellten Debatten zu Einrichtungen für weibliche Jugendliche.

Dies zeigt sich auch in der Erwähnung eines spezifischen Kleidungsstücks in Berichten junger Männer über die geschlossene Abteilung im Erziehungsheim Staffelberg: „Kriegt man so Trainingsanzüge, die ganze Zeit hat man Trainingsanzüge an, praktisch

10 Kurzbericht über die Pressekonferenz im Jugendheim Fuldata, Guxhagen am 13. November 1969, S. 14, in: LWV-Archiv, 1257, pag. 123–139.

11 Auch die aktuelle Forschung zur Geschichte der Heimerziehung stellt bestimmte Weiblichkeitskonstruktionen nicht infrage, wenn der begrenzte Zugang weiblicher Jugendlicher zu Mode oder Schmuck unhinterfragt mit der Verweigerung individueller Ausdrucksmöglichkeiten gleichgesetzt wird (z. B. Frings/Kaminsky 2012: 400).

12 Handgeschriebenes zweiseitiges Schreiben, „abgefasst von Jugendlichen der Steinmühle zur Diskussion am 6.8.69“, in: LWV-Archiv, 1258.

13 Zusammenfassender Kurzbericht über die Vorgänge in hessischen Jugendheimen im Sommer 1969, Stand: 15.9.1969, Anlage 2, in: LWV-Archiv, 1259. Siehe auch die Wiedergabe dieses Dokuments in Arbeitsgruppe Heimreform 2000: 142.

14 Zusammenfassender Kurzbericht über die Vorgänge in hessischen Jugendheimen im Sommer 1969, Stand: 15.9.1969, Anlage 4: 20 Forderungen der Basisgruppe Wabern, in: LWV-Archiv, 1259.

wie in der Strafanstalt.“¹⁵ Der hier gezogene Vergleich mit Gefängnis Kleidung verweist darauf, dass in den Debatten um Einrichtungen für männliche Jugendliche der Protest gegen Vorschriften und Regeln im Vordergrund steht. Anders als bei den jungen Frauen werden modische Aspekte sowie mit Kleidung verbundene Attraktivität in diesem Kontext nicht angesprochen.

Das nun folgende letzte Beispiel zeigt jedoch, dass in den Auseinandersetzungen um die damaligen Erziehungsheime durchaus auch das Erscheinungsbild männlicher Jugendlicher mit Modefragen verknüpft wird, allerdings nicht im Hinblick auf Kleidung, sondern, entsprechend damaliger gesellschaftlicher Debatten, mit Blick auf die Frisur.

3 „wenigstens noch als ‚Junge‘ erkannt ... werden“ – Debatten um Frisuren

In den archivierten Flugblättern, die im Umfeld der hessischen Einrichtungen für männliche Jugendliche, Staffelberg und Karlshof, konzipiert und verteilt wurden, ist die Gestaltungsfreiheit des Haarschnitts ein wiederkehrendes Thema. „... die Haare gehen die Erzieher einen Dreck an“¹⁶ oder „die Frisur geht nur uns was an“¹⁷ lauten die entsprechenden Statements. Diese Forderungen knüpfen an bekannte, in der damaligen Zeit geführte Debatten um Langhaarfrisuren junger Männer an, die als jugendkulturelles Protestverhalten gedeutet werden (Tiedemann 2004).

Auch die Verantwortlichen in den Erziehungsheimen mussten sich im Zuge der Heimkampagne mit diesem Phänomen auseinandersetzen. In einem Protokoll zu einer Konferenz von Heimleiterinnen und Heimleitern des hessischen Landeswohlfahrtsverbandes, in der Anfang Juli 1969 über die im Rahmen der heimkritischen Aktionen gestellten Forderungen diskutiert wurde, findet sich zur Frage der Frisuren eine ambivalente Position: Unter Berufung auf das Grundgesetz wird zwar postuliert, dass eine individuelle Ausgestaltung der Frisur zur „freien Persönlichkeitsgestaltung“ zu rechnen sei, zugleich wird aber darauf verwiesen, dass „Hygiene“ und „Unfallgefahr am Arbeitsplatz, z. B. bei Maschinen“, Begrenzungen erforderten.¹⁸ Es kann davon ausgegangen werden, dass dieser Argumentation ein impliziter Bezug auf Geschlecht zugrunde liegt, da Maschinenarbeit weitgehend männlich konnotiert ist. Obgleich in Erziehungsheimen weibliche Jugendliche z. B. an Nähmaschinen arbeiten, wird das Gefahrenpotenzial langer Haare in diesem Zusammenhang nicht diskutiert. Das Argument der Maschinenarbeit erscheint demnach vorgeschoben.

15 Kampf dem Erziehungsterror in kapitalistischen Anpassungslagern – Dokumentation Staffelberg, AStA-Stadtteilbasisgruppen-SDS, in: LWV-Archiv, 1261.

16 Zusammenfassender Kurzbericht über die Vorgänge in hessischen Jugendheimen im Sommer 1969, Stand: 15.9.1969, Anlage 2, in: LWV-Archiv, 1259. Dieses Flugblatt ist auch wiedergegeben in: Arbeitsgruppe Heimreform 2000: 142.

17 Zweiseitiges Schreiben der „Kampfgruppe ehemaliger Fürsorgegefangener“ mit der Überschrift „Kampf dem Heimterror“, das laut handschriftlichem Vermerk am Abend des 4.7.1969 verteilt worden war, in: LWV-Archiv, 1258.

18 Niederschrift über die Heimleiterkonferenz des LWV Hessen am 7.7.1969 in Kassel, Ständehaus, kleiner Sitzungssaal, S. 4, in: LWV-Archiv, 1258.

Worum es eigentlich geht, wird aus den Anmerkungen des Leiters des Fürsorgeerziehungsheims Karlshof ersichtlich, der sich in einer Fachzeitschrift zu den Forderungen der Heimkampagne äußert:

„Bekanntlich läßt sich über Geschmack streiten - auch über ‚Haarmoden‘. Es sollte in einem Jungenheim ein Junge wenigstens noch als ‚Junge‘ erkannt und nicht mit einem ‚Mädchen‘ verwechselt werden. Bärtige ‚FE-Zöglinge‘ protestieren gegen etwas, über das sie sachlich nicht argumentieren können. Es gibt einen modischen Haarschnitt (voller Nacken), der für ein Erziehungsheim toleriert werden kann, durchaus individuell ist und nicht zum ‚Protest gegen eine Ordnung‘ benutzt werden muß.“ (Weiland 1970: 16)

In diesem Kommentar wird gleich zu Beginn ein Szenario entworfen, in dem die äußerlich sichtbare Zuordnung zu einem von zwei Geschlechtern aufgehoben ist. Diese Uneindeutigkeit wird auf Frisuren zurückgeführt, die aus Sicht des Autors eine nicht erwünschte Verwechslung zwischen männlichen und weiblichen Personen ermöglichen. Auffallend ist, dass die Zugehörigkeit der im Heim lebenden Jugendlichen zu einer als männlich definierten Gruppe an dieser Stelle mehrfach durch die Markierung „Junge“ hervorgehoben wird – dies erscheint im Gegensatz zum Sprachgebrauch im übrigen Artikel, in dem überwiegend von Jugendlichen die Rede ist, als überschüssig.

Die auf Erhalt der Eindeutigkeit von Geschlechterdifferenz im Heim zielende Argumentation wird allerdings brüchig, wenn das Tragen eines Bartes angeführt wird, um Jugendliche zu diskreditieren, die gegen Frisurenvorschriften protestieren. Durch die alltagsweltliche Zuordnung eines Bartes zu männlichen Personen könnte dieser vielmehr einen Beitrag zu der erwünschten Sichtbarkeit von Geschlechterdifferenz leisten.

Der Vorschlag eines Haarschnitts, der nach Meinung des Heimleiters „für ein Erziehungsheim toleriert werden kann“, erweckt zugleich den Eindruck, dass für die Erziehungseinrichtung eigene Regeln gelten. Möglicherweise scheint den Verantwortlichen gerade in diesem Kontext der Erhalt einer Struktur gebenden Ordnung besonders wichtig. Dass grundlegende Ordnungsvorstellungen inner- und außerhalb der Heime in den unruhigen Zeiten Ende der 1960er-Jahre zur Disposition stehen, wird hier stellvertretend in dem Zerrbild einer möglichen Geschlechterverwechslung beklagt.¹⁹

Dies stellt sich im Hinblick auf Erziehungseinrichtungen für weibliche Jugendliche anders dar. Auch hier wird die Gestaltung von Frisuren kritisch erörtert, z. B. aus journalistischer Perspektive. So wird in der bereits erwähnten Radiosendung zum Erziehungsheim Fuldata in einer Aufzählung von Restriktionen auch das Verbot genannt, „ein Pony ohne Klammern zu tragen“ sowie „Haaretoupiern“²⁰. Debatten um einen als männlich konnotierten Kurzhaarschnitt, der zu Geschlechterverwechslungen führen könnte, finden sich jedoch nicht. Im Vordergrund steht vielmehr, analog zur Diskussion um die Kleidung der jungen Frauen, die Forderung, einen Anschluss an die damalige Frisurenmode außerhalb der Einrichtung zu ermöglichen.

19 Ähnliche Befürchtungen wurden damals auch andernorts geäußert, siehe z. B. Tiedemann 2004: 260 mit Bezug auf ein Zeitmagazin von 1970.

20 Ulrike Meinhof: Guxhagen, Mädchen in Fürsorgeerziehung, ein Heim in Hessen. Sendung des Hessischen Rundfunks am 7.11.1969, 21 Uhr, in: Dokumentation über die Angriffe gegen die Erziehungsheime des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen und das Heilerziehungsheim Kalmenhof/Idstein, Anlage 24, S. 9, in: LWV-Archiv, 1257, pag. 64–79.

Abschließend werden nun die Ausführungen zusammengefasst und mit Blick auf die Funktion von Geschlecht in den damaligen Auseinandersetzungen erörtert.

4 Geschlecht als Bezugspunkt in den Debatten der Heimkampagne

Aus den vorgestellten Auszügen aus Dokumenten der Heimkampagne können diverse Bezugnahmen auf Geschlecht herausgearbeitet werden. Sowohl Kritikerinnen und Kritiker der umstrittenen Fürsorgeerziehungsheime als auch auf Kritik reagierende Heimverantwortliche berufen sich in ihren Argumentationen explizit oder implizit auf eine gültige Geschlechterordnung sowie geschlechtsbezogene Zuschreibungen.

In der Debatte um den „Hausputz“ in Erziehungsheimen für männliche Jugendliche zeigt sich dies im Rekurs auf eine geschlechterbezogene Arbeitsteilung, die Reinigungsarbeiten eher weiblichen Personen zuordnet. Bemerkenswert ist, dass diese Zuschreibung nicht, wie man vielleicht erwarten würde, von heimkritischen Stimmen, sondern vielmehr von einigen Heimverantwortlichen, zumindest ansatzweise, infrage gestellt wird. Hier klingen Diskussionen um eine vergeschlechtlichte Arbeitsteilung an, wie sie auch in der entstehenden Neuen Frauenbewegung zu finden sind. In den Debatten der Heimkampagne wird allerdings auch von kritischer Seite die Übertragung von Reinigungsarbeiten an weibliche Jugendliche nicht grundsätzlich hinterfragt, in puncto Forderungen ist hier eine Leerstelle zu konstatieren.

Das zweite vorgestellte Beispiel veranschaulicht, dass Bekleidungsregeln in den Einrichtungen sowohl für weibliche als auch für männliche Jugendliche erörtert werden. Man könnte sagen, dass hier geschlechterunabhängig mehr Autonomie gefordert wird. Diese Forderung wird jedoch geschlechtsbezogen unterschiedlich ausbuchstabiert: So stehen in Einrichtungen für junge Männer die Abwehr von Vorschriften und, eventuell an den eingangs genannten Einweisungsgrund der Straffälligkeit anknüpfend, der Vorwurf gefängnisähnlicher Bekleidung im Vordergrund. Die von jungen Frauen im Heim getragene Kleidung wird dagegen von heimkritischer Seite eng mit vergeschlechtlichten Zuschreibungen, wie z. B. einer weiblichen Affinität zu Mode,²¹ verbunden. Der hierdurch hervorgerufenen gedanklichen Verschränkung von Kleidung mit der Inszenierung von Weiblichkeit liegt eine normative Sichtweise zugrunde. Diese begrenzt die Möglichkeiten eines individuellen Ausdrucks für junge Frauen ebenfalls, wenn auch auf andere Art als die Erziehungseinrichtungen.

Einschränkungen im Hinblick auf die Gestaltung der Frisuren werden in heimkritischen Äußerungen ebenfalls sowohl für männliche als auch für weibliche Jugendliche angesprochen, es zeigen sich jedoch auch hier unterschiedliche Schwerpunkte. In der angeführten Reaktion eines Heimleiters wird eine eigenwillige Frisurgestaltung mit Blick auf junge Männer explizit mit der Irritation von Geschlechterdifferenz verknüpft. Dieser Gedanke findet sich in der Diskussion um Frisuren junger Frauen nicht gleicher-

21 Dies korrespondiert mit bürgerlichen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts, als Männerbekleidung im Gegensatz zu vorherigen Jahrhunderten unauffällig wurde und sich eine gedankliche Verbindung zwischen modischer Kleidung, Schönheit und Weiblichkeit entwickelte. In der Folge wurde vor allem Frauen ein Interesse an wechselnden Moden zugeschrieben (Brändli 1996).

maßen. Zwar sind bestimmte weibliche Frisuren in den Erziehungseinrichtungen nicht gern gesehen, sie rufen aber nicht die gleiche starke Irritation hervor wie die langen Haare junger Männer. Dies könnte daran liegen, dass mit damaligen weiblichen Frisuren keine Verwischung von Geschlechtergrenzen verbunden wurde. Der Frage, inwiefern männliche Jugendliche mit der Annäherung an ein als weiblich geltendes Erscheinungsbild explizit eine Infragestellung von Geschlechterpolaritäten beabsichtigten,²² kann hier nicht nachgegangen werden.

Die besprochenen Textpassagen zeigen, wie damalige Konstruktionen von Geschlecht auch den Blick von Akteurinnen und Akteuren des sozialen Wandels auf die Institution Erziehungsheim prägten. Dies eröffnet eine kritische Perspektive auf geschlechternormierende Vorstellungen von Kritikerinnen und Kritikern der Heimerziehung. So finden sich in den ausgewerteten Textsequenzen auf Seiten der Kritik mehrfach Ko-Konstruktionen von Geschlecht und Normalität. Sie zeigen sich in der Ablehnung des Hausputzes durch männliche Jugendliche ebenso wie in den Fragen nach Lippenstift oder der Beschreibung der Heimkleidung weiblicher Jugendlicher.

Insgesamt erweist sich Geschlechterdifferenz in der Heimkampagne als weitgehend stabiler Bezugspunkt in einer Debatte, in der gesellschaftliche Normen und Ordnungsvorstellungen ansonsten vehement infrage gestellt werden. In dieser Hinsicht kommt Geschlecht in den Auseinandersetzungen eine ordnungsstiftende Funktion zu. Der Bezug darauf kann sowohl die Kritik an den Erziehungsinstitutionen als auch deren Zurückweisung legitimieren. Implizit wird hierbei auch um die Deutungsmacht über gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen zu Geschlecht gerungen.

Äußerungen, die sich explizit auf Geschlecht beziehen, finden sich in den untersuchten Texten der Heimkritik eher selten. Dies liegt u. a. auch an dem eingangs beschriebenen Sprachgebrauch, der männliche Personen häufig nicht als solche markiert. Unter Einbezug des jeweiligen Kontexts, z. B. durch die Frage, ob über eine Einrichtung für männliche oder weibliche Jugendliche gesprochen wird, lassen sich jedoch implizite Bezugnahmen auf Geschlecht auch mit Blick auf die Thematisierung von Einweisungsgründen, Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten, Sexualität und andere Fragen finden. Hier stehen detailliertere Forschungen noch aus.

Weitere Forschungsdesiderata hinsichtlich der heimkritischen Debatten betreffen Verschränkungen von Geschlecht mit Raum, Alter oder Klasse, die aus einer intersektionalen Perspektive zu untersuchen wären (Bereswill/Degenring/Stange 2015). Beispielsweise wird in den vorgestellten Äußerungen das Erziehungsheim als von der übrigen Gesellschaft abgegrenzter Raum konstruiert, indem die dortige Kleiderordnung mit dem Aussehen „anderer“ weiblicher Personen kontrastiert wird. Auch das Plädoyer für eine eindeutige Sichtbarkeit der Geschlechterzugehörigkeit durch die Frisur bezieht sich auf einen als „Jungenheim“ konzipierten Raum. Unter Rekurs auf raumtheoretische Ansätze (z. B. Löw 2001) könnte hier der jeweiligen Gewichtung von Geschlecht und Raum weiter nachgegangen werden.

22 In kulturwissenschaftlichen Untersuchungen zur Nachkriegsjugend wird festgestellt, die „Elvis-Tolle“ habe im Gegensatz zum militärischen Kurzhaarschnitt das Gesicht weicher wirken lassen, außerdem sei das Frisieren aufwändig gewesen. Beides sei in der damaligen Wahrnehmung mit Weiblichkeit verknüpft gewesen (Maase 1999: 96f.).

In der (sozial-)pädagogischen und sozialgeschichtlichen Forschung wird die Heimkampagne häufig, ähnlich wie '68, als Umbruch diskutiert. Mit Blick auf die in der damaligen Kritik sichtbar werdenden Geschlechterzuschreibungen, insbesondere gegenüber Einrichtungen für junge Frauen, ist diese Lesart zu hinterfragen. Nachdenklich stimmt beispielsweise, dass noch einige Jahre nach den öffentlichkeitswirksamen Aktionen der Heimkampagne von 1969 Skandale überliefert sind, die Fürsorgeeinrichtungen für weibliche Jugendliche betrafen.²³ Die Ursachen für die hier aufscheinende Ungleichzeitigkeit im Hinblick auf Auswirkungen der Heimkampagne in Fürsorgeerziehungsheimen für weibliche und männliche Jugendliche gilt es weiter zu untersuchen.

Literaturverzeichnis

- Arbeitsgruppe Heimreform (2000). *Aus der Geschichte lernen: Analyse der Heimreform in Hessen (1968–1983)*. Frankfurt/Main: IGfH Eigenverlag.
- Bereswill, Mechthild (2008). Geschlecht. In Nina Baur, Hermann Korte, Martina Löw & Markus Schroer (Hrsg.), *Handbuch Soziologie* (S. 97–116). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-91974-4_5
- Bereswill, Mechthild; Höyneck, Theresia & Wagens, Karen (2013). *Heimerziehung 1953–1973 in Einrichtungen des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen*. Bericht zum interdisziplinären Forschungs- und Ausstellungsprojekt. Zugriff am 11. November 2016 unter www.lwv-hessen.de/geschichte-gegenwart/heimerziehung/geschichte.html.
- Bereswill, Mechthild; Degenring, Folkert & Stange, Sabine (2015). Intersektionalität als Forschungspraxis. In Mechthild Bereswill, Folkert Degenring & Sabine Stange (Hrsg.), *Intersektionalität und Forschungspraxis. Wechselseitige Herausforderungen* (S. 8–19). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (2007 [1969]). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie* (21. Aufl.). Frankfurt/Main: Fischer.
- Brändli, Sabina (1996). „... die Männer sollten schöner geputzt sein als die Weiber“. Zur Konstruktion bürgerlicher Männlichkeit im 19. Jahrhundert. In Thomas Kühne (Hrsg.), *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne* (S. 101–118). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Frings, Bernhard & Kaminsky, Uwe (2012). *Gehorsam – Ordnung – Religion. Konfessionelle Heimerziehung 1945–1975*. Münster: Aschendorff.
- Gehltomholt, Eva & Hering, Sabine (2006). *Das verwaorloste Mädchen. Diagnostik und Fürsorge in der Jugendhilfe zwischen Kriegsende und Reform (1945–1965)*. Opladen: Barbara Budrich.
- Goffman, Erving (1972 [1961]). *Asyle*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kappeler, Manfred (2011). Fürsorge- und Heimerziehung – Skandalisierung und Reformfolgen. In Meike Sophia Baader & Ulrich Herrmann (Hrsg.), *68 – Engagierte Jugend und Kritische Pädagogik. Impulse und Folgen eines kulturellen Umbruchs in der Geschichte der Bundesrepublik* (S. 65–87). Weinheim, München: Juventa.
- Köster, Markus (2010). Heimkampagnen – Die 68er und die Fürsorgeerziehung. In Wilhelm Damberg, Bernhard Frings, Traugott Jähnichen & Uwe Kaminsky (Hrsg.), *Mutter Kirche –*

23 So wird z. B. für 1978 von einem Skandal in Hannover um das geschlossene Erziehungsheim Birkenhof für weibliche Jugendliche berichtet (Frings/Kaminsky 2012: 407ff.).

- Vater Staat? Geschichte, Praxis und Debatten der konfessionellen Heimerziehung seit 1945* (S. 63–77). Münster: Aschendorff.
- Löw, Martina (2001). *Raumsociologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Lützke, Annette (2002). *Öffentliche Erziehung und Heimerziehung für Mädchen 1945–1975. Bilder „sittlich verwahrloster“ Mädchen und junger Frauen* (Dissertation). Essen: DuEPublico. Zugriff am 11. November 2016 unter <http://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DocumentServlet?id=10668>.
- Maase, Kaspar (1999). ‚Lässig‘ kontra ‚zackig‘ – Nachkriegsjugend und Männlichkeiten in geschlechtergeschichtlicher Perspektive. In Christina Benninghaus & Kerstin Kohtz (Hrsg.), *„Sag mir, wo die Mädchen sind ...“ Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend* (S. 79–101). Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Opitz-Belakhal, Claudia (2010). *Geschlechtergeschichte*. Frankfurt/Main u. a.: Campus.
- Pfordten, Dietmar von der & Wapler, Friederike (2010). *Expertise zu Rechtsfragen der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre. Gutachten im Auftrag des „Runden Tisch Heimerziehung“*. Zugriff am 11. November 2016 unter www.rundertisch-heimerziehung.de/documents/RTH_Expertise_Rechtsfragen.pdf.
- Schölzel-Klump, Marita & Köhler-Saretzki, Thomas (2010). *Das blinde Auge des Staates: die Heimkampagne von 1969 und die Forderungen der ehemaligen Heimkinder*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Steinacker, Sven (2010). Heimerziehung, Kritik und Alternativen. Kritische Soziale Arbeit und Jugendhilfe in den siebziger Jahren. In Wilhelm Damberg, Bernhard Frings, Traugott Jähnichen & Uwe Kaminsky (Hrsg.), *Mutter Kirche – Vater Staat? Geschichte, Praxis und Debatten der konfessionellen Heimerziehung seit 1945* (S. 89–106). Münster: Aschendorff.
- Tiedemann, Nicole (2004). Lange Männerhaare als jugendkulturelles Zeichen nach 1945. In Christian Janecke (Hrsg.), *Haar tragen. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung* (S. 251–269). Köln, Weimar, Wien: Böhlau. <https://doi.org/10.7788/9783412331702-014>
- Weiland, Werner (1970). Kritisches zur Fürsorgeerziehung. *Soziale Arbeit*, 19(1), 13–22.

Zur Person

Sabine Stange, M. A., wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachgebiet Soziologie sozialer Differenzierung und Soziokultur (Prof. Dr. Bereswill) am Institut für Sozialwesen, Fachbereich Humanwissenschaften der Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Sozial- und geschichtswissenschaftliche Geschlechterforschung, Intersektionalität.

Kontakt: Universität Kassel, Fachbereich Humanwissenschaften, Arnold-Bode-Straße 10, 34109 Kassel

E-Mail: sabinestange@uni-kassel.de

Stop faking good! Wie Männer von Psychotherapie profitieren

Zusammenfassung

Diese Studie beschreibt *faking good* als dysfunktionales Verleugnungsverhalten von Männern anhand der Vorhersage der Resultate stationärer Psychotherapie durch spezifische Persönlichkeitsfaktoren. Die Daten von 1 636 Patientinnen und Patienten einer deutschen Klinik für Psychotherapie und Psychosomatische Medizin wurden in den Jahren 2011 und 2012 dazu untersucht. Vor Therapiebeginn füllten die PatientInnen den PSSI (Kuhl/Kazén 2009 und den SCL-90-R (Franke 2002) aus sowie nach Beendigung der Therapie erneut den SCL-90-R, um den Therapieerfolg zu messen. Korrelationen zwischen den PSSI-Skalen und der Anzahl signifikanter positiver und negativer Veränderungen der Skalen des SCL-90-R wurden berechnet (min. = 0, max. = 9). Für Patienten wurden die Ausprägungen der Skala zur negativistischen Persönlichkeit als Prädiktor für das Therapieergebnis erwartet. Mediationsanalysen bestätigten diese Annahme für beide Jahre mit der selbstkritischen Persönlichkeit als Mediator.

Schlüsselwörter

Männlichkeit, Persönlichkeit, Krankheitsverleugnung, Negativismus, Selbstkritik

Summary

Stop faking good! How men benefit from stationary psychotherapy

This study aims at detecting specific personality predictors of stationary psychotherapy outcomes to describe "faking good" as a dysfunctional male behaviour to deny illness. The data used in the study come from a survey of 1 636 male and female patients at a German clinic of psychosomatic medicine and psychotherapy in 2011 and 2012. Prior to therapy, the patients completed the PSSI (Kuhl/Kazén 2010) and the SCL-90-R (Derogatis 2001). After finishing therapy, they again completed the SCL-90-R to control for therapeutic success. Correlations were calculated between the PSSI scales and the level of significant positive and negative changes in SCL-90 scales (min. = 0, max. = 9). For male patients, high scores in negativistic personality were expected to predict the positive outcome and low scores to predict failure. Mediation analyses for both years supported the hypothesis, with self-critical personality scores as the mediator.

Keywords

masculinity, personality, denial of illness, negativism, self-criticism

1 Einleitung

Wenn Männer ihre psychische Erkrankung lange dissimulieren, kann es zum Ende dieser Entwicklung manchmal zu katastrophalen Folgen kommen. Beispiele hierfür sind der in suizidaler Absicht herbeigeführte Flugzeugabsturz durch den Piloten Andreas Lubitz oder die Tatsache, dass zu den Hauptprädiktoren für einen Homizid-Suizid das männliche Geschlecht zählt (Hellen/Lange-Asschenfeldt/Huckenbeck 2014). Außenstehende fragen sich dann häufig, warum ihnen diese Entwicklung nicht vorher bereits aufgefallen ist. Aus persönlichkeitspsychologischer Sicht kann darauf geantwortet wer-

den, dass Männer in ihrer Kindheit und Adolsezenz u. a. emotionsdämpfende (negativistische) Persönlichkeitsanteile entwickeln, um damit die Außenwelt von ihren inneren Gefühlsregungen abzuschirmen (Raadts/Neitzel 2013) und entsprechende Reaktionen (Zweifel, Abwertung, Sorge) zu verhindern. Demgegenüber steht eine gesellschaftliche Stereotypie, in welcher Depression und Angst eher Frauen als Männern zugestanden wird (Möller-Leimkühler 2010) und die eine solche Persönlichkeitsentwicklung fördert. Der Beitrag zeigt auf, wie diese Strategie gerade Männern letztendlich vor dem Aufsuchen und während der Inanspruchnahme professioneller Hilfe im Wege steht, aber auch in einer Therapie wieder aufgelöst werden kann.

2 Soziale Bezüge

Eine Gruppe Studierende der Sozialwissenschaften, vorwiegend Studentinnen, wurde gebeten (Raadts-Misegaes 2015), die Geschichte eines Kindesvaters mit einer schweren psychischen Erkrankung zu lesen und die daraus resultierende Kindeswohlgefährdung einzuschätzen. Exakt dieselbe Geschichte wurde einer zweiten Gruppe Studierender der Sozialwissenschaften, ebenfalls vorwiegend Studentinnen, mit derselben Aufgabe vorgelegt – mit dem einzigen Unterschied, dass es sich darin um eine Kindesmutter handelte. In der Gruppe mit dem Kindesvater wurde die Erkrankung als signifikant weniger Kindeswohlgefährdend eingeschätzt als in der Gruppe mit der Kindesmutter. Auch wurde die Kindesmutter als manipulativer eingeschätzt als der Kindesvater. In einer nachfolgenden Entscheidungsaufgabe erlaubten die TeilnehmerInnen dem Kindesvater auf der Basis dieser Beurteilungen signifikant häufiger den unbegleiteten Kindesumgang im Gegensatz zu den TeilnehmerInnen mit der Kindesmutter.

Könnte es demzufolge einen allgemein verbreiteten Bias geben, Männer in erhöhtem Maß mit mentaler Stabilität zu assoziieren im Vergleich zu Frauen? Zwar sind Frauen statistisch zwei Mal häufiger von Depression betroffen als Männer (Robert Koch Institut 2013), doch es gibt Gründe, an diesen Zahlen zu zweifeln (Möller-Leimkühler 2008). In Bevölkerungsgruppen mit hoch konservativen und religiös beeinflussten Einstellungen zu Alkoholismus und Suizid sind die Unterschiede zwischen Männern und Frauen nicht mehr signifikant (Jakubaschk 1994), die Suizidrate ist bei den Männern sogar dreifach höher (Robert Koch Institut 2014). Demzufolge werden Männer anscheinend bei der Schwere und Ernsthaftigkeit ihrer psychischen Instabilitäten massiv unterschätzt. Möller-Leimkühler (2010) bezog entsprechende Befunde auf das Ausmaß der Orientierung an Männlichkeitsnormen: Je stärker der Grad dieser Orientierung, desto weniger gehen Männer zu Vorsorgeuntersuchungen (Hayward/Bright 1997), desto schlechter steht es um ihre psychische Gesundheit (Cochran 2005) und desto stärker sind externalisierende depressive Symptome (Magovcevic/Addis 2008). Addis und Mahalik (2003) erklären dieses Verhalten mit Schamgefühlen und der Reaktivierung frühkindlicher Ängste vor einer möglichen Bedrohung des Selbstwertgefühls. Langfristig laufen Männer auf diese Weise Gefahr, chronische psychosomatische Erkrankungen zu entwickeln (Hildebrandt/Stage/Kragh-Soerensen 2003).

3 Negativismus

Männer scheinen also in besonderem Maß psychische Erkrankungen zu verleugnen, um in der Gesellschaft als Männer funktionsfähig zu erscheinen und auf diese Weise Schamgefühle zu vermeiden. Typische Beispiele für männliche Copingstrategien zur Bewältigung dieser Drucksituation sind Alkoholismus und Suizid. Hartcollis und Hartcollis (1995) zeigen auf, dass an Suchterkrankungen leidende Männer vor allem den Eindruck vermeiden wollen, einen Bedarf nach Hilfe oder Unterstützung zu haben. Patienten versuchen zu Beginn einer Psychotherapie mehr als Patientinnen, das Ausmaß ihrer Symptomatik zu minimieren (Braukhaus/Wollburg/Langs 2013).

Auch Vandereycken und Meermann (2008) sehen darin das Hauptmotiv der Krankheitsverleugnung und benutzen den im angloamerikanischen Raum gebräuchlichen umgangssprachlichen Begriff des *faking good*. *Faking good* steht für Dissimulation als Mittel zur Vermeidung von Stigmatisierung und um die eigene Selbstbestimmung aufrechtzuerhalten (komplementär dazu ist *faking bad* eine umgangssprachliche Umschreibung für Simulation). *Faking good* meint auch das Verstecken oder Überspielen von unangenehmen oder situativ nicht passenden Aspekten der eigenen Persönlichkeit oder der eigenen Biografie und spielt somit beispielsweise für erfolgreiche Beziehungsanbahnungen oder Bewerbungsgespräche eine durchaus sinnvolle Rolle. Aufgrund dieser Überschneidungen und der Alltagsgebräuchlichkeit wird der Begriff hier verwendet, zumal die Ursache dieses Verhaltens eine allgemeine Strategie darstellt, Affekte zu hemmen, und primär nicht direkt auf Erkrankungen bezogen ist.

Raadts und Neitzel (2013) vermuten, dass Persönlichkeitsmaße aufgrund der frühzeitig erlernten und weiterentwickelten Anlehnung an Männlichkeitsnormen einen wichtigen Schlüssel zur Erklärung darstellen. Tatsächlich konnte das Verhalten der Symptomminimierung besonders deutlich bei Männern gefunden werden, die im Persönlichkeitsstil- und -störungsinventar (PSSI; Kuhl/Kazén 2009) hohe Ausprägungen auf der PSSI-Skala zur negativistischen (passiv-aggressiven) Persönlichkeit aufwiesen. Die signifikante Interaktion zwischen negativistischer Ausprägung und Symptomstärke (SCL-90-R) wurde dabei nur zu Beginn der Behandlung gefunden, aber nicht mehr nach deren Beendigung. Die Männer konnten also in der Therapie ihre abwehrende Haltung ablegen. Schon Alfred Adler betrachtete den Negativismus als vornehmlich männlichen Ausdruck von Neurotizismus (Adler 2012 [1912]: 206). Negativismus wird in Kuhls Theorie der Persönlichkeits-System-Interaktionen (2010) als Hemmung von positiver und negativer affektiver Erregung definiert und drückt insofern einen Bezug zu Stoizismus oder auch Skeptizismus aus.

Faking good äußert sich u. a. in einer flachen Gutgelauntheit, mit welcher die Umwelt dazu gebracht werden soll, nicht so genau hinzusehen. Im Kontext einer fachärztlichen bzw. fachtherapeutischen Behandlung oder Untersuchung erfordert dies einen erhöhten Aufwand, da PsychotherapeutInnen darin trainiert sind, nonverbale und verbale Stimuli zu identifizieren, die auf psychische Erkrankungen hindeuten. Es ist daher eine energieaufwändige und letztlich ineffiziente Leistung, über längere Zeit hinweg die Umwelt und auch Fachpersonal zu der Annahme bewegen zu wollen, dass die Symptome als harmlos zu betrachten sind. Für diese Leistung bedarf es früher Lernerfahrungen im Umgang mit Bedrohung, die im Laufe der Zeit weiterentwickelt wurden. Auch heute

noch sehen sich Jungen mehr als Mädchen in ihrer Peergroup in der Gefahr, abgewertet und ausgeschlossen zu werden oder von den Eltern ermahnt zu werden, wenn sie affektive Regungen äußern (Vingerhoets 2013).

Eine derartige Lernleistung kann jedoch nicht ohne Beteiligung der Umwelt funktionieren (Dorpat 1989). So wird beschrieben, dass typische Kommunikationsmuster von medizinischem Fachpersonal sogar die Verleugnung von Erkrankung forcieren (Vandereycken/Meermann 2008). Depression ist eine hoch tabuisierte Erkrankung im traditionellen Männerbild der westlichen Gesellschaft, sodass sich auch PsychiaterInnen und PsychotherapeutInnen nicht von dem sozialen Bias völlig freisprechen können. Damit Krankheitsverleugnung funktioniert, muss es eine höhere Bereitschaft bei medizinisch-psychiatrischem Fachpersonal geben, eine stillschweigende Übereinkunft mit dem Patienten einzugehen, dass die psychische Erkrankung vielleicht doch noch nicht ernst genug ist, um sich große Sorgen zu machen.

4 Selbstkritik

Negativistische Strategien können erfolgreich über eine gewisse Zeit dazu beitragen, u. a. Stigmatisierung zu verhindern. Langfristig werden sie jedoch zu einem Handicap. Therapeutisches Investment wird unter dieser Bedingung keine ausreichende Reduktion der Symptomatik ermöglichen. Die beständige erhöhte Aufmerksamkeit des Erkrankten, in der Umwelt keine unangenehmen Fragen von KollegInnen oder FreundInnen zu evozieren, kostet eine Menge Energie. Im Vergleich dazu haben PatientInnen mit Anosognosie eine wesentlich einfachere Aufgabe, da sie aufgrund ihrer Läsionen im Gehirn ihre Symptome tatsächlich nicht bemerken und daher auch keinen Bedarf nach einer Fassade haben. Während solche PatientInnen den Zugang zu den Informationen in ihrem Gehirn verlieren, verarbeiten verleugnende Patienten das bedrohliche Material so, dass es in einen Zustand der Konservierung überführt wird (Goldberger 1983; Lazarus 1983). Die Krankheitsverleugnung wird dann ebenfalls zum Gegenstand der Verleugnung, sodass es für die PatientInnen einfacher wird, tatsächlich auch selbst an die eigene Darstellung der Situation zu glauben, was sie überzeugender wirken lässt. Dieser Prozess der schleichenden *Gedächtniskontamination* (Moritz 2008) beeinträchtigt durch Urteilsverzerrungen vergangener Episoden in hohem Maß die Befähigung zur Einsicht und zur Selbstkritik – zwei elementare Voraussetzungen für das Gelingen von Psychotherapie. Je weniger also die Betroffenen ihre Verleugnung verleugnen, desto eher sollten sie in der Lage sein, sich des tatsächlichen Ausmaßes ihrer Symptomatik bewusst zu werden, und umso offener können sie der Idee gegenüber werden, sich auf eine Psychotherapie einzulassen. Therapie erhält dann vorläufig den Stellenwert eines geringeren von zwei Übeln. Insofern könnte die sensible und geschickte Thematisierung der Verleugnung selbst ein therapeutisches Werkzeug werden, was allerdings die Bewusstwerdung über den hier beschriebenen Gendereffekt auf Seiten des Fachpersonals erfordern würde.

5 Hinführung zur Untersuchung

Die Daten aus der Studie von Raadts und Neitzel (2013) legen diese Möglichkeit auch empirisch nahe: Bei den hoch negativistischen Männern korrelierten die Symptomausprägungen signifikant positiv mit den Ausprägungen der PSSI-Skala zur selbstkritischen Persönlichkeit. Dies galt nicht für die untersuchten Patientinnen. Wenn Negativismus in diesem Kontext also einen Ausdruck von Strategien zur Manipulation der Umwelt hinsichtlich der geringeren Wahrnehmung von Symptomen psychischer Erkrankung darstellt, dann sind selbstkritische Anteile offensichtlich Teil des Materials, das mit verleugnet werden soll. Der Sozialisationsprozess von Männern hin zu einer Befähigung zur Krankheitsverleugung besteht demzufolge aus zwei Komponenten: Symptomminimierung (Negativismus) und die Verleugnung von selbstkritischen Gedanken. Eine erhöhte Bereitschaft zur Selbstkritik müsste also dem Patienten Raum für Einsicht in dysfunktionale Gedanken- und Verhaltensmuster eröffnen, der im Kontext der schützenden und haltenden therapeutischen Beziehung weniger bedrohlich wirkt und ausgehalten werden kann. Die erste Hypothese lautet also, dass die stationäre Psychotherapie für negativistische Männer dann erfolgreich verläuft, wenn sie sich darin gleichzeitig erlauben können, selbstkritisch zu sein. Die zweite Hypothese lautet, dass dieses Modell nicht die erfolgreichen Psychotherapieverläufe von Frauen erklären kann.

6 Methode

Mit Bezug auf die im Jahr 2010 erhobenen Daten aus Raadts und Neitzel (2013) wurden für die hier angestrebte Untersuchung zwei Stichproben genommen, nämlich die PatientInnendaten derselben Klinik aus dem Jahr 2012 (N = 808) und zur Replikation die PatientInnendaten derselben Klinik aus dem Jahr 2011 (N = 828). Alle Patientinnen und Patienten füllten den SCL-90-R und den PSSI vor Beginn der Therapie aus. Einen Tag vor der Entlassung füllten sie erneut den SCL-90-R aus. Die Erfassung fand am PC in einem Raum statt, die Daten wurden in Kleingruppen von bis zu acht Personen gleichzeitig erfasst.

Der SCL-90-R (Franke 2002) ist eine Checkliste mit 90 auf neun Skalen verteilten Items. Die Skalen lauten: Somatisierung, Zwanghaftigkeit, Unsicherheit im Sozialkontakt, Depressivität, Ängstlichkeit, Aggressivität, Phobische Angst, Paranoides Denken, Psychotizismus. Hinzu kommen drei globale Skalen: Global Severity Index, Positive Symptom Distress Index und Positive Symptom Total. Im PSSI (Kuhl/Kazén 2009) werden 14 Persönlichkeitsstile anhand von jeweils 10 Items (= 140) abgefragt mit einer Reliabilität von Cronbachs Alpha .73 bis .85. Die Skala zur negativistischen Persönlichkeit hat ein Cronbachs Alpha von .75, die Skala zur selbstkritischen Persönlichkeit hat ein Cronbachs Alpha von .79.

Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer lag für Männer und für Frauen zwischen sieben und acht Wochen. Die SCL-90-R-Skalenausprägungen wurden für alle Patientinnen und Patienten (prä-post) voneinander subtrahiert und auf Signifikanz geprüft. Es wurden sowohl die Anzahl signifikanter Verbesserungen (min.: 1; max.: 9) als auch die Anzahl signifikanter Verschlechterungen und indifferenter Resultate (min.: 0; max.: 9) gezählt.

Personen mit Verbesserungen auf einigen und Verschlechterungen auf anderen Skalen wurden aus der Stichprobe entfernt. Nach Trennung der Gruppe der Männer mit Therapieerfolg im Jahr 2012 ($n = 139$) von der Gruppe der Frauen mit Therapieerfolg ($n = 245$) wurden für die Gruppe der Männer Pearson-Korrelationen zwischen den Ausprägungen der PSSI-Skalen zur negativistischen und zur selbstkritischen Persönlichkeit gerechnet. Beide Skalen wurden außerdem mit dem Erfolgsscore (Anzahl signifikanter positiver SCL-90-R-Veränderungen) korreliert. Schließlich wurden die drei Variablen in eine Mediationsanalyse (Baron/Kenny 1986) gebracht mit der negativistischen Skala als Prädiktor, der selbstkritischen Skala als Mediator und dem Erfolgsscore als Kriterium. Das Ergebnis wurde auf Signifikanz getestet mit dem Sobel-Test (Sobel 1982). Die vollständige Prozedur wurde danach wiederholt mit der Stichprobe aus dem Jahr 2011 und gesichert mit einem Vergleich der Ergebnisse mit den Stichproben der Gruppe der Frauen.

Tabelle 1: Übersicht über die Substichproben (n)

Substichproben (n)	2011: positive Veränderungen	2011: negative Veränderungen	2012: positive Veränderungen	2012: negative Veränderungen
Männer	$n = 107$	$n = 116$	$n = 139$	$n = 127$
Frauen	$n = 249$	$n = 171$	$n = 245$	$n = 166$

7 Resultate

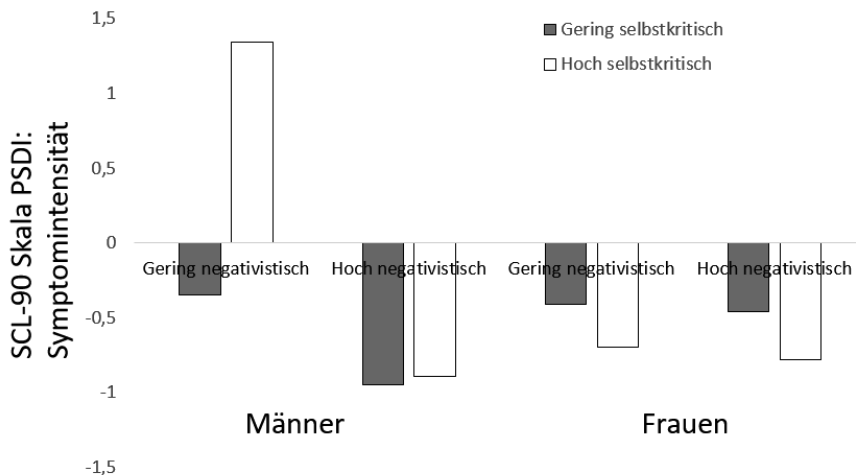
Es wurden zwei statistische Datenexplorationswege gewählt. Der varianzanalytische Ansatz sollte hier als Vorstufe genutzt werden, um Einblick in die grundsätzliche klinische Anwendbarkeit des hier vertretenen Ansatzes zu erhalten. Mit den Mediationsanalysen sollte dann in einem zweiten Schritt die Haupthypothese selbst verifiziert (oder falsifiziert) werden.

7.1 Varianzanalysen

Für die negativistische Skala konnte ein hochsignifikanter Haupteffekt ($F = 21,97$; $p < .000$) gefunden werden: Therapieerfolgreiche Männer mit hohen negativistischen Anteilen erzielten eine durchschnittliche Reduktion von $t = 13$ Punkten auf der SCL-90-R-Skala „Zwanghaftigkeit“, wenn sie gleichzeitig auch hoch selbstkritische Persönlichkeitsanteile hatten gegenüber allen anderen Teilgruppen (durchschnittliche Reduktion von $t = 8,3$). Unter hohen negativistischen Anteilen werden t -Werte von 60 bis 80 Punkten verstanden (T-Skala: min. 20; max. 80), hier wurde ein Mediansplit angewendet (Männer: $md = 53,1$; Frauen: $md = 48,4$).

Ein weiterer hochsignifikanter Haupteffekt wurde für die negativistische Skala gefunden ($F = 11,22$; $p < .001$) bei einem signifikanten zweiten Effekt für den Faktor „Geschlecht“ ($F = 6,7$; $p = .01$): Männer mit geringen negativistischen Anteilen und hohen selbstkritischen Anteilen erlebten durch die Therapie eine Erhöhung der Symptomintensität (Globale Skala: Positive Symptom Distress Index).

Abbildung 1: Veränderungen der Symptomintensität (SCL-90-R: PSDI) bei Männern und Frauen mit positiven Veränderungen auf den SCL-90-R-Skalen

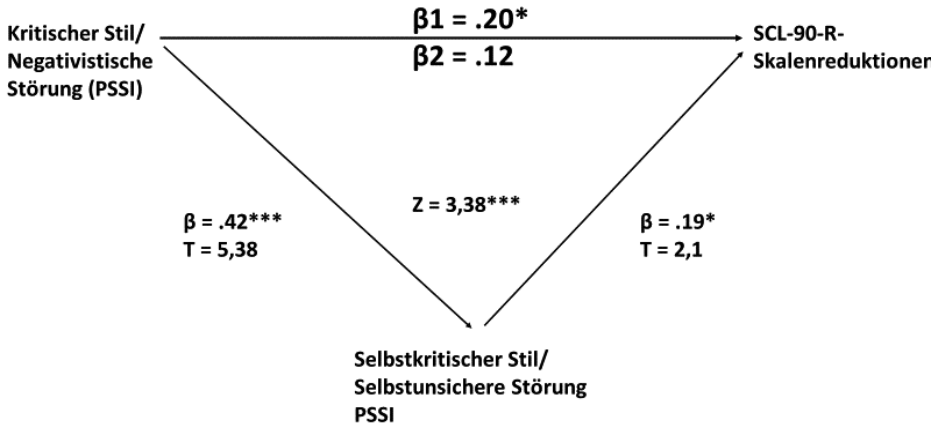


Quelle: eigene Darstellung

7.2 Mediationsanalysen

Der Sobel-Test (Sobel 1982) für die Gruppe von Männern mit signifikanten positiven Veränderungen aus dem Jahr 2012 ($n = 139$) wies ein hochsignifikantes ($Z = 3.38^{***}$; $s = .06$) positives Ergebnis auf (Abb. 1). Dasselbe Modell konnte die Ergebnisse der Gruppe von Frauen mit signifikant positiven ($n = 245$) und der Gruppe von Frauen mit signifikant negativen Veränderungen ($n = 166$) in beiden Fällen nicht erklären.

Abbildung 2: Gerichteter Zusammenhang zwischen Prädiktor, Mediator und Kriterium



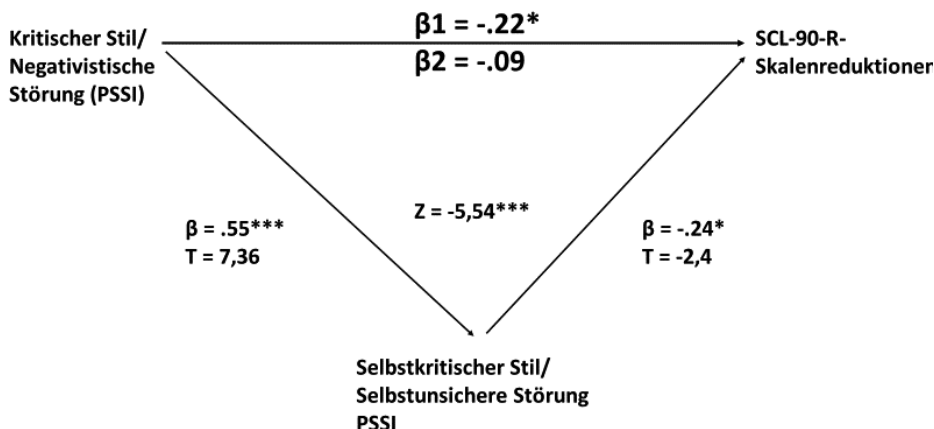
Quelle: eigene Darstellung.

Der signifikante beta-Reggressionskoeffizient zwischen Prädiktor (kritischer Stil) und Kriterium wird unsignifikant bei Einsetzen des Mediators (selbstkritischer Stil) und bestätigt das Modell. Der Sobel-Test (Z) bestätigt die Signifikanz des Modells.

Nachdem sich beide Hypothesen als bestätigt erwiesen hatten, wurde die Replikation gerechnet. Der Sobel-Test für die Gruppe von Männern mit positiven Veränderungen im Jahr 2011 ($n = 107$) erwies sich erneut als hoch signifikant ($Z = 3.83^{***}$; $s = .09$) und bestätigte das angenommene Modell. Erwartungsgemäß konnte das Modell die Symptomveränderungen bei der Gruppe der Frauen ($n = 249$) erneut nicht erklären.

Der Versuch, mit dem Modell auch die Symptomverschlimmerungen vorherzusagen, gelang für das Jahr 2012: Der Sobel-Test für die Gruppe von Männern mit signifikanten negativen Veränderungen oder indifferenten Resultaten im Jahr 2012 ($n = 127$) wies ein hochsignifikant negatives Ergebnis auf ($Z = -5.54^{***}$; $s = .08$) und bestätigte das vorherige Ergebnis mit der Umkehrung des Vorzeichens (Abb. 2). Somit wurde die These weiter unterstützt, dass beide Variablen in einem engen Zusammenhang stehen, bezogen auf den hier thematisierten Bezugsrahmen.

Abbildung 3: Gerichteter Zusammenhang zwischen Prädiktor, Mediator und Kriterium



Quelle: eigene Darstellung.

Der signifikante beta-Regressionskoeffizient zwischen Prädiktor (kritischer Stil) und Kriterium wird unsignifikant bei Einsetzen des Mediators (selbstkritischer Stil) und bestätigt das Modell. Der Sobel-Test (Z) bestätigt die Signifikanz des Modells.

In allen Fällen wurde auch getestet, ob die Mediation signifikant bleiben würde, wenn Mediator und Prädiktor gegeneinander ausgetauscht werden, doch das war nicht der Fall und stärkte somit die angenommene Positionierung der Variablen. Auch Versuche mit alternativen PSSI-Skalen scheiterten, sodass sich die Konzentration auf die beiden theoretisch angenommenen PSSI-Skalen als korrekt erwies. Bei der Suche nach einem vergleichbaren Modell für die Gruppen der Frauen zeigte sich zwar eine Varianz auf der Prädiktorposition, jedoch konnte die PSSI-Skala „spontaner Persönlichkeitsstil/Borderline-Persönlichkeitsstörung) interessanterweise sowohl für 2011 als auch für 2012 als Mediator eingesetzt und über den Sobel-Test bestätigt werden ($Z = 4.77^{***}$ in 2011 und $Z = 6.34^{***}$ in 2012).

8 Diskussion

Beide Hypothesen erwiesen sich als richtig und konnten repliziert werden. Männer profitieren dann von einer Psychotherapie, wenn die Voraussetzung einer ausreichenden Akzeptanz selbstkritischer Persönlichkeitsanteile vorliegt. Dieser Voraussetzung bedarf es zumindest nicht im expliziten und hier empirisch dargestellten Sinne, damit Frauen von einer stationären Psychotherapie profitieren. Anhand der varianzanalytischen Ergebnisse wird deutlich, dass eine erhöhte Befähigung bzw. Bereitschaft zu selbstkritischer Reflexion bei den Männern mit einer deutlichen Reduzierung von Symptomen

(hier: Zwanghaftigkeit) einhergeht. Es sollte aber mit Blick auf das zweite varianzanalytische Ergebnis bedacht werden, dass in der Therapie diese Befähigung bzw. Bereitschaft bei Männern mit geringer negativistischer Prägung eine Sensibilisierung für die Intensität der vorhandenen Symptome erzeugt. Daran wird deutlich erkennbar, wie sehr die negativistische Prägung für Männer einen Schutz darstellt und daher bevorzugt in der Sozialisierung erworben wird.

Für Frauen ist dieser Erwerb in Kindheit und Jugend weniger sinnvoll, da die Abwehr von Gefühlsausdruck von ihnen nicht in der Form erwartet wird. Ihre Strategie beinhaltet möglicherweise eher einen Erwerb des authentischen Ausdrucks der Gefühle, um diese gut zu kommunizieren. Da die Bahnung dieser Gefühle (positiv wie negativ) durch die Skala zum spontanen Persönlichkeitsstil (Borderline) im PSSI gemessen wird, ist der Befund, dass diese Skala bei der Erklärung der Therapieerfolge der Frauen in beiden Mediationsanalysen eine Rolle spielt, ein wichtiger Beleg für diese These.

In der stationären Praxis von durchschnittlich acht Wochen Aufenthaltsdauer ist in der Regel nicht von einer so fundamentalen Besserung und positiven Prognose auszugehen, wie Befunde von signifikanten Symptomreduktionen auf sieben, acht oder gar allen neun SCL-90-R-Skalen es eventuell nahelegen. Einerseits sind solche Ergebnisse bedingt durch die hohe Interkorrelation der Skalen. Andererseits finden solche Befunde im Zusammenspiel mit den hohen PSSI-Ausprägungen bereits auch ihre Einschränkung, denn in diesen hohen Ausprägungen muss von der Diagnose einer Persönlichkeitsstörung ausgegangen werden, die auch in der Selbstwahrnehmung bei der Bearbeitung der Items eine Rolle spielt. Es macht sich an dieser Stelle jedoch auch positiv bemerkbar, dass mit der Wahl des PSSI ein Instrument genutzt wurde, das die gesunde Persönlichkeit nicht kategorial von der Persönlichkeitsstörung differenziert, sondern dimensional aufgreift und Variabilität zulässt. So wird es möglich, auch im Falle von Persönlichkeitsstörungen den darin liegenden nützlichen Kern zu identifizieren und mit dem Patienten aufzugreifen und nutzbar zu machen.

Andreas Lubitz suchte Medienberichten zufolge eine überdurchschnittlich hohe Anzahl an ÄrztInnen auf. Ob er dies tat, um genaueres Hinsehen und Erkennen der Dimension seiner psychischen Erkrankung zu verschleiern, kann aus heutiger Perspektive nicht gesagt werden. Dennoch passt das Verhalten in das hier dargestellte Bild. Homizid-Suizide sind selten, doch das Potenzial dazu scheint größer zu sein, als es sich selbst ExpertInnen bisher vorgestellt haben, wie die Serie von Attentaten im Sommer 2016 auf erschütternde Weise dokumentiert. Die Prädiktoren für eine solche Tat werden von Hellen, Lange-Asschenfeldt und Huckenbeck (2014) dargestellt: männlich, psychisch erkrankt, narzisstisch leicht kränkbar, impulsiv und Zugang zu Schusswaffen. Während Homizid-Suizide eher von Männern mittleren und höheren Lebensalters verübt werden, scheinen Amokläufe eher von jüngeren Männern begangen zu werden. In jedem Fall bleibt eines festzuhalten: Es bedarf einer enormen intrapsychischen Last, damit es zu diesen Eskalationen kommt. Im Verlauf der Entwicklung hin zu diesem Punkt wird es in der Regel mehrere Möglichkeiten für fachärztliches und fachtherapeutisches Personal, aber auch für andere Personen des näheren Beziehungskreises geben, die Gefahr zu erkennen. Hilfreich wird es in jedem Fall sein, sich der gesellschaftlichen und auch eigenen Tendenz bewusst zu werden, die psychischen Leiden von Männern als weniger gravierend zu betrachten als jene von Frauen. Es kommt dabei keineswegs primär auf

eine Achtsamkeit für die Gefahr einer Gewalttat an, sondern in erster Linie auf eine schnelle Verständigung darüber, dass Männer auch mit ihren Verleugnungsstrategien in den Psychotherapieangeboten willkommen sind. In dieser breiten Ausrichtung liegt möglicherweise ein Schlüssel für die Verhinderung von einzelnen Gewalttaten.

Literaturverzeichnis

- Addis, Michael E. & Mahalik, James R. (2003). Men, masculinity, and the contexts of help-seeking. *American Psychologist*, 58, 5–14. <https://doi.org/10.1037/0003-066X.58.1.5>
- Adler, Alfred (2012 [1912]). *Über den nervösen Charakter* (Nachdruck, 3. Aufl.). Bremen: Outlook.
- Baron, Ruben M. & Kenny, David A. (1986). The moderator-mediator variable distinction in social psychological research: Conceptual, strategic and statistical considerations. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51, 1173–1182. <https://doi.org/10.1037/0022-3514.51.6.1173>
- Braukhaus, Christoph; Wollburg, Eileen & Langs, Gernot (2013). Der benachteiligte Mann? Analysen zur (Gleich-)Behandlung von Männern und Frauen mit Depressionen. *Verhaltenstherapie*, 23, 74–79. <https://doi.org/10.1159/000350792>
- Cochran, Sam V. (2005). Evidence-based assessment with men. *Journal of Clinical Psychology*, 61, 649–660. <https://doi.org/10.1002/jclp.20100>
- Dorpat, Theodore L. (1989). Interactional perspectives on denial and defense. In Elieser Ludwig Edelstein, Donald L. Nathanson & Andrew M. Stone (Hrsg.), *Denial: A clarification of concepts and research* (S. 17–35). New York: Plenum Press. https://doi.org/10.1007/978-1-4613-0737-2_2
- Franke, Gabriele H. (2002). *Die Symptom-Checkliste nach Derogatis – Deutsche Version* (2. überarbeitete und neunormierte Aufl.). Göttingen: Beltz Test.
- Goldberger, Leo (1983). The concept and mechanisms of denial: A selective overview. In Shlomo Breznitz (Hrsg.), *The denial of stress* (S. 83–95). New York: International Universities Press.
- Hartcollis, Peter & Hartcollis Peter C. (1995). Alcoholism, borderline and narcissistic disorders. In Jerome D. Levin & Ronna H. Weiss (Hrsg.), *The dynamics and treatment of alcoholism: Essential papers* (S. 207–221). Northvale/New Jersey: Jason Aronson.
- Hayward, Peter & Bright, Jennifer (1997). Stigma and mental illness: A review and critique. *Journal of Mental Health*, 6, 345–354. <https://doi.org/10.1080/09638239718671>
- Hellen, Florence; Lange-Asschenfeldt, Bernhard & Huckenbeck, Wolfgang (2014). Der „erweiterte Suizid“. Vollendete Homizid-Suizide unter psychopathologischen und kriminologischen Aspekten. *Nervenarzt*, 85, 1144–1150. <https://doi.org/10.1007/s00115-013-3942-1>
- Hildebrandt, Malene Grubbe; Stage, Kurt-Bjerregaard & Kragh-Soerensen, Per (2003). Gender differences in severity, symptomatology and distribution of melancholia in major depression. *Psychopathology*, 36, 204–212. <https://doi.org/10.1159/000072791>
- Houle, Janie; Mishara, Brian L. & Chagnon, François (2008). An empirical test of a mediation model of the impact of the traditional male gender role on suicidal behavior in men. *Journal of Affective Disorders*, 107, 37–43. <https://doi.org/10.1016/j.jad.2007.07.016>
- Jakubaschk, Jürgen (1994). Depression und Aggression bei Amischen. *Der Nervenarzt*, 65, 590–597.

- Kuhl, Julius (2010). *Lehrbuch der Persönlichkeitspsychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Kuhl, Julius & Kazén, Miguel (2009). *Persönlichkeitsstil- und -störungsinventar. Manual* (2., überarbeitete und neu normierte Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Lazarus, Richard S. (1983). The costs and benefits of denial. In Shlomo Breznitz (Hrsg.), *The denial of stress* (S. 1–30). New York: International Universities Press.
- Magovcevic, Mariola & Addis, Michael E. (2008). The Masculine Depression Scale: development and psychometric evaluation. *Psychology of Men & Masculinity*, 9, 117–132. <https://doi.org/10.1037/1524-9220.9.3.117>
- Möller-Leimkühler, Anne-Maria (2008). Depression – überdiagnostiziert bei Frauen, unterdiagnostiziert bei Männern? *Gynäkologe*, 41, 381–387. <https://doi.org/10.1007/s00129-008-2161-5>
- Möller-Leimkühler, Anne-Maria (2010). Depression bei Männern: Eine Einführung. *Journal für Neurologie, Neurochirurgie und Psychiatrie*, 11, 11–20.
- Moritz, Steffen (2008). Metakognition – Psychologie. In Tilo Kircher & Siegfried Gauggel (Hrsg.), *Neuropsychologie der Schizophrenie* (S. 368–374). Heidelberg: Springer Medizin Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-540-71147-6_29
- Raadts-Misegaes, Stefan (2015). Hat das Geschlecht psychisch erkrankter Eltern Auswirkungen auf die Risikoanalyse? *Recht & Psychiatrie*, 33(3), 123–131.
- Raadts, Stefan & Neitzel, Lothar (2013). Männlicher Negativismus. Zwischen Hilferuf und Stigmatisierungsangst. *GENDER*, 2, 139–147.
- Robert Koch Institut (2013). *Gesundheitsberichterstattung kompakt – Ausgabe 02/2013*. Zugriff am 26. Juli 2016 unter www.rki.de/gbe-kompakt.
- Robert Koch Institut (2014). *Gesundheitsberichterstattung kompakt – Ausgabe 03/2014*. Zugriff am 26. Juli 2016 unter www.rki.de/gbe-kompakt.
- Sobel, Michael E. (1982). Asymptotic confidence intervals for indirect effects in structural equation models. *Sociological Methodology*, 13, 290–312. <https://doi.org/10.2307/270723>
- Vandereycken, Walter & Meermann, Rolf (2008). Krankheitsverleugnung: Ein noch zu verfeinerndes Konzept. *Psychotherapie*, 13, 7–26.
- Vingerhoets, Ad (2013). *Why only humans weep – unravelling the mysteries of tears*. Oxford: University Press. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780198570240.001.0001>

Zur Person

Stefan Raadts-Misegaes, Dr. rer. nat., Universität Osnabrück. Arbeitsschwerpunkte: Psychotherapie, Persönlichkeitsforschung, Psychotherapeutische Praxis.

Kontakt: Weskampstraße 11, 26121 Oldenburg

E-Mail: praxis.srm@gmail.com

Challenges for gender equality: Women's religious circles in post-revolutionary Iran

Zusammenfassung

Herausforderung für Geschlechtergleichheit: religiöse Frauenzirkel im postrevolutionären Iran

Die Handlungsmacht von Frauen im postrevolutionären Iran ist in hohem Maße mit religiösen Frauenzirkeln und deren spezifischen Ritualen verbunden. Aktuelle wissenschaftliche Arbeiten attestieren neuen Formen religiös basierter Präsenz von Frauen in der Öffentlichkeit eine hohe Bedeutung. Im Fall des Iran ist die drängende Frage, in welchem Ausmaß religiöses Handeln in weiblichen Pietätszirkeln – lange vor der Revolution 1978/79 gegründet und mit wachsender Relevanz danach – über diese Zirkel hinaus zivilgesellschaftliche Bedeutung zukommt. Diese Studie widmet sich den inneren Dynamiken unter Frauen innerhalb der Zirkel aus der Perspektive struktureller Machtbeziehungen. Im Mittelpunkt steht der Prozess der „Selbst-Spiritualisierung“ von Frauen, und zwar als eine Form der Selbstermächtigung und Selbstautorisierung, und weiterhin als Modus einer spirituell legitimierten Hierarchiebildung innerhalb der Zirkel. Es wird argumentiert, dass diese Art des religiösen Wettbewerbs unter Frauen Geschlechtersegregation reproduziert und die Unterordnung unter institutionalisierte Strukturen männlicher, religiöser Macht verstärkt. Die Wirkungen der „Selbst-Spiritualisierung“ in Form von Selbstermächtigung, Selbstautorisierung können aber auch als Ausdruck von Selbstbestimmung gelesen werden: über das Aushandeln von neuen Geschlechterrollen und politischen Lebenshaltungen, inklusive nichtreligiöser Bewegungen.

Schlüsselwörter

Weibliche Pietätszirkel, Selbst-Spiritualisierung, islamische Pietät, Stärkung der Frauen, Märtyrertum, Träume

Summary

The agency of women in Islamic societies is largely anchored in ideas over pious circles and gender-specific rituals. Recent studies attest religious modes of women's presence in the public space a high significance. Taking the case of Iran, the urging question is how and to which extent religious agency within female pious circles – which were formed before the 1978/9 Revolution and fashioned after it – has been able to attain broader civil significance beyond these circles. This study explores the inner dynamics of female pious circles among women as related to structural power relations. It spells out the process of “self-spiritualization” to characterize interactions within the circles that act as a tool for self-elevation and self-authorization and as a mode of spiritually legitimated construction of hierarchies within the circles' spiritual empowerment. It is argued that a type of pious competition between the women unfolds leading to an affirmation of gender segregation and concomitantly, of submission to institutionalized structures of masculine hierarchy and power. Finally, it pursues the effects of unfolding “self-spiritualization” through elevation, authenticity and self-authorization that might achieve a considerable degree of self-empowerment for negotiating gender roles and political life attitudes.

Keywords

women's religious circle, self-spiritualization, Muslim's piety, female empowerment, mothers of martyrs, dreams

1 Introduction: Female religious agency?¹

Over the last two decades, Muslim women's religious practices have provided a favored "problem-space" to reassess the virtues and lacks of feminism and secularism. We became acquainted with a new domain of "religious agency" – female in the forefront – which has broadened the field of gender studies by discussing rituals, piety and codes of modesty of women in the wider perspective of Islamization and secularization (Mahmood 2005; Deeb 2006; Torab 2007; Jouili/Amir-Moazami 2006; Schulz 2012; Van Nieuwkerk 2013). My starting point in this paper is the particularity of women's religious practices, aligning it to the broader issue of "self-spiritualization". As it was formerly raised by Spencer Trimingham, who ambiguously initiated the concept of "female religion" (Trimingham 1971: 14, 18, 115, 232) in Islam – mostly related to Sufism and Sufi shrines – women developed a separate field of religious activities overpassing the borderline of strict Islamic gender segregation. Taking Trimingham into account it is to say that the "piety movement" of women, in this regard, is only one historical configuration within a wider variety of fields of "female religion" built upon women's conventional drives for self-education, elevation and spiritualization in Islam (Trimingham 1971: 14, 18, 115, 232).

In this paper, I will limit my analysis to the realm of female pious circles in Iran. Iran has faced a wide expansion of female religious circles after the 1978/79 Revolution under the rubric of the establishment of the Islamic Republic. However, the formation of such circles can be traced back to the 1930s when the waves of state-planned secularism, particularly the decree of 1936 by which women were obliged to appear unveiled in public, provided a ground for household-concentrated activities especially among those who remained veiled.² Here, I will focus on individual aspects of inner power struggles from within the groups as well as viewing them with respect to their entanglement with wider social configurations outside the groups. Finally, I will show the shifting matrix of gender roles, religious themes and public representation as interplaying with power practices that stem from female religious circles. My analysis is based on participant observation and Geertzian thick description in Tehran where I spent part of my fieldwork with five female religious circles in two periods between 2013 and 2015. I observed spiritual practices, aspirations, forms of making authority and authenticity that are counterpoised to the institutions of Islamic authority but remain also deeply encircled by it if not overtly dependent on it. It must be taken into account that these groups witnessed over the past decades a variety of female religious leaders, namely the first Mujtahidahs³, interlocutors and more recently, as I will show, the "mothers of martyrs", who have played a tremendous role in the social movements (Bano/Kalmbach

1 Acknowledgment: I am thankful to PD Dr. Markus Dreßler and Prof. Monika Wohlrab-Sahr from the Humanities Center "Multiple Secularities: Beyond the West, Beyond Modernities" for their most valid suggestions on an earlier draft of this paper; I owe special thanks to Prof. Heidemarie Winkel (Bielefeld University) as well.

2 Najmabadi (2008) elaborates lucidly the relation of secularism in Iran with various feminist and Islamist groups. For an example of a female pious model and interlocutor who established a religious circle in her house in the 1930s, see Rutner (2015).

3 Nosrat Beygom Amin (1886–1983, Isfahan) seems to be the first woman in Iran who elevated to the rank of a Mujtahidah by Islamic clerics of Najaf (Künkler/Fazaeli 2012; Rutner 2015).

2012). One fundamental aspect in this respect are the symbolic and synesthetic effects of female religious figures in staging the impacts of resistance and martyrdom during the movements as well as new institutional frameworks within the unfolding process of civil society development. Concomitantly, one can see that the modes and themes of authority and elevation in religious groups regardless of their “religious agency” open their ways to another public realm of practices of power, in this article the street protests.

Admittedly, the continuity of the pious female circles based upon revolutionary action⁴ takes shape in different forms in the after-revolution period and contributes to determine social restructuring in quite different ways. It should be noted that the argument of this paper is settled around an affirmed post-revolutionary Islamic power structure enmeshing the social dynamics of female pious circles in Iran. Whether these circles have developed appropriated modes of authentication and authorization which might find use for voicing women beyond the context of the gatherings in the civil movements raises daunting questions that Iran is confronted with and which this article seeks to elucidate.

2 Piety politics and religious action: From agency to spiritualization of the self

The course of female religious circles in Iran, since their outset in 1930s, can be generally delineated in the framework of “piety politics”. The aim of “piety politics”, as Hirschkind elaborates, lies in “revealing and realizing Islamic ideas of moral life through persuasion, exhortation and deliberation” (Hirschkind 2006: 117). It also encompasses an alternative to the general lack of educational facilities for women, the will for religious knowledge circulation as well as circumventing the prohibition of formal Islamic education of women in the seminaries due to the male-dominated religious orthodoxy⁵. Thus, the major task of religious circles has always been integrating a) a female-devoted space of religious practice and b) the authentication of religious education by formal, semi-formal and informally educated interlocutors (*khanoom*). These two points are addressed by Saba Mahmood in her pioneering study on female pious circles in Egypt as “ethical cultivation”. As discussed by Mahmood, the rubric of “ethical cultivation” embraces the agency of the religious subjects of the circles by gearing in their bodily dispositions (Mahmood 2005: 29–31; also Turner 2012) and “knowledge diffusion” (Amir-Moazami/Jouili 2006: 620) on the one hand, and urges the political aspect of their activities owing to the discrepancy of pious practices on the other hand. Yet, piety politics of this type do not explain the complications and controversies raised from the amalgamation of power relations inside groups with Islamist ideology and political changes outside the groups.

4 While various urban political groups and associations are marked as playing a key role for the 1979 Revolution due to their contribution to the increasing range of religious activities the largest impacts of female religious circles are perhaps related to their continuation even at the time all the other groups were banned or temporarily dropped by the regime (Yazdi 2010: 200).

5 Other than very few exceptions this condition continued until the establishment of Qum's female Islamic Seminary, *Jameat al-Zahra* in the 1980s.

In other words, pious women circles show an ambiguous pattern of power relations: the coincidence of political action and affirmed submissiveness. There is an ambivalent negligence toward the inner dynamics of power and politics as well as the more public role of the attendees of the circles, and Saba Mahmood in discussing the female religious subject has barely let us know whether the women attendees of pious gatherings are submissive modest supporters of Islamist regimes, pawned in a grand patriarchal plan, and brought to the fore as an “innocent” or self-geared part in the clan of ruling powers or not. However, more than Mahmood’s sketch of a female pious movement as a tolerable “religious agency” and the counter-subject of liberal would allow for, the women attendees have from the start been well related to radical Islamic fundamentalism, and due to their inventive modes of elevation, authentication and authorization haven taken a great role in the restructuration process of the education system as well as with respect to the governmental institutions at large. This, given my fieldwork in Tehran among various gatherings of this type, will be revealed in the following.

In a stance of rare exception, tracing an absence of analysis of formal politics and power relations in this regard, Amina Jamal (2009) attempts to provide an account to reinforce the tangible relationship that she observes between pious women gatherings and radical political Islam in Pakistan. Concomitantly, she stands in controversy to the mainstream female piety studies by describing them as conveying “an arbitrary divide between politics and Politics” (Jamal 2009: 9), which means religious gatherings of women could be, as she states, merely seen as “refrains from exploring the relation between the sphere of local and national political activities related to the nation-state” (Jamal 2008: 123), a fact largely negated by Mahmood (2005), Torab (2007) and Deeb (2006) who, as Jamal adds “all decide not to examine what happens when or if the alternative subject and agents traverse the space from informal to formal politics as a new type of citizen-subject” (Jamal 2008: 123).

Likewise, we should take into account that even when studying the inner struggles of the circles, there is little notion given to capture the sensibilities of inherent processes of competition and of power building related to the spirit and exercises of transgression and self-elevation from within female pious circles.

Instead, the mainstream of the studies is prompted to invoke an essentialization of gendered performances, unorthodox trajectories of purification and moral dispositions (Mahmood 2005: 51–53; Deeb 2006: 15; Kamalkhani 1998: 177). Their ramifications can paradoxically reconstruct the fundamentalist religious being or as Georg Stauth puts it: “reinvent the physical religion, interlocking it with strategic geopolitics over rejection or integration of Islam” (Stauth 2012: 136). In this respect, Jeremy Carrette teaches us that working on the “bodily dispositions”, in the way Foucault sought to relate them to religious beliefs in his path to modes of subjectification, is a two-edged sword, for it encounters a) “the relation of power” and b) “the relation of meaning”. Foucault had failed to establish the interconnection of the two, nor could he suspend spirituality by prioritizing one of them, namely, the power (Carrette 2000: 136–137). Similarly, Mahmood’s Foucauldian methodology for defining religious agency circumvents this ambivalence by anchoring it solely in the relation of meaning. This is very well reflected in her elaboration of “ethical formation” as well as “habitualization”, which she

describes as the process of a specific conception of the self through which it requires a different kind of bodily capacities (Mahmood 2005: 139).

Yet, a closer look at what happens inside the circles and at the effects on the level of their relations to the outside conditions goes beyond Mahmood's inter-linkage between piety and agency of religious women. Her study excludes any view on power and resistance, for she deliberately replaces the resistance-core of the agency with "habitualization". Concomitantly, the field of interactions of these circles, i.e. their developing tools of competitive self-spiritualization, searching for devices of self-elevation, their submission to hierarchy and power outside the group are generally ignored. These factors make the return to the "relation to power" inevitable.

What I suggest stems from a favorably earlier Foucauldian definition of spirituality that addresses rather his surrealist penchants than an entanglement with "political spirituality". Here, spirituality conveys any gestalt of mind outside the traditional rationality, a reality beyond conscious thought that involves "dreams, madness, folly, repetition, return and rapture" (Foucault 1999 [1964]: 72). Self-spiritualization, in the same vein, addresses a "technique of the self" that operates on body and soul by means of any of the above criteria to endorse one's transcendence. So what is at stake in emphasizing the inner relations among the women in these circles in my analysis? Can we show to where it would lead, if one takes seriously the effects of these interactions on broader social surroundings such as determined by the communities, the religious institutions and the state? Is it the agency of female pious groups or rather the reflection and appropriation of and the submission to male-oriented religious hegemony? My preliminary answer is that the types of "pious" competition and silent self-spiritualization would rather lead to a "modest" and ambiguous attitude of affirming both "segregative" patterns of action as much as reflecting given power relations as offered through the broader structural power settings. Notwithstanding, we should remind that the circles might achieve by way of spiritualization a considerable degree of self-empowerment and flexible "identity" in a field of negotiating gender roles and political life attitudes (*life conduct* in sense of Weber's term) and symbolic representations of the unfolding pious civility within society⁶.

6 It is irritating to see how the characteristics of piety grow to generate a general pattern of religion wherein "forms of piety shape the cultural values of the life-world of various societies" (Turner 2011: 284). Paradoxically enough in this approach, pious activity of women is implicitly a global mode of mass religion (Turner 2011: 274–277), in Weber's terms of use, and thus appears as being impoverished from a sacred core.

If we wish to privilege the emerging dichotomy between "the pious" and "the secular", the "self" perhaps is, in my view, the open space of constitution and reconstitution of religion and modernity. Rather than generalization, it follows sophisticated intertwining patterns of the religious/non-religious dichotomy. According to Stauth this entwinement maintains and its inner constitution evinces "practical forms of integration of the extreme poles" (for us between the secular and the pious) where "the sacred remains an inner operative force in modern life" (Stauth 2005: 537).

3 Female pious circles in Iran: Spiritualization, sublimation, subversion

In the following, three cases of female religious circles of north, north-east and south Tehran private houses are presented. Researching these circles, I started with participant observation as well as interviews with women who attended regular household sessions. Further to collective open discussions with the attendees in the circles, I had informal encounters which took place during and after the circles as well as during pilgrimages, visits to cemeteries for the celebration of the martyrs, schools and universities. Speculating about their political concerns in this context prompted my assumptions about their civic roles outside the circle as university lecturer, charity holders and political campaigns' preachers.

The data involved here are part of a wider discourse analysis of female pious circles in Iran⁷. It entails an ethnographic thick description of saying and doing of individual cases as well as narrative research wherein the stories of experiences with the religious circles, meanings of certain events and the way they related it to their participation in the circles were recorded. These data were then sequentially analyzed to identify recurrent and regular forms of elevation and hierarchy in the circles. As I elaborate, the circles transform themselves into a far reaching micro-power field of female politics, of self-elevation emanating from private meetings to exchanging experiences of dreams, of cherishing the martyrs and venerating their places and graves, exchanges of charities, organizing common pilgrimages, designing attitudes of Islamic modesty codes and correct attire.

3.1 State of exception, modes of self-elevation

The household religious circles are informal female gatherings wherein Qur'anic recitation is an inseparable part. The session includes the seclusion of furniture from the room, preparation of food and the organization for the presence of the female interlocutor by the circle holder and female family members who join earlier to give a hand. It continues with a speech by the interlocutor, and concludes with a feast-styled meal as well as collective praying.

In my first field experience the specificity of the setting started while observing the preparation of a biweekly session in a renovated modern house in north-east of the city. The sofas and the 12-seat-dining table were drawn to a corner and the parquet floor and silk rugs were replaced with nearly wall-to-wall carpets, framed with tied layers of blankets and rough pillows as backrests. The luxurious crystal dish of fruits evaded in the kitchen and plastic dishes were serving the guests with per-person style of food and fruits. Among the women who were entering and kneeling calmly on the floor charmingly greeting one another, there were, to my surprise, the elderlies whose sitting against the cold walls was not without physical hinders and hesitations. On this occasion there was only one chair in the whole room reserved for the interlocutor, the *khanoom*. If there was no chair, her place was marked by the many cushions, a microphone and tied rugs that situate her in a higher position than the listeners.

7 The whole work will be presented as a chapter in my dissertation.

In addition to her distinguished place, the respect towards the *khanoom* is expressed by: First, wearing a hijab in her presence⁸. In fact, the informality of household sessions assimilates them to friendly parties among a religious sect. Women undress their black veils and sit in nice afternoon dresses or light floral chadors on their shoulders, also in case of religious celebrations they put some makeup on. However, with the entrance of the *khanoom*, they mostly wear their veils.

Second, this higher status is undergirded by the utmost seriousness of the session during her preaching or inciting, which consists of lesson-by-lesson format or lunar calendar event-based narrations, Islamic ethics as well as general hints over proper codes of conducts for a Muslim woman, recitations from prayer books and Qur'an plus occasional interpretations.

The women do not talk neither eat from their plates; they also send their kids whom they brought with to assemble in a separate room not to distract or disrupt the session. The youngsters take note in calendars they adjust on their knees to write and some record the speech for their later use. The weekly gathering's aim is Qur'anic recitation and interpretation. This fact distinguishes it from occasional rituals or ceremonies where one Surah of the Qur'an or *ad'eiye* (prayer book) is read, and interlocutors are not a vital necessity.

These remarks might be interpreted as abiding by a discourse of patriarchy and traditional education, one through which respect and sublimation is asserted toward masculinization or overstressing the codes of modesty. As the jargon of these religious women goes in Iran, they are characterized as "over-sacred" or *khanoom-tab* (feverishly spiritualized). I would like to propose an alternative reading, however, that draws upon a set of debates taking place during the gatherings that express concerns quite distinct from this discourse. In my alternative reading, the exceptional treatment through the *khanoom* and the atmosphere within the sessions can be understood rather as a pattern of self-elevation that aligns to the longing for self-spiritualization and more significantly to decent and unconventional modes of authority-making amongst the members. In the eyes of the attendees these codes of conducts are mere representations (*neshan*) of spiritualization conquering their heart and a sign for attaining a tinge of Godly attention and a hue of Holy presence (*nazar-kardeh*) in the *khanoom's* personality. They want to reinforce and attain this atmosphere (*fazay-e rouhani* in their own words) through the cultivation of those bodily aptitudes, virtues, habits and desires that in their consideration serve to ground their sublime experience of spiritualization. While the recitation of Qur'an provides them the requisite training and atmosphere, the sideline virtues and interactions play a major role in the construction of "self-spiritualization".

The rubric of the modes of self-elevation includes the authenticity of dreams to claims of consanguinity with the martyrs, and the reverent elevation of humble tolerance and submissive patience against hardships in everyday life. Notably, each of the named criteria can support or evince the other as well. Furthermore, the field of expressing

8 Azar Torab relates this to the semi-masculine performative identity of the interlocutor: "They do so in front of Ms. Omid not only because it is their way of showing respect, but also implicitly, because in their view Mrs. Omid possesses attributes which Islamic legal discourses masculinizes in this case, authority over women" (Torab 1996: 244).

oneself about dreams is not decided upon by the hierarchical setting, i.e. any member of the group can take the role if she wishes.

I distinguish between three modes of self-elevation which illustrate the broad-based character of female religious gatherings and the transformations within the scope and shapes of these circles as related to power issues, aptitude for authority and sensitiveness toward timely political stance within which functions, application and processes of spiritualization have changed.⁹

3.1.1 Dreams as sources of authenticity and life conduct

An important aspect of authentication and elevation in the women's religious circles focuses on how dreams anchor a blessing and a form of spiritual connection for the dreamer¹⁰. The attendees argue that the validity of dreaming, particularly earnest dreaming is a prophetic tradition and belongs to an inspirational life conduct. According to them, dreams are doors to the "other world" that bring blessing, guidance, and admission of the honesty and faithfulness of the dreamer¹¹. The significance of dreams is to the extent that narrating them among the closer circle and discussing their function in a very immediate sense has become a major part of the gathering, specifically for the *khanoom*. In this context, dreams function as a console to the hardships like death of the beloved, as advice or warning to the attendees, and also as an affirmation of their elevation to a higher level of spiritualization.¹²

Consider for example, how Minoo, an active member of the pious gatherings, articulates her experience with entering her first circle. Attested by a variety of sources and informants, Minoo was a middle-aged housewife whose mere suffering over a sick child and telling extra-worldly stories to the women of the neighborhood brought her into contact with a pious circle in west Tehran. In her first experience of the circle, which was arranged by her neighbor who had been attending the circle, Minoo sat with her daughter in a distant corner of the room:

9 It should be noted that the forms of authentication and authority construction are built upon "mediating religious knowledge to local audiences by popular means" (Kamalkhani 1998: 181) and problematize the criteria of "negotiability" among pious women, namely the fact that "(they) see themselves as more virtuous than women who" do not follow pious codes of modesty (Mahmood 2005: 43) and the necessity of a "proof that they were always earnest believers" (Kamalkhani 1998: 182).

10 Also Amira Mittermaier states that narrating dream visions "is an established mode of argumentation and dream stories can consciously be told to establish authority" (Mittermaier 2008: 52). In her idea, dream spaces are not universal, but are shaped by historical contexts and beliefs concerning the nature of the dreams (Mittermaier 2008: 50).

11 Here, dreams are treated as a mode of perception and an order of reality.

12 Certainly, Michel Foucault relates the interpretation of dreams to an important technique of the self, i.e. of examination of the self. It would be going far beyond the scope of this paper to give justice to this Foucauldian interpretation in relation to female gatherings. However, as mentioned in his summary of it as a Stoic exercise, an attitude of interpreting dreams, relating to both, the teaching of the ability to interpret dreams as well as being able to interpret one's own dreams (Foucault 1988: 42-43), it stems from what follows that this resumes similarly an established attitude in the female gatherings, specifically in relation to the elevated positions of the *khanoom* (teacher) and of the able self-interpreter.

"My daughter, Pari, was under my chador in my arm. I was a bit worried whether she will stay silent until the end of the session. The content of the speech sounded highly bewildering to me. It was filled with philosophical terms I was helpless with. My real engagement with the group sparkled only after the pilgrimage we had together to Qom, wherein I narrated the dream I had."

The dream was about her vision of being invited together with her friends to visit the saint. As she explained it to the group due to the urge of her neighbor it was taken as a direct invitation of the saint: a message which raised their expectation of the visit and was celebrated for the real success of the group as a whole.

Being part of the inner dynamics of a group, Minoo from there on was constantly invited to join the group at various occasions. Here, we can see how these procedures in the organization of meetings and the inner ranking among these women and the formation of authority within this emerging institution of power is influenced by the communication about dreams. As far as the inner struggle of these gatherings matters, dreams together with healing powers and the fulfilling of vows form a framework for the new legitimate power for pious circles of women. The social communication is based on a form of ranking that originates in the status that one achieves through various forms of suffering, rites and dreams that approve her position.

In the process of Minoo's integration to the group, it happened that she had another dream in which the saint recited verses of a prayer book to her which, as she said, she was able to recite by heart in the morning. So, she kept the memory and when asked, recited it to the group as well. This event indeed brought her a new status in the group of having the extraordinary abilities to listen to saintly whispers and to memorize them.¹³ Notwithstanding, Minoo's dreams have never led her to head for the interlocutor position. But her case is echoed wider as a form of authorizing oneself among pious women especially for *khanooms*. Undergirding Minoo's treatment is an inauguration of a new dimension of social-knitting among pious women that is part of a larger interplay of saints, dreams and the spiritual stance in the entity of their life influenced by female gatherings. So far, the interplay of saintliness and earnest dreams as an established pattern within the pious circles inhabits an in-betweenness that, in Mittermaier's words, "disrupt[s] the antagonisms that provide both liberal secularist and Salafi-oriented Muslim reformist discourse" (Mittermaier 2008: 48). Accordingly, one can imagine the female pious religious actor not as a radically authenticated agency, as privileged in Mahmood's representation of it, but rather as one whose inventive power of self-formation relies on founding new spaces for her elevation.

3.1.2 My son is martyred, I am

A number of scholars of Islamic feminism would have noted that the formation of religious female gatherings is a recent issue epitomized in the highly ideological context after the 1979 Revolution and its anti-imperial, anti-western, self-affirming patterns (Torab 1996, 2007). Similarly, figures like Ayatollah Khomeini became centralized in the developments of the scope of these circles (Deeb 2006, 2009). It is generally be-

13 As I was informed by Professor Wohlrab-Sahr, in the charismatic Christian context this would be one of the Charismata (Geistesgaben).

lieved that the circles mainly shape among middle class, lower middle class and less educated women in low income families (Kamalkhani 1998; Torab 1996, 2007).

Despite the inevitable role of the revolution in prompting and widely extending these circles, this observation abstained from the dynamics from within the circles influenced by the amalgamation of different cultural habitus as well as socio-economical strata. Furthermore, the transformations in the values of the pious women due to impactful historical events are of importance; Iran's Revolution is only one of them.

It should be acknowledged that the emergence of these groups over specific times was strongly knitted to the atmosphere they were living in. For example, the Iran-Iraq war (1980–1988) was a stage of widening the activities of the circles by means of giving priority to immediate needs of the war situation and combining it with ritual practices. Amidst, worshipping of the victims of the war as martyrs was the most obvious one. All this needed a catalyst that along the aspiration for self-spiritualization could facilitate the formation of a new group in a newly provided place whose household is marked by a distinctively spiritually elevating character and an integrating factor for the members. Here, it is worth recalling that Noora, the woman whose gatherings I described in the first section, was a retired school teacher, married to a medical practitioner with an affluent life style in a good region in Tehran. Rather than an exception in this field she was a representative of a bigger group of women in her age whose piousness interknitted with female religious gatherings after the declared martyrdom of her first husband during the war.

Notably, her middle daughter from the second marriage and also a university student of civil engineering, has told me how her mother's religious mission triggered after the speech she made among the women of their local mosque, the day she received the news over her husband's martyrdom in the second year of the war. The death of her husband and being alone in Tehran with a two-year-old daughter and a school job, facilitated her befriending with elder women whose sons were martyred and as a consolation to their pain and solitude were visiting one another, reciting Qur'an and doing collective praying, while voluntarily helping her with taking care of the baby when she was at work.

When I questioned Noora about the formation of gatherings at her home, she reiterated for me in her characteristically lucid style Minoo's argument about saintly dreams:

"I saw my house drawn in beams of light. My small daughter was sitting at the *Rahl* (the book-stand used for Qur'an) reciting Qur'an while I was kneeling on the floor and listening. In the corner of the room my husband was reclining against the wall wearing a smile and nodding with a sense of satisfaction. Since then I invited other women from the neighborhood, the mosque and work to gather monthly here. I think it was what my husband wanted. This way, I do my contribution to his martyrdom for Qur'an."

Noora's remark about her motive for forming a pious circle can be usefully compared to Minoo's dreaming authentication. The remarks of Noora and Minoo about their dreams indicate a difference that indexes a key line of relations between saints and martyrs. Namely, in reference to Noora's dream, her husband is being treated like the saintly figures of Minoos dreams. Besides, his sublimation as a result of martyrdom is elevating his wife's position spiritually, comparably now to Sayidah Zeynab's¹⁴ position.

14 The sister of the third Shi'a Imams, Imam Hossein, who accompanied him in the battle of Karbala.

To my surprise was her main motive for the inauguration of a gathering on basis of this dream, which she particularly related to the spirit of time a decade after the war and the commonness of religious gathering among women who lost their men during the war. Also her younger daughter added with excitement that her mother's activities were not restricted to this but in the early stage of war she made an attempt to reach the war zones as a nursing volunteer in the camping hospitals but they had returned her as soon as they noticed she was pregnant.

Seemingly, having a martyred member in the close families is still served as a virtue for the pious women on the basis of which they have built *husseyniehs* (congregation halls for Shi'a commemoration ceremonies), shaped their own circles and even started their first lessons of piety as a Muslim woman.

3.1.3 The paradoxes of suffering

Noora's daughters' sympathy and respect for their mother's former marriage, sufferings and courageous attitude can be barely restricted to consanguinity, maternal and familial relations, in that it is a shared treatment towards her among the gathering members. Meanwhile, being compassionate about one another's hardships and building up virtues out of one's own suffering is a widespread pattern of interaction in pious women circles. In fact, the closer circle to the *khanoom* are not only marked by their long-durée attendance but recognized by their open approach to the personal hardships they discuss. In this respect, the close circle is assumed trustworthy to share a very private sphere of one's own life with. Particularly, the *khanoom* has become a counselor for finding a religious solution by performing bibliomancy. Remembering the example of Minoo and commencing her participation in the first gathering, one can see the interplay between her dreams in her dramatic case as a very young woman with a daughter of drastically poor health and the permission for attending the gathering. Moreover, one must take into account the role that the *khanoom* and her close circle played at different stages of her decisions, most importantly, whether to hospitalize her daughter, Pari, or not.

The character of the *khanoom* is not an exception to this rule. Faezeh, the charming interlocutor of the gathering was a self-trained woman who had held speeches at various gatherings for several years, and also teaches "Islamic Thought" at a private university. Like Minoo, she had two sick daughters one of whom already passed away when a baby. She used to be an assistant to her blind father when he was being trained by a renowned cleric in Mashad. Since then she had continued her inquiry in Qur'an and prayer books herself. What looms large in both Minoo and Noora's minds about her, beside the sympathy over what they formulate as "Godly examinations", is her humbleness over her knowledge. Vividly impressed by the fact herself, Minoo told me:

"In the funeral of her daughter, her husband mentions a part from *Mafatih* – a praying book – that might be of interest to her and a relief to the soul of the dead. Isn't it a parody that *khanoom* had been interpreting the same section for the circles for years and her husband even didn't know about his wife's *ilm* (knowledge)?"

She also admitted that Faezeh never complains about her situation or the tragic destiny of her children. "*Khanoom* always urges that my daughter is a gift to me from God to

find my path". Perhaps, suffering cannot stand as an independent factor in shaping authority and authenticity for the interlocutors or the participants. Yet, being stigmatized with a fate of suffering and death and the attitude they undertake toward it, namely the degree and quality of their humbleness, diligence and acceptance of their hardships could turn to be a condition of gradual strengthening of a charisma in the circle. In fact, one can say the ability to speak in sacred voice, whether in Minoo's dreams or in Faezeh's words, seems to be related to their growing sufferings.

3.2 Governmental intervention, political submissiveness

In order to begin tugging at the multiple power relations that hold this object called self-spiritualization in its stable position with the ruling power, I will start with an ethnographic vignette that focuses on one of the most divulging moments of internal and external power relations in pious circles: the presidential election.

Open political activity, according to the participants I have interviewed, has never played a major role in pious gatherings. Notwithstanding, one can show the resurgence of these groups in the 1978/9 Revolution, with the help of political figures' wives in their houses. Besides, the modification in tasks and scopes during the war were inevitably entwined with the political attitudes in the circles. Another intriguing factor in this respect is how male politicians in various epochs have instrumentalized pious circles to attain more votes.

In the course of my fieldwork, I had come to spend time with one of the interlocutors, Faezeh, who was giving speeches in Minoo's and Noora's houses. In addition to attending her circle lessons, I accompanied Faezeh to her university lectures as well as to her own home gathering. It was in May 2013 in the heat of the first presidential election after the large unrest in 2009. Faezeh was actively reading the newspapers of the *osulgara* party (the conservatives). She told me about the bulletins and newsletters she was receiving weekly from the official cultural services of the government. Meanwhile, her lectures were based to a great extent on the books provided by the regime which have been obligatory nationwide for all university students since 2005. In the short periods after teaching, she was discussing with her students the vitality of participation in the election while openly taking side in her conversations. Given the stringent demand that her desire to abide by high standards of piety and belief in the "Muhammadan Islamic government" placed on her, she often had to struggle against other attitudes raised in her course. Her cellphone was often receiving a plethora of messages, compounded by her long sitting and collecting or summarizing the messages received from the offices of various high-ranked Mullahs or lower-ranked related cultural associations to the attendees of the circles.

Inside her religious group this atmosphere of submissiveness toward the official male clerics was even stronger because the main concern and way of political presence was limited to the discovery of the vote of high-ranked male clerics of the conservative party. In this vein, unlike her university course, she roughly impinged on the participants whom to vote, the reasons were not discussed. Seemingly, in the circle, following the "moral obligation" to vote and to remain submissive to the hegemonic male clerics was more important than a liberal, active discussion over the candidates and their potentials.

Furthermore, Faezeh's being in contact with these clerics to direct their votes was recognized as a privilege and a code of spiritual degree.

3.3 Transgressive agency: uncoupling self-spiritualization

In what follows I would like to push further in the direction opened by discussing modes of elevation for women's empowerment in the religious circles. In particular, my argument for uncoupling the notion of self-spiritualization from its religious implications within the circles and relating it to the "power relations" is indebted to self-spiritualization's regeneration for performing female power and resistance in political discourse. As it became clear in the previous section the track of self-spiritualization within the circles has moved toward a political submissiveness to male-centered religious hegemony. Yet, questioning the cores of micro-power marked by appropriation of spirituality within the circles, one points out how hardship, dream logic or being a "mother of martyrs" have turned to self-standing factors for portraying women empowerment in politically tense situations like elections or protests. Namely, in the course of the Arab Spring uprisings the issue of "mothers of martyrs" has been creatively and literally reinserted into spaces of protest. One can sort this affiliation as a way of enabling the victims' families to attain recognition for their loss. Notwithstanding to this fact, the rave to which this "quintessential mourning subject" (Mittermaier 2015: 595) has led is inevitably related to the "sacred" imagination of it which can delegitimize any rivalry power.

Similarly, in Iran, in the framework of religious circles, families of victims of the 2009 unrest, the Green movement, have conducted a symbolic battle over "martyrdom" with the state. The struggle galvanized as they faced ironically the veto of the state over the title of "martyr" for the victims and its attempts to restrict it to those victims who were killed on the side of pro-regime forces. In this context, a maternal mourning subject appeared who empowered and staged herself in the protest through the label of "mothers of martyrs". Their befriending shaped in the central cemetery of Tehran where their sons were buried in the new section side by side. Their circle initiated its activity as a mourning cult in the houses of the victims' families but expanded to a political education arena for women and a core of resistance that inspired the protest in its later phase. Along the theme of martyrdom, it is the attribution to the hardship and suffering, i.e. the loss of their sons that again plays a profound role among the female members as well as in their public figure. Notwithstanding their age, which could have prevented them from cyber activities, the circle has facilitated their portrayal as the heroines of digital social networks as "the mothers of the Green martyrs", with pictures of normal middle-aged women, black-veiled or not, carrying the pictures of their sons with red caption titling them as "martyrs" in the streets, or spreading tears on their gravestones.

Here, we can see, on the one hand, how the exercises and motifs of empowerment of female religious circles were brought into a context of protest in order to delegitimize the religious authority of the state. On the other hand, the distinctive character of the label of "mothers of martyrs" is due to the sacred connotation that the state tries to possess and allocate to itself.

4 Conclusion

I explored the conceptual challenge that the relocation of female pious activities in the context of power relations poses to the literature of piety circles in particular and to the study of the public sphere in the post-revolutionary society in Iran, a society in which the state claims to be grounded in religious, revolutionary principles and concomitantly delegitimizes all social movements as “secularist” or “anti-religious”.

Contrary to the mainstream of the study of female religious circles, I drew attention to the micro issue of inner-circle struggles for elevation and spiritualization, as well as its decisive relation to the state management of religion. I gave special attention to the case of interlocutors (*khanoom*) whose patterns of empowerment include dreaming and enduring of hardship. Here, spirituality exceeds the general field of religious experience; it rather implies dispositions over conscious reality of mind and techniques of power. One of the questions I raised is how core elements of micro-power construction are centering not only in the religious field but even transpose into symbolic motifs of non-religious movements and politics at large. The example I mentioned was the notion of “mothers of martyrs” which first was applied in the female religious circles.

Finally, as I suggested, the Mahmoodian idea of an “innocent”, “veiled” “agency” of female religious piety, viewing it merely as an apologetic devise of its “liberal” functioning in a new broader framework of female cultural “creativity”, rather contributes to extending the blind spot of female religious self-empowerment, namely that in its last instance it is largely dependent on submission to male-controlled power areas: a) the area of public religious knowledge construction, and b) its functioning as a factor of affirming religious conservatism by creating an atmosphere of strict submission to pre-conditions of power processes beyond the reach of the circles and of female activities.

References

- Carrette, Jeremy R. (2000). *Foucault and Religion. Spiritual Corporality and Political Spirituality*. London, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203457818>
- Deeb, Lara (2006). *An Enchanted Modern. Gender and Public Piety in Shi'i Lebanon*. Princeton: Princeton University Press.
- Deeb, Lara (2009). Piety Politics and the Role of a Transnational Feminist Analysis. *Journal of the Royal Anthropological Institute*, 15, 112–126. <https://doi.org/10.1002/9781444324402.ch7>
- Foucault, Michel (1988). *Technologies of the Self*. Amherst: The University of Massachusetts Press.
- Foucault, Michel (1999 [1964]). The debate on the novel. In Jeremy R. Carrette (ed.), *Religion and culture. Michel Foucault* (pp. 72–74). New York: Routledge.
- Hirschkind, Charles (2006). *The Ethical Soundscape. Cassette Sermons and Islamic Counterpublic*. New York: Columbia.
- Jamal, Amina (2008). Saba Mahmood: Politics of Piety, Lara Deeb: An Enchanted Modern: Gender and Public Piety in Shi'i Lebanon, Azam Torab: Performing Islam: Gender and Ritual

- in Iran. *Journal of Middle East Women's Studies*, 4(3), 121–128. <https://doi.org/10.2979/mew.2008.4.3.121>
- Jamal, Amina (2009). Gendered Islam and Modernity in the Nation-Space: Women's Modernism in the Jamaat-e Islami of Pakistan. *Feminist Review*, 91, 9–28. <https://doi.org/10.1057/fr.2008.43>
- Jouili, Jeanette & Amir-Moazami, Schirin (2006). Knowledge, Empowerment & Religious Authority Among Pious Muslim Women in France and Germany. *The Muslim World*, 96, 617–642. <https://doi.org/10.1111/j.1478-1913.2006.00150.x>
- Kamalkhani, Zahra (1998). Reconstruction of Islamic Knowledge and Knowing. A Case of Islamic Practices among Women in Iran. In Karin Ask & Marin Tjomslund (eds.), *Woman and Islamization: Contemporary Dimensions of Discourse on Gender Relations* (pp.177–195). Oxford: Berg Publishers.
- Künkler, Mirjam & Fazaeli, Roja (2012). The Life of Two Mojtabahs: Female Religious Authority in Twentieth Century Iran. In Masooda Bano & Hilary Kalmbach (eds.), *Women, Leadership and Mosques: Changes in Contemporary Islamic Authority* (pp. 127–160). Leiden: Brill. <https://doi.org/10.2139/ssrn.1884209>
- Mahmood, Saba (2005). *Politics of Piety. The Islamic Revival and the Feminist Subject*. Princeton: Princeton University Press.
- Mittermaier, Amira (2008). Re-Imagining Space. Dreams and Sainly Shrines in Egypt. In Georg Stauth & Samuli Schielke (eds.), *Dimensions of Locality: Muslim Saints, Their Place and Space* (pp. 47–65). Bielefeld: transcript.
- Mittermaier, Amira (2015). Death and Martyrdom in the Arab Uprising. An Introduction. *Ethnos*, 80(5), 583–604. <https://doi.org/10.1080/00141844.2014.938090>
- Najmabadi, Afsaneh (2008). Feminism Unveiled. In Janet Jakobson & Ann Pellegrini (eds.), *Secularism* (pp. 39–57). New York: Duke University Press.
- Rutner, Maryam (2015). Religious Authority, Gendered Recognition, and Instrumentalization of Nusrat Amin in Life and After Death. *Journal of Middle Eastern Women Studies*, 11(1), 24–41. <https://doi.org/10.1215/15525864-2832331>
- Schulz, Dorothea (2012). A Fractured Soundscape of the Devine. Female 'Preachers', Radio Sermons and Place-making in Urban Mali. In Patrick Desplat & Dorothea E. Schulz (eds.), *Prayer in the City: The Making of Muslim Sacred Places and Urban Life* (pp. 239–265). Bielefeld: transcript.
- Stauth, Georg (2005). Afterword: Holism, Individualism, Secularism. *Asian Journal of Social Science*, 33(3), 529–543. <https://doi.org/10.1163/156853105775013643>
- Stauth, Georg (2012). The Axial Age and Islam. In Oliver Koslarek, Jörn Rüsen & Ernst Wolff (eds.), *Shaping a Human World: Civilization – Axial Times – Modernities – Humanisms* (pp. 111–147). Bielefeld: transcript.
- Torab, Azam (1996). Piety as Gendered Agency. A Study of Jalaseh Ritual Discourse in an Urban Neighborhood in Iran. *Journal of the Royal Anthropological Institute*, 2(2), 235–252. <https://doi.org/10.2307/3034094>
- Torab, Azam (2007). *Performing Islam. Gender and Ritual in Iran*. Leiden: Brill. <https://doi.org/10.1163/ej.9789004152953.i-301>
- Trimingham, Spencer (1971). *The Sufi Orders in Islam*. Oxford: Claredon.
- Turner, Bryan S. (2011). *Religion and Modern Society. Citizenship, Secularization and the State*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Van Nieuwkerk, Karin (2013). *Performing Piety: Singers and Actors in Egypt's Islamic Revival*. Austin: University of Texas Press.
- Yazdi, Ebrahim (2010). *Sixty Years of Patience and Gratefulness: A Memories*. Tehran: Kavir.

Author's details

Sana Chavoshian, PhD candidate of Cultural Sociology at Leipzig University and junior research fellow at the Humanities Centre for Advanced Studies "Multiple Secularities: Beyond the West, Beyond Modernities". Research focus: secularity, sociology of Islam, civility and politics of civic society, martyrdom, affect and atmosphere, space and locality.

E-mail: sana.chavoshian@uni-leipzig.de

Kathrin Peltz

Gender – Vielfalt – Demokratie. Bedrohungen durch Rassismus und Populismus

Tagung am 23. und 24.06.2017 an der Evangelischen Akademie Tutzing

Zusammenfassung

Von Rassismus-Debatten im Feminismus und gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit in der Mitte der Gesellschaft über Frauen in Rechtsextremismus und Rechtspopulismus bis zu internationalen Perspektiven auf rechtspopulistische Bewegungen – der Tagung gelang es, ein weites Themenspektrum abzudecken, um Anti-Genderismus und der Gefährdung von Demokratie und Vielfalt durch einen erstarkenden Rechtspopulismus nachzugehen. Im Rahmen von Vorträgen, Podiumsdiskussionen und Workshops tauschten sich Wissenschaftler_innen und Praktiker_innen zu Ursachen und Hintergründen rechtspopulistischer Tendenzen aus und diskutierten mögliche Gegenstrategien.

Schlüsselwörter

Gender, Vielfalt, Demokratie, Rechtspopulismus, Anti-Genderismus

Summary

Gender – diversity – democracy. Threats posed by racism and populism. Conference, 23–24 June 2017, Protestant Academy of Tutzing

From women's role in right-wing extremism and populism and group-focused enmity in mainstream society to racism in feminism and international perspectives on increasing right-wing populist movements, the conference succeeded in covering a wide range of themes to address the question of how right-wing populism is currently endangering gender, democracy, and diversity. Lectures, (panel) discussions, and workshops fostered lively exchange among researchers and other professionals from a variety of fields about the causes of increasing right-wing populism as well as possible counter-strategies.

Keywords

gender, diversity, democracy, right-wing populism, anti-genderism

Zentrale Errungenschaften gesellschaftlichen Zusammenlebens geraten zunehmend in Gefahr. Dies war Ausgangspunkt der Tagung „Gender – Vielfalt – Demokratie. Bedrohungen durch Rassismus und Populismus“ des Netzwerks Genderforschung und Gleichstellungspraxis Bayern (NeGG) am 23. und 24. Juni 2017 in der Evangelischen Akademie in Tutzing. Mit ihren einführenden Worten lud die Vizedirektorin der Evangelischen Akademie, *Sabine Haerendel*, dazu ein, während der Tagung einen Diskussionsraum zu öffnen, der mit den Auseinandersetzungen um die Ereignisse der Silvesternacht in Köln 2015/16 zunehmend verengt wurde. *Barbara Thiessen* (Landshut) verdeutlichte die Dringlichkeit eines solchen Diskussionsraums angesichts politischer Veränderungen wie der Rückabwicklung von Frauenrechten, der Aufnahme von anti-genderistischen Forderungen in Grundsatzprogramme von Parteien und der Instrumentalisierung von Frauenrechten für Muslimfeindlichkeit.

Im ersten Vortrag spannte *Sabine Hark* (Berlin) einen weiten Bogen und thematisierte demokratische Kultur, sozialen Zusammenhalt und die Anerkennung von Vielfalt

als bedrohte Werte in Zeiten des Rechtspopulismus. Hark zeigte zu Beginn, wie Affekte gegen ein bestimmtes Regiertwerden in rechtspopulistischen Positionen mit anti-genderistischen oder homophoben Inhalten verknüpft werden, die bis in die Mitte der Gesellschaft hinein anschlussfähig sind. Rechtsnormen, die in die Familie eingreifen (Gesetze gegen Vergewaltigung in der Ehe, Ehe zwischen gleichgeschlechtlichen Paaren), oder auch Verwaltungsvorgaben, wie das Gender Mainstreaming, würden dabei als ‚Genderideologie‘ verunglimpft. Zudem werde dem Staat vorgeworfen, er komme seiner Verpflichtung nicht nach, die Rechte und Werte einer (unterschiedlich imaginierten) *eigenen* Gruppe zu schützen. Je nach inhaltlicher Ausrichtung wird ihm vorgeworfen, die heterosexuelle Kernfamilie zu benachteiligen, Geflüchtete zu unterstützen (statt exklusiv Deutsche) oder hinsichtlich einer vermeintlichen Bedrohung durch Muslim_innen untätig zu sein. Deutlich werde hier, so Hark, die Handlungsstruktur „unterteilen, um abzuwerten“. Abwertung verlaufe dabei nicht nur entlang von Heteronormativität, Religionszugehörigkeit oder Nationalität, sondern ebenso entlang ökonomischer Verwertbarkeit. Diese „rohe Bürgerlichkeit“, deren Richtschnur für gesellschaftliches Zusammenleben nicht das Prinzip der Solidarität, sondern das der Konkurrenz sei, trifft, so Hark, all jene, die sich ihre sozialbürgerlichen *Rechte* nun durch Leistungen verdienen müssen. Dies erschwere soziale Mobilität und gefährde den sozialen Zusammenhalt einer Gesellschaft. Auf die Frage, was rechtspopulistischen Tendenzen entgegengehalten werden könne, machte Hark mit Hannah Arendt ein Denken *mit* statt über die Welt stark. Ein solches Denken lasse es zu, mit divergierenden Positionen in Austausch zu treten und das Eigene als eine Meinung unter anderen zu verstehen. Abschließend rief Hark dazu auf, die Wahrnehmung zu schärfen für konstruktive Strategien, die im alltäglichen Umgang mit Differenz entwickelt werden und derer wir uns nicht immer bewusst sind. In der anschließenden Diskussion merkte eine Teilnehmerin an, man müsse – wie die Rechte – handeln, statt zu diskutieren. Dem hielt Paula-Irene Villa ebenfalls aus dem Publikum entgegen, man habe bereits verloren, wenn Diskutieren und Reflektieren nicht auch als Handeln anerkannt würden.

Beate Küpper (Mönchengladbach) sprach im zweiten Vortrag zur Thematik gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit. Küpper beschrieb, dass der NSU, rechtsextreme Gruppierungen oder die Wahlerfolge der AfD lediglich die Spitze des Eisbergs gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit darstellen. Weniger sichtbar bleibe Rechtspopulismus in den Medien sowie vergleichbare Einstellungen in der Bevölkerung. Zu letzteren lieferte Küpper empirische Daten aus der „Mitte“-Studie 2016¹, die Diskrepanzen zwischen oberflächlichen und tieferliegenden Haltungen verdeutlicht. So lässt sich in der deutschen Gesellschaft zwar zunächst eine breite Zustimmung für Demokratie und Vielfalt finden. Dennoch finden sich insbesondere für muslimfeindliche, aber auch für rassistische Haltungen hohe Zustimmungswerte. Und während so gut wie alle Befragten wollen, dass Lesben und Schwule vor Diskriminierung geschützt sind, sprechen sich deutlich über ein Drittel dagegen aus, dass sich Männer in der Öffentlichkeit küssen. Bewegungen wie *PEGIDA*, *Demo für Alle* oder *Besorgte Eltern* nutzen, laut Küpper, Muslimfeindlichkeit oder Homophobie als Brücken zwischen der extremen Rechten und der ‚Mitte der Gesellschaft‘. In der anschließenden Diskussion wurde zur Mitte-

1 Zick, Andreas (2016). *Gespaltene Mitte – Feindselige Zustände: rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2016*. Bonn: Dietz Verlag.

Studie kritisch ergänzt, dass wenige Items anti-genderistische Haltungen erfassen, was wünschenswert wäre, um Aussagen zu Zusammenhängen mit gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit zu ermöglichen.

Im Anschluss moderierte Karin Jurczyk (München) eine Fishbowl-Diskussion, in der Publikum und Referent_innen eingeladen waren, gemeinsam Impulse aus den Vorträgen zu diskutieren. Dabei wurde das Sprechen über *Wir* und *die Anderen* thematisiert und darauf hingewiesen, dass auch in der laufenden Diskussion die Tendenz erkennbar sei, verstärkt über *Andere* zu sprechen, zum Beispiel durch das Sprechen über Hidschabs oder sexistische Einstellungen unter Geflüchteten. Auch dadurch wurde deutlich, wie wichtig es ist, sich konzeptionell einem *Wir*-Begriff anzunähern, der Heterogenität (beispielsweise im Publikum) wahrnimmt, statt von einer vermeintlichen Homogenität auszugehen.

Den ersten Tag beschloss eine Panel-Diskussion zu Rassismus-Debatten im Feminismus, die von Barbara Thiessen moderiert wurde und die die feministische Netzaktivistin Nadia Shehadeh (Bielefeld) aufgrund krankheitsbedingter Ausfälle allein bestritt. Shehadeh schilderte, dass sie zu Beginn ihrer Zeit bei der Mädchenmannschaft erstaunt über den Hass war, der ihr entgegenschlug und den sie aus anderen netzaktivistischen Kontexten nicht kannte. In Hinblick auf Rassismus-Debatten im Feminismus erläuterte Shehadeh zu Beginn die Debatte um die von Eve Ensler initiierte Veranstaltung OneBillionRising. Diese sei insbesondere für ihren Videoaufruf kritisiert worden, der schwarze und arabische Frauen stereotyp als Betroffene von Gewalt darstelle. Zum anderen ging Shehadeh auf die Auseinandersetzung zwischen der Mädchenmannschaft und der Zeitschrift EMMA ein, in der insbesondere die unterschiedliche Haltung zu Sexarbeit und zum Islam bedeutsam wurde. Auch hinsichtlich dieses Konflikts wurde die Frage diskutiert, was das Sprechen über unterschiedliche Perspektiven im Feminismus schwierig gestalte. Abschließend formulierte Barbara Thiessen treffend, dass, solange es Rassismus gäbe, es diesen auch im Feminismus geben werde.

Esther Lehnert (Berlin) eröffnete den zweiten Tag mit einem Impulsvortrag zur Frage, was rechtsextreme und rechtspopulistische Positionen für Frauen attraktiv mache. Zu Beginn verdeutlichte Lehnert, dass sich *rechtsextreme* Inhalte nicht nur am Rand, sondern auch in der Mitte der Gesellschaft finden würden und dass *rechtspopulistische* Positionen ebenso rassistische, sexistische und antisemitische Inhalte transportieren, auch wenn diese in abgewandelter Form präsentiert werden, um sich eine breitere gesellschaftliche Zustimmung zu sichern. Auffallend sei jedoch, dass sich in Hinblick auf Geschlechtervorstellungen keine Adaption zeige und biologistische Konzepte dominant bleiben. Dass das Engagement von Frauen in rechten Kontexten unverzichtbar sei, verdeutlichte Lehnert unter anderem mit einem Verweis auf die ‚Postergirls‘ der Identitären Bewegung Melanie Schmitz und Paula Windterfeld. Diese transportieren rechtes Gedankengut medial ansprechend als jugendkulturellen Lifestyle und festigen den Wandel vom Stereotyp des glatzköpfigen, springerstiefeltragenden Nazis hin zu schicken Nazihipstern, sogenannten Nipstern. Lehnert verwies jedoch darauf, dass Frauen in der Rechten kein zeitgenössisches Phänomen seien und völkische Positionen auch im Feminismus eine lange Tradition haben. So rief Sophie Rogge-Börner Anfang der 1930er-Jahre dazu auf, für die „germanische Gleichstellung“ der Frau und gegen das „orientalisch-jüdische Patriarchat“ zu kämpfen. Aktuell finden sich, beispielsweise mit dem Mädelring Thüringen, auch Frauengruppen, die sich als nationale Feminist_innen verstehen.

Im zweiten Impulsvortrag referierte *Ursula Kress* (Stuttgart) zu Gleichstellungspolitiken und neuen Anfeindungen am Beispiel der Evangelischen Landeskirche. Neben fehlenden gesetzlichen Grundlagen beschrieb Kress das angespannte Verhältnis der Landeskirche zu geschlechterpolitischen Themen in einem Bundesland, in dem die AfD im Landtag vertreten ist, als erschwerende Bedingung für ihre Möglichkeiten als Chancengleichheitsbeauftragte, Inhalte durchzusetzen. So liege in evangelischen Kindertageseinrichtungen kein Sexualekonzept für Kindergärten vor und Segnungen lesbischer und schwuler Paare seien nicht grundsätzlich vorgesehen. Als besonders hilfreich schätzt Kress den jährlich erscheinenden Gleichstellungsbericht der Evangelischen Kirchen ein, da dieser es ermögliche, anti-genderistischen Argumenten mit Zahlen, Strategien und Maßnahmen zu begegnen.

Am Nachmittag ermöglichten fünf Workshops mit verschiedener Schwerpunktsetzung einen vertiefenden Austausch mit verschiedenen Referentinnen. Esther Lehnert bot eine weiterführende Auseinandersetzung mit „Frauen in der extremen Rechten“ an. Der Workshop von *Jasmin Siri* (Bielefeld) zu „Herausforderungen für etablierte Medien durch ‚Post-faktische Politik‘ und ‚Fake News‘“ wurde krankheitsbedingt von *Andrea Rothe* (München) und der Journalistin *Barbara Streidl* (München) bestritten. Die Sozialpädagogin und Trainerin *Marina Khanide* (Josefstal) bot in ihrem Workshop die Möglichkeit, Mechanismen der Diskriminierung zu erkennen und das eigene Handlungsspektrum in einer pluralen Gesellschaft zu erweitern. Die Diskussion um „Gleichstellungsarbeit unter Druck“ führte Ursula Kress in ihrem Workshop weiter. Und im Workshop von *Heike Radvan* (Cottbus) wurden Ansätze in Pädagogik und Zivilgesellschaft diskutiert, die eine geschlechterreflektierende Prävention von Rechtsextremismus ermöglichen sollen.

Am Nachmittag erweiterte eine von *Paula-Irene Villa* (München) moderierte Podiumsdiskussion die Perspektive um anti-genderistische Tendenzen in europäischen und außereuropäischen Kontexten. *Marion Chenevas* (München) bot einen Überblick über die Entwicklung in Frankreich. Hier formierte sich 2011 anti-genderistischer Protest gegen ‚Gendertheorie‘ in Schulbüchern. Das französische Parlament unterstützte einen entsprechenden Antrag mehrheitlich. Zwei Jahre später demonstrierten Hunderttausende gegen die Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe. Zu diesem Zweck bildete sich eine Allianz aus Konservativen, Katholik_innen, Rechtsradikalen und verschiedenen Parteien – neben dem christlichen Flügel der konservativen Partei auch die Front National. Den Gender Studies in Frankreich werde zudem vorgeworfen, ideologisch gegen Natur und Wissenschaft zu argumentieren. Als problematisch beschrieb Chenevas, dass diese anti-genderistischen Diskurse auch von Parteien, die sich an den Protesten nicht beteiligen, sowie von den Medien unkritisch übernommen würden.

Bożena Chohuj (Warschau, Frankfurt/Oder) verwies darauf, dass die anti-genderistische Bewegung in Polen eine sehr spezifische Funktion habe. So sei im Jahr 2012 medial sehr präsent gegen vermeintliche Genderideologien gehetzt worden, um eine Debatte über sexuelle Gewalt durch Priester zu vermeiden. Inhaltlich wende sich die anti-genderistische Bewegung gegen die Aufklärung von Kindern und Jugendlichen über nicht-heteronormative Lebensrealitäten, gegen Gender Studies an Universitäten und das Recht auf Schwangerschaftsabbruch. Letzteres wurde Ende 2016 wieder aktuell, als es zu einem vollständigen Verbot von Schwangerschaftsabbrüchen in Polen kommen sollte – was durch umfassende Proteste jedoch verhindert werden konnte.

Die Journalistin *Meera Jamal* (Wiesbaden) berichtete von ihren Erfahrungen als Frauenrechtlerin in Pakistan und von ihrer Zeit als Frau in Geflüchtetenunterkünften in Deutschland. Nach Drohungen aufgrund eines kritischen Artikels zu Koranschulen floh Jamal nach Deutschland, wo sie in Asyleinrichtungen erneut Gewalt und Diskriminierung erleben musste. Sie forderte entsprechend eine für Frauen sicherere Gestaltung von Asylunterkünften sowie eine umfassende Information von (geflüchteten) Frauen über ihre Rechte in Deutschland.

Im international vergleichenden Blick wurde deutlich, dass ‚Gendertheorie‘ in Frankreich mit anti-amerikanischen Ressentiments verknüpft und in Pakistan und Polen als das westlich Andere diskreditiert wird. Dadurch gelingt eine Zusammenführung mit breiteren gesellschaftlichen Diskursen um die Bedrohung *eigener* Werte, was die Wirksamkeit anti-genderistischer Positionen verstärkt. Abschließend bekräftigten die Teilnehmerinnen der Podiumsdiskussion die Notwendigkeit, Gegenstrategien zu entwickeln. Für Frankreich formulierte Chenevas den Wunsch, „lustvolle Gegenbewegungen“ zu Anti-Gender-Diskursen zu entwickeln. Für Polen empfahl Chołuj, die Strategien der Rechten zu beobachten und eigene Strategien entsprechend zu schärfen. Zudem solle eine Sprache entwickelt werden, die es ermögliche, sich auch in alltäglichen, nachbarschaftlichen Kontexten außerhalb der ‚Gender-Bubble‘ über Genderthematiken zu verständigen. Jamal hob die Gewährleistung von Frauenrechten weltweit und die Aufklärung von Frauen über ihre Rechte in Deutschland hervor.

Zum Abschluss der Tagung waren *Helga Bilden* (München) und *Marco Stemmer* (Landshut) eingeladen, ihre persönlichen Eindrücke der Tagung zu formulieren. Marco Stemmer plädierte dafür, auch Feminismen, die auf der Tagung kaum sichtbar wurden, mitzudenken, beispielsweise in Hinblick auf Selbstverortungen innerhalb des lesbischen Feminismus, des Trans*feminismus oder des muslimischen Feminismus.

Helga Bilden erklärte, dass ihr die Diskussion um Machtfragen ebenso wie die Frage, was rechtspopulistischen und rechtsextremen Tendenzen entgegengesetzt werden könne, auf der Tagung zu kurz kamen. Zudem formulierte Bilden den Wunsch, heftige Affekte, die hinsichtlich von Thematiken, wie beispielsweise Muslimfeindlichkeit, auch auf der Tagung auftauchten, professionell zu rahmen, um diese nicht aus dem Diskurs auszuklammern.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass es auf der Tagung „Gender – Vielfalt – Demokratie“ tatsächlich gelungen ist, einen Diskussionsraum zu eröffnen, innerhalb dessen Differenzen sichtbar werden konnten. Das mag die Vorstellung eines homogenen *Wir* nachhaltig erschüttert haben – doch genau das war wünschenswert. Die (überwiegende) Aussparung von Sexismus in christlich-fundamentalistischen Kontexten verdeutlichte zwar, dass kritische Blicke bevorzugt in Richtung des vermeintlich Anderen wandern. Gleichzeitig wurde immer wieder hingewiesen auf eine notwendige Differenzierung zwischen legitimer Kritik an den Folgen frauenfeindlicher Auslegungen im Islam und einer allgegenwärtigen Muslimfeindlichkeit, die sich lediglich den Deckmantel des Kampfs für Frauenrechte umlegt. Es bleibt herausfordernd – und dringend notwendig –, (Denk-)Räume zu schaffen, in denen es möglich ist, in Anerkennung von Differenzen und Heterogenität Strategien zu entwickeln, die rechtspopulistischen Argumentationen, am Rand und in der Mitte der Gesellschaft, entgegengesetzt werden können.

Zur Person

Kathrin Peltz, M. A., wissenschaftliche Mitarbeiterin, HAW Landshut. Arbeitsschwerpunkte:
Gender Studies, Familiensoziologie.

Kontakt: Schönaustraße 36, 84036 Landshut

E-Mail: kathrin.peltz@haw-landshut.de

Rezensionen

Waltraud Cornelißen

Sven Lewandowski/Cornelia Koppetsch (Hrsg.), 2015: Sexuelle Vielfalt und die UnOrdnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Geschlechter. Bielefeld: transcript Verlag. 338 Seiten. 32,99 Euro

Die Beiträge des Buches *Sexuelle Vielfalt und die UnOrdnung der Geschlechter* zeigen, wie in unterschiedlichen sozialen Kontexten durch Diskurse über die Geschlechter und in sexuellen Praktiken Geschlechtsidentitäten und Geschlechterrelationen reproduziert und neu konturiert werden. In der *Einleitung* zeichnen die Herausgeber*innen, Sven Lewandowski und Cornelia Koppetsch, in einem knappen wissenschaftsgeschichtlichen Rückblick verschiedene Perspektiven der Wissenschaft auf sexuelle Vielfalt nach: die Pathologisierung sämtlicher nicht heterosexueller Neigungen und sehr vieler sexueller Praktiken im 19. Jahrhundert, die Kritik an der gesellschaftlichen Zurichtung von Sexualität im 20. Jahrhundert und schließlich den modernisierungstheoretischen Diskurs, der die Sexualität aus vielen traditionellen Vorgaben herausgelöst sieht.

Der Band ist in drei Themenblöcke gegliedert. Im Themenblock *Sexuelle Vielfalt und hegemoniale Geschlechterordnung* sind drei Beiträge mit eher theoretisch-konzeptionellem Charakter zu finden. Besonders hervorzuheben ist hier der Aufsatz von *Rüdiger Lautmann*, der unter dem Titel „Sexuelle Vielfalt oder Ein Ende der Klassifikationen?“ eine exzellente Orientierung im Feld der sich ständig erweiternden Klassifikationen von Geschlechtern und Sexualitäten bietet. Lautmann plädiert hier für ein Denken in Alteritäten (gleichberechtigten Verschiedenheiten mit fließenden Übergängen), das die Definition immer neuer abweichender Formen ablösen könnte. Anschließend widmet sich *Thorsten Benkel* der Konstruktion der sexuellen Wirklichkeit im Handlungsfeld der Prostitution. In seiner Analyse kommt sowohl die Perspektive der Sexarbeiterinnen als auch die der Freier zum Tragen. *Otto Penz* befasst sich in seinem „Die Macht des Blicks“ betitelten Essay mit dem technologiegestützten Wandel der medial erzeugten Blickkultur, die im 19. und 20. Jahrhundert sehr asymmetrisch den weiblichen Körper der männlichen Begutachtung aussetzte, seit den 1980er-Jahren des letzten Jahrhunderts aber auch Männerkörper zu sexualisierten Objekten macht.

Im Themenblock *Jenseits der Verknüpfung von Sexualität und binärer Geschlechterordnung?* werden drei Beiträge präsentiert, die rekonstruieren, wie lose die gemeinhin für selbstverständlich gehaltene Verknüpfung von sexuellen Praktiken und binärer Geschlechtszuweisung sein kann. *Kim Scheunemann* stellt auf der Basis von Interviews mit Aktivist*innen und Expert*innen, die sich mit der Therapie von Trans*- und Inter*personen befassen, dar, wie sich aus deren Sicht das Geschlechterwissen dieser Gruppen verändert hat. Sie rekonstruiert: Je privilegierter die Informationszugänge von Personen zu den Räumen sind, in denen Trans*- und/oder Inter*themen intensiv verhandelt werden, desto deutlicher hebt sich inzwischen das Wissen der Expert*innen von der im Alltagswissen noch immer selbstverständlichen Annahme ab, es gäbe eine Kausalbeziehung zwischen sexuellen Praktiken, Begehren und Geschlecht. *Sven Lewandowski*

widmet sich unter dem Titel „Das Geschlecht der Heterosexualität oder Wie heterosexuell ist die Heterosexualität?“ der Uneindeutigkeit dieses Begriffs. Er verweist einerseits darauf, dass die heterosexuelle Selbstidentifizierung eines Menschen biografisch nicht abschließend fixiert ist, und macht andererseits auf die von der Forschung bisher kaum beachtete Pluralisierung sexueller Praktiken zwischen Mann und Frau aufmerksam. In heterosexuellen Beziehungen habe sich das „Standardrepertoire“ (S. 163) um orale und anale sexuelle Praktiken erweitert, die im Alltagsverständnis vielfach noch eindeutig homosexuell konnotiert seien. Das traditionelle Muster von „männlicher“ Aktivität und „weiblicher“ Passivität werde in heterosexuellen Konstellationen ebenfalls umgeschrieben. Aus der Geschlechterkonstellation, so Lewandowski, lässt sich nicht umstandslos auf intrapsychische Skripte und sexuelle Praktiken der Partner*innen schließen. Er plädiert für eine Sexualforschung, die sich dieser Ausdifferenzierung wirklich stellt. *Eva Kemler*, *Martina Löw* und *Kim Ritter* stellen in drei Fallstudien die sexuelle Selbstwerdung bisexueller Menschen vor. Die Autorinnen rekonstruieren das sexuelle Selbst als biografischen Prozess. In diesem Prozess kann Bisexualität nicht nur als Schicksal, sondern genauso als heimlich mögliche Freiheit und als offen angestrebte Option gelebt werden.

Der etwas unspezifische Titel des dritten Teils, *Empirische Perspektiven*, ist insofern irritierend, als auch der zweite Teil des Buches Beiträge enthält, die auf eigenen empirischen Arbeiten der Autor*innen beruhen. Es finden sich vier Aufsätze, die sich mit Spielarten der Heterosexualität befassen. Der Beitrag von *Silja Matthiesen*, *Jasmin Mainka* und *Urszula Martyniuk* widmet sich auf der Basis von 160 leitfadengestützten Befragungen von großstädtischen Jugendlichen dem Thema „Beziehungen und Sexualitäten im Jugendalter“. Die Rekrutierung 13- bis 19-Jähriger über Schulen führte ausschließlich zu heterosexuellen Interviewpartner*innen, die sich als sehr unterschiedlich erfahren mit intimen Beziehungen und sexuellen Praktiken erweisen. Die Autorinnen beobachten im untersuchten Mainstream der Großstadtjugendlichen eine hohe Bereitschaft, sich das gesellschaftlich dominante heterosexuelle Beziehungsmuster relativ frei von der tradierten Geschlechterhierarchie anzueignen. Anschließend befasst sich *Miriam Venn* auf der Basis einer ethnografischen Untersuchung in Swingerclubs mit einer seit den 1970er-Jahren existierenden, sehr wandlungsfähigen szenespezifischen Beziehungspraxis heterosexueller Paare, die die Monogamierregel kontrolliert und begrenzt außer Kraft setzen. *Cornelia Koppetsch*, *Sarah Speck* und *Alice Jockel* befassen sich unter dem Titel „Karrierefrau und Märchenprinz? Geschlechterverhältnisse und sexuelle Praxis“ mit heterosexuellen Paaren in Haushalten, in denen der größere Teil des Familieneinkommens von den Frauen erwirtschaftet wird. Die Autorinnen zeigen anhand von drei Fallbeispielen, dass in den oben genannten Paarkonstellationen das sexuelle Begehren nicht mehr der Konvention „männlicher“ Lust und „weiblicher“ Unlust entsprechend verteilt ist. Sie sehen vielmehr, dass Männer in diesen Beziehungen ihre Macht bevorzugt in sexueller Passivität oder gar Verweigerung ausleben. Sie schließen daraus, dass der Charakter „männlichen“ und „weiblichen“ Begehrens keinesfalls naturalisiert werden darf, sondern im Kontext der jeweiligen Paarkonstellation betrach-

tet werden muss. Der letzte Beitrag analysiert Verführungsratgeber für Männer. *Fehmi Akalin* zeigt in ihrem Beitrag „How to Seduce Hot Women“, wie diese Ratgeber das Feld des Aufbaus von heterosexuellen Beziehungen auf einfache Binaritäten reduzieren.

Den Herausgeber*innen gelingt es insgesamt, die Frage nach der Vielfalt von Sexualitäten und Geschlechtern nicht nur auf der Ebene der Diskurse, sondern auch auf der Ebene der Handlungspraktiken zu thematisieren. Wer sich vom Titel des Sammelbandes allerdings dichte Beschreibungen vieler im Alltag tabuisierter Szenen, biografischer Verläufe und Paarkonstellationen jenseits der heterosexuellen Matrix erwartet, könnte von diesem Sammelband enttäuscht werden. So wird zum Beispiel nicht darauf eingegangen, dass sich einige junge Menschen von der Heteronorm entfernen. Auch die heute häufiger biografisch recht früh geäußerten Wünsche nach Geschlechtsumwandlung werden im Sammelband nicht thematisiert. Die empirischen Arbeiten befassen sich zum größten Teil mit heterosexuellen Kontexten. Dadurch leistet der Sammelband einen wichtigen Beitrag zur Dekonstruktion des bisher so undifferenziert genutzten Begriffs der Heterosexualität. Auch wenn die Beiträge, die sich mit Sexualitäten jenseits der Heteronorm befassen, in der Unterzahl sind, ist der Sammelband insgesamt doch sehr hilfreich, um das Verblässen von Geschlechtergrenzen und die Verflüssigung von sexuellen Präferenzen besser zu verstehen. Mehrere Beiträge können zeigen, dass der Zusammenhang zwischen zugeschriebenem Geschlecht, dem begehrten Geschlecht, der Stärke des Begehrens und den sexuellen Praktiken deutlich lockerer ist, als gemeinhin angenommen wird. Einige Aufsätze machen zudem ein Spannungsverhältnis zwischen der Liberalisierung der Diskurse und einer heteronormativ strukturierten sexuellen Praxis aus.

Wohlthuend ist aus meiner Sicht, dass sich die Herausgeber*innen und Autor*innen keiner geschlechterpolitischen Allianz verschrieben haben. Sie insistieren weder auf alten noch auf neuen Normalitätstsvorstellungen. Die Herausgeber*innen verzichten auf eine Zusammenfassung der gesammelten Erkenntnisse und unterlassen mögliche Schlussfolgerungen. Beides bleibt den Leser*innen vorbehalten. Ein insgesamt sehr lesenswertes Buch.

Zur Person

Waltraud Cornelissen, Dr. habil., Soziologin, ehemalige Mitarbeiterin des Deutschen Jugendinstituts München. Arbeitsschwerpunkte: Gender-, Familien- und Paarsoziologie.

E-Mail: w.cornelissen@online.de

Cornelia Hippmann

Michaela Katzer/Heinz-Jürgen Voß (Hrsg.), 2016: *Geschlechtliche, sexuelle und reproduktive Selbstbestimmung. Praxisorientierte Zugänge* (Band 5 *Angewandte Sexualwissenschaft*). Gießen: Psychosozial-Verlag. 358 Seiten. 36,90 Euro

„Selbstbestimmung geht über die Überwindung bzw. Abwesenheit von äußerem Zwang hinaus. Sie erfordert positives Bewusstsein über Möglichkeiten eigenen Handelns mit einem Spektrum von Anpassung bis Ausbruch“ (Rückseite des Buches). Dieser Argumentation folgend, wird im Sammelband *Geschlechtliche, sexuelle und reproduktive Selbstbestimmung* der Terminus der *Selbstbestimmung* aus interdisziplinärer Perspektive betrachtet und unter besonderer Berücksichtigung praxisorientierter Zugänge zur Diskussion gestellt. Der fünfte Band aus der Reihe der angewandten Sexualwissenschaft beschäftigt sich detailliert mit dem Phänomen der Selbstbestimmung sowohl aus akademischer als auch aus aktivistischer Perspektive. Die beiden Herausgeber*innen Michaela Katzer und Heinz-Jürgen Voß liefern einen neuartigen Blick auf dieses bisher nur marginal und eindimensional betrachtete Untersuchungsfeld. Kernaussage der Verfasser*innen ist, dass in der Abweichung, in der Veränderung und in den Deutungsmustern körperlicher Geschlechtsmerkmale die wesentlichen Merkmale der geschlechtlichen Selbstbestimmung auszumachen sind.

Indem sie der These einer Pluralisierung von Sexualität folgten, gingen die bisherigen Analysen davon aus, dass sich Menschen zunehmend geschlechtlich und sexuell entfalten können. Die Einzelbeiträge dieses Sammelbands gehen aber einen Schritt weiter, wenn sie die geschlechtliche Selbstbestimmung aus einer dreiteiligen Perspektivenverschränkung betrachten. Diese Erweiterung der Perspektive sei, so die Herausgeber*innen Katzer und Voß, notwendig, um analytisch genau die differenten Facetten von Selbstbestimmung in den Fokus rücken zu können. Auf diese Weise hinterfragen die Autor*innen kritisch die tradierten Vorstellungen von Sexualität, in denen bspw. die Reproduktion/ Fortpflanzung hoch gewichtet betrachtet werde. Mit ihrer Strategie könnten nicht nur das Themenfeld der Reproduktion, sondern auch aktuelle Entwicklungen einbezogen werden, da die damit verbundenen Vorstellungen von Selbstbestimmung sonst oft unberücksichtigt blieben. Darüber hinaus erweist sich die Perspektivenerweiterung, wie sie im Sammelband vorgenommen wird, deshalb als sinnvoll und nachvollziehbar, weil sich bei der Betrachtung der sexuellen Selbstbestimmung bzgl. des sexuellen Begehrens und der Möglichkeiten, dieses auszuleben, auf bisher selten erforschte Bereiche, wie bspw. den der Asexualität, konzentriert wird und diese erstmalig in den Untersuchungsfokus gerückt werden.

Der Sammelband ist in drei Themenkomplexe untergliedert. Im ersten Teil des Buches wird sich mit dem Phänomen der Selbstbestimmung auseinandergesetzt. Er ist unter dem Kapitel *Geschlechtliche Selbstbestimmung* zusammengefasst und beinhaltet sieben Einzelbeiträge. Den Anfang macht ein Artikel von *Anne Allex* und *Diana Demiel*,

der sich im Anschluss an die Initiative „Stop Trans*-Pathologisierung“ dem Streit von Trans*Aktivist*innen um Selbstbestimmung widmet. Dabei greifen die Autorinnen auf ihre langjährigen Berufserfahrungen zurück. Bei *Michaela Katzer* stehen Fragen zu Transsexualität, insbesondere zu Intergeschlechtlichkeit, sowie Aspekte im Spannungsverhältnis von Selbstbestimmungsstreben und Pathologisierungen im Fokus. *Heike Bödeker* und *Markus Bauer* sowie *Daniele Truffer* setzen sich in ihren Beiträgen detailliert mit der Selbstbestimmung intergeschlechtlicher Individuen auseinander. Damit greifen sie die theoretischen Diskurse zu den aktivistischen Streitigkeiten über Selbstbestimmung auf. *Manuela Hechler* knüpft mit ihren praxisorientierten Vorschlägen an die Diskurse um Charakteristika für Intergeschlechtlichkeit und damit zusammenhängende Aspekte an. Die Autorin verweist dabei auch auf bereits existierende Beratungsangebote durch Intersexuelle Individuen e. V. und die Beratungsstelle in Emden, die sich auf „Inter“ spezialisiert haben.

Im Mittelpunkt des zweiten Teils des Sammelbandes stehen unter dem Titel *Sexuelle Bestimmung* die Themen Asexualität sowie Sexualität und Gefängnis. In zwei Einzelbeiträgen wird sich zunächst mit der von der Forschungslandschaft bislang marginalisiert beleuchteten Thematik der Asexualität auseinandergesetzt. Die Autor*innen *Nadine Schlag* und *Andrzej Profus* liefern einen sensiblen und ausführlichen Einblick in das Themenfeld und zeigen die damit verbundenen theoretischen und praktischen Positionierungen auf, indem sie sowohl historische als auch psychologische Zugänge skizzieren und kritisch reflektieren. Die folgenden Beiträge von *Jens Borchert* und *Heino Stöver* widmen sich dem Thema Sexualität und Gefängnis in der Bundesrepublik Deutschland. Die Autoren beschreiben minutiös zentrale soziologische Zugänge und erweitern die Perspektive durch den zusätzlichen theoretischen Diskurs über psychologische Ansätze. *Torsten Klemm* führt diese Argumentation fort und arbeitet zur theoretischen Fundierung aktuelle empirische Untersuchungen und Diskurse ein.

Im letzten Teil des Buches kommen drei Autorinnen zu Wort, die sich kritisch mit *Reproduktiver Selbstbestimmung* und deren Auswirkung auf bestimmte Menschen und soziale Gruppen auseinandersetzen. *Katja Krolzik-Matthei* beschäftigt sich instruktiv mit der Situation von Frauen, die sich der schwierigen Frage stellen müssen, ob sie eine Schwangerschaft austragen oder einen Abbruch vornehmen lassen sollen. Auf empfindsame Weise macht die Autorin deutlich, dass das Recht auf Abtreibung gegenwärtig gesellschaftlich ausgehöhlt sei. Demgegenüber thematisiert *Alina Mertens* die Frage, wie sich die Situation für Frauen mit Behinderungen darstellt, wenn diese ein Kind austragen möchten. Hierbei pointiert die Autorin, dass Menschen mit Behinderungen eine besondere soziale Gruppe darstellten und ihre Schwangerschaft bzw. Nicht-Schwangerschaft unter speziellem gesellschaftlichen Interesse stehe. In einem resümierenden Beitrag setzt sich *Marlen Weller-Menzel* mit Fragen der Reproduktion speziell in lesbischen, schwulen und queeren Kontexten auseinander. Welche Möglichkeiten diesen sozialen Gruppierungen zur Realisierung ihres Kinderwunsches zur Verfügung stehen und welche Bedingungen sich dabei konterkarierend auswirken, wird von der Autorin ausführlich beleuchtet.

Die einzelnen Beiträge sind durchgehend gut geschrieben. Den Autor*innen gelingt es, sich umfassend und interdisziplinär mit dem „Charakter“ des Terminus Selbstbestimmung auseinanderzusetzen. Die aktuellen gesellschaftlichen Grenzen der Selbstbestimmung mit den verschiedenen Konsequenzen für einzelne Individuen und soziale Gruppierungen werden ausführlich betrachtet. Als besonders gelungen ist die Verbindung der Beiträge von Wissenschaftler*innen verschiedener Fachrichtungen mit denen aus der Praxis zu bewerten. Vor allem dadurch können sich die Autor*innen dem Phänomen der Selbstbestimmung in einer bisher nicht gekannten Weise annähern. Letztlich liefern die Herausgeber*innen mit ihrem Sammelband einen wichtigen Beitrag zur kritischen und interdisziplinären Beschäftigung mit der vielschichtigen theoretischen und praxisorientierten Perspektive auf Selbstbestimmung. Die Reflexion von Themen, wie Asexualität, Intergeschlechtlichkeit oder Sexualität im Gefängnis, ermöglicht es, sich auch kritisch mit Fragen der Trans*-Pathologisierung sowie mit unterschiedlichen Reproduktionstechniken und -normen zu beschäftigen und die Leser*innenschaft dafür zu sensibilisieren. Dabei kommt verständlicherweise eine große Zahl ‚Betroffener‘ zu Wort. Nicht zuletzt deshalb ist dieses Buch allen, die sich mit Selbstbestimmung auseinandersetzen möchten, wärmstens ans Herz zu legen.

Zur Person

Cornelia Hippmann, Dr. phil. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Methoden der qualitativen Sozialforschung, Peer- und Jugendforschung, Intersektionalität, Identitätssoziologie.

Kontakt: RWTH Aachen University, Institut für Erziehungswissenschaften mit dem Schwerpunkt Heterogenität, Eilfschornsteinstraße 7, 52056 Aachen

E-Mail: cornelia.hippmann@rwth-aachen.de

Sabine Klinger

Birgit Bütow/Lena Eckert/Franziska Teichmann, 2016: *Fachkulturen als Ordnungen der Geschlechter*. Praxeologische Analysen von Doing Gender in der akademischen Lehre. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. 218 Seiten. 28 Euro

Ausgangspunkt des Buches *Fachkulturen als Ordnungen der Geschlechter* von Birgit Bütow, Lena Eckert und Franziska Teichmann ist die Frage nach Strategien und Herangehensweisen, um die Repräsentation von Frauen in akademischen Spitzenpositionen langfristig zu erhöhen. Als Grundlage diente das komplexe Forschungsprojekt „Gender in der akademischen Lehre in Thüringen (GeniaL)“¹ (S. 9), das in der *Einleitung* detailliert beschrieben wird. Die Besonderheit des Bandes besteht in der Verschränkung von akademischer Lehre und Fachkultur, die einen sehr produktiven und inspirierenden Zugang darstellt. Dadurch wird einerseits auf die Implementierung von Gender in die Lehre abgezielt und andererseits soll zu einer Verbesserung von Chancengleichheit für beide Geschlechter beigetragen werden (S. 11). Die anfangs starke Konzentration auf das Projekt ist jedoch auch problematisch, da dadurch das Ziel und die Erkenntnisinteressen der Autor_innen zu Beginn uneindeutig bleiben. Dieser Eindruck wird durch einen fehlenden Überblick über den Aufbau der Publikation noch verstärkt.

Im *ersten Kapitel* geben die Autor_innen eine Einführung in theoretische Diskurse und empirische Studien zu Gender in Gesellschaft, Hochschulen und Wissenschaft. Mit Blick auf die Unterrepräsentation von Frauen in akademischen Spitzenpositionen werden historische und aktuelle Entwicklungen sowie Verschiebungen in der Hochschullandschaft und die genderbezogene Personal- und Studierendenstruktur diskutiert. In der Verknüpfung von Fachkultur, Habitus und Geschlecht gelingt es den Autor_innen, theoretische Rahmungen ihres Buches schlüssig herauszuarbeiten. Es wird plausibel erläutert, dass es diese Verzahnung ermöglicht, einerseits „differenzierende Perspektiven auf Fachkulturen einzunehmen und andererseits Erfahrungen Einzelner einzubeziehen“ (S. 32). Hinsichtlich der Fachkulturen wird angeregt, von einer Trennung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften abzusehen und stattdessen von „relativ stabilen Fachkulturen und ähnlichen Fachkulturen“ (S. 23) zu sprechen. Weniger überzeugend innerhalb des Buches ist die Verwendung der Begriffe Geschlecht und Gender. Auch wenn deutlich gemacht wird, dass Geschlecht als Strukturkategorie gefasst wird, werden die beiden Begriffe sehr beliebig verwendet.

Im *zweiten Kapitel* wird das Forschungsvorgehen beschrieben, das sowohl Expert_inneninterviews mit Lehrenden verschiedener Fachkulturen als auch ethnografische Beobachtungen von Lehr-Lern-Interaktionen sowie exemplarische Raum- und Bildanalysen umfasst. Mithilfe dieser qualitativ-rekonstruktiven Forschungsstrategien

1 GeniaL ist eine quantitative und qualitative Studie zur Bedeutung der Kategorie Gender in der Lehre an Thüringer Hochschulen im Zeitraum von 2009 bis 2013.

wurden Wechselwirkungen zwischen *Doing Gender* und der Reproduktion sozialer Ordnungen von Fachkulturen (*Doing Science*) in Lehr-Lern-Prozessen analysiert. Das Sample umfasste Lehrende mit und ohne Professur, „die Kenntnisse zu Gender- und Gleichstellungsthemen hatten und diesen Themen Offenheit gegenüber bekundeten“ (S. 39). Sie sind an fünf verschiedenen Hochschulen tätig und stammen aus Fachbereichen der Sozial-, Geistes-, Technik-, Natur- und Ingenieurwissenschaft. Um den triangulierenden Erhebungsmethoden gerecht zu werden, wurde in der Auswertung multimethodisch gearbeitet. Die Forscher_innen können nicht nur durch ein fundiertes Forschungsvorgehen und systematische methodologische Überlegungen, sondern auch durch ihre reflexive Haltung im Umgang mit ihren Forschungsfragen überzeugen.

Im *dritten Kapitel* kommt es, wie im Untertitel des Buches angekündigt, zu einer Fokussierung auf (*Un*)*Doing Gender* in der akademischen Lehre. Vor dem Hintergrund verschiedener fachkultureller Praxen stehen der geschlechtersensible Sprachgebrauch bei Studierenden und Lehrenden, Genderwissen und Genderpraktiken in Lehr-Lern-Situationen sowie die bildliche Darstellung in Bezug auf Gender in Lehre und Forschung in Hochschulzeitschriften im Zentrum. Den Autor_innen gelingt es, relevante Aspekte theoretisch zu diskutieren, methodische Herangehensweisen zu erläutern und empirische Befunde herauszuarbeiten. Die Ergebnisse sind teilweise ernüchternd, da in den fünf untersuchten Hochschulen eine Thematisierung von Gender im MINT-Bereich sowie in den Sozial- und Geisteswissenschaften nach wie vor von je spezifischen Fachdiskursen ausgeklammert und Genderdiskurse somit marginalisiert werden (S. 80). Für die meisten befragten Lehrenden ist Gender vor allem ein Randthema und die Zuschreibung, dass Genderdiskurse „hochtheoretisch“ (S. 79) seien, dient als Argument, diese nicht in die Lehre zu integrieren. Zudem unterliege die Thematisierung von Gender den Regeln von *political correctness* und verbleibe somit überwiegend auf einer rhetorischen Ebene, eine Reflexion von praktizierten Genderstereotypen finde nicht statt (S. 76). Indem die meisten Lehrenden Genderstereotype reproduzieren (S. 73) und gleichzeitig einer rhetorischen Entdramatisierung von Gender („ich behandle alle gleich“) folgen, bleiben, so die Autor_innen, Geschlechterhierarchien weiter wirksam (S. 71). Durch eine umfangreiche Kontrastierung der Ergebnisse werden Diskrepanzen zwischen den Vorstellungen der Studierenden und der Lehrenden deutlich: So lehnt es die Mehrheit der Studierenden ab, mit dem generischen Maskulinum angesprochen zu werden, während gendersensibler Sprachgebrauch bei Lehrenden nur einen sehr geringen Stellenwert einnimmt (S. 74). Daran anknüpfend sind am Ende dieses Kapitels Hinweise für die Konzeption gendersensibler Lehreinheiten zusammengestellt (S. 115ff.).

Auch das *vierte Kapitel*, in dem „Praktiken des (An-)Ordners in den Fachkulturen“ (S. 131) beleuchtet werden, überzeugt durch detaillierte Beschreibungen der Forschungs- und Auswertungsmethoden sowie durch seinen Materialreichtum. Als relevante Praktik in Lehr-Lern-Situationen identifizieren die Autor_innen die Identitätskonstruktion der Lehrenden als entweder mütterlich oder väterlich (S. 147ff.). In dieser genderkonformen Verdeutlichung von Geschlecht sehen die Autor_innen einerseits die Möglichkeit, Gender auf einer strukturellen und privaten Ebene zu thematisieren. Ande-

rerseits würden sich in Mütterlichkeits- und Väterlichkeitskonstruktionen, insbesondere durch die in der Wissenschaft vorherrschende „Hegemonie der Geschlechterneutralität“ (S. 145), strukturelle Dilemmata widerspiegeln, die vor allem für Frauen Gültigkeit haben (S. 162).

Die Autor_innen rekonstruieren in allen untersuchten Fachbereichen, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, fachkulturell verankerte Widerstände gegen eine kritische Reflexion von Geschlechterverhältnissen (S. 146). Gleichzeitig verdeutlichen die Analysen, dass ein Selbstverständnis der Lehrenden als weibliche oder männliche Rollenvorbilder und Lehrkonzepte, die Gendertheorien nur formal zum Gegenstand haben, genderhierarchischen Mustern von Wissenschaft folgen und somit auch bestehende Strukturen reproduzieren. Erst wenn Lehrende sich selbst in der Verknüpfung als aktive Mitkonstrukteur_innen von Geschlecht verstünden, könnten sie an die Lebenswelten von Studierenden und an Inhalte der Lehre anknüpfen (S. 147). Mit Blick auf die Analysen zu Neutralisierungsprozessen von Geschlecht bei Lehrenden bleibt die Forderung nach Genderreflexivität und Genderkompetenz damit aktuell (S. 180). Die Notwendigkeit einer Verschränkung von beruflichen Biografien mit Konzepten des pädagogisch-didaktischen Handelns und mit reflexiven Zugangsweisen der Lehrenden in Bezug auf den Einfluss von Gender auf die eigene Biografie und Lebensweise scheint auch im 21. Jahrhundert nicht obsolet.

Zusammenfassend betonen die Autor_innen im *fünften Kapitel*, dass keinesfalls „von immensen Gleichstellungserfolgen und nachhaltigen, strukturellen Änderungen in der Ordnung der Geschlechter ausgegangen werden“ (S. 182) kann. Sehr pointiert wird resümiert, dass *Doing Gender while Doing Science* eine zentrale Praktik ist, die die Dethematisierung von Gender in Fachkulturen ausmache (S. 186). Die Autor_innen betonen, dass im Hochschulsystem weiterhin stabile Beharrungstendenzen in den Geschlechterverhältnissen wirken und die bestehende hierarchische Genderordnung „nicht einfach durch (oft zeitlich begrenzte) Programme zu durchkreuzen, geschweige denn nachhaltig zu demokratisieren ist“ (S. 197). Alle, die an Debatten um Hochschule und Geschlecht oder Gender in akademischer Lehre interessiert sind, finden in diesem Buch und den dargestellten Erkenntnissen spannende Anregungen und Einblicke. Der Studie ist eine breite Rezeption zu wünschen, denn sie ist sowohl für weitere Forschungsaktivitäten als auch für geschlechtersensible Lehre und Genderpolitik in Hochschulen wertvoll und zu empfehlen.

Zur Person

Sabine Klinger, Dr. phil., Universitätsassistentin am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft an der Universität Graz. Arbeitsschwerpunkte: geschlechterreflektierende Sozialpädagogik, Bildungswissenschaft, Gender Studies, soziale Ungleichheit und Migration.

E-Mail: sabine.klinger@uni-graz.at

Lisa Malich

Helga Krüger-Kirn, 2016: Die konstruierte Frau und ihr Körper: Eine psychoanalytische, sozialwissenschaftliche und genderkritische Studie zu Schönheitsidealen und Mutterschaft. Gießen: Psychozial-Verlag. 350 Seiten. 39,90 Euro

Wie lässt sich der weibliche Körper denken, ohne ihn zu essentialisieren? Auf welche Weise werden kulturelle Geschlechtervorstellungen Teil der individuellen Subjektivität? Diesen gewichtigen Fragen widmet sich die Geschlechterforscherin und Psychoanalytikerin Helga Krüger-Kirn in ihrem Buch *Die konstruierte Frau und ihr Körper*.

Dazu nimmt die Autorin einen seit den 1990er-Jahren unterbrochenen Dialog zu Geschlecht wieder auf, nämlich den zwischen psychoanalytischen Ansätzen einerseits und soziologischen, kulturwissenschaftlichen bzw. diskurstheoretischen Perspektiven andererseits. Dieses Unterfangen ist deshalb wichtig, weil Krüger-Kirn zu Recht eine theoretische Leerstelle in Bezug auf die konkreten psychischen Mechanismen konstatiert, durch die soziale Geschlechterrollen jeweils spezifische Körpervorstellungen hervorbringen. Diese Leerstelle betrifft nicht nur den akademischen Bereich der Geschlechterforschung, sondern prägt auch psychodynamische Praxisfelder. Denn gerade in den Settings der analytischen Psychotherapie dominieren häufig noch biologisierende Ansätze, die von traditionellen Geschlechtervorstellungen geprägt sind. Zur Relevanz des Buches trägt außerdem bei, dass hier die Materialität und die Erfahrung des Körpers in den Mittelpunkt gestellt werden. Solche Aspekte sieht die Autorin nicht zuletzt in den diskurstheoretischen Ansätzen, die aktuell weite Teile der Geschlechterforschung prägen, zu wenig berücksichtigt, weshalb sie diese mit phänomenologischen und psychoanalytischen Konzepten zu fassen versucht.

Um die „Trias von Körper, Diskurs und Subjektivierung“ (S. 23) zu theoretisieren, zieht Krüger-Kirn eine beeindruckende Vielfalt an heterogenen Ansätzen und Autor_innen heran – von den Philosophien Judith Butlers, Michel Foucaults oder Helmuth Plessners über soziologische Perspektiven, etwa von Paula-Irene Villa und Sabine Hark, bis zur Ethnologin Mary Douglas oder dem Säuglingsforscher Martin Dornes; von den kulturwissenschaftlichen Ausgangspunkten Angela McRobbies über historische Arbeiten, z. B. von Joan Scott und Thomas Laqueur, bis zu unterschiedlichen psychoanalytischen Standpunkten, etwa von Helene Deutsch, Luce Irigaray oder Donald Winnicott.

Diese Breite wird zunächst durch den übersichtlichen Aufbau des Buches in zwei Teile eingegrenzt – in einen theoretischen und einen empirischen Teil. Im Theorieteil beschäftigt sich das erste Kapitel mit der Rolle des Körpers in den psychoanalytischen Konzepten von Freud, Lacan und Laplanche. Dabei arbeitet Krüger-Kirn heraus, dass all diese theoretischen Zugänge die Bedeutung des Intersubjektiven für den Zugang zum eigenen Körper betonen. Vor diesem Hintergrund seien soziokulturelle Faktoren

stets an der Subjektkonstitution beteiligt. Daran schließt sich ein bündiges Kapitel zur feministischen Psychoanalyse an, in dem die Kritik an phallogozentrischen Positionen vorgestellt wird und die Autorin – verständlich und präzise – Bezug auf verschiedene theoretische Erweiterungen nimmt, wie etwa durch die US-amerikanische Analytikerin Jessica Benjamin. In ihrer Darstellung solcher feministischer Ansätze betont die Autorin, dass diese Ansätze psychosexuelle Entwicklungsprozesse stets mit gesellschaftlichen Strukturen in Verbindung setzten und besonders die zuvor oft marginalisierte Tochter-Mutter-Beziehung in den Vordergrund rückten. Hierauf folgt ein Kapitel zu dekonstruktivistischen Körperdiskursen, in dem zunächst die Auseinandersetzung mit den Positionen Judith Butlers zentral ist. Interessant ist dabei, dass Krüger-Kirn detailliert auf die – ansonsten häufig vernachlässigte – Bezugnahme Butlers auf psychoanalytische Theorien eingeht. Auf diese Weise werden Butlers Konzepte zum melancholischen Geschlecht und zum Homosexualitätstabu anschaulich gemacht und in Beziehung zu Konzepten innerhalb der Psychoanalyse gesetzt. Wertvoll ist, dass die Autorin hier darauf hinweist, dass homosexuelle Begehrensstrukturen gerade in analytischen Interpretationen der Tochter-Mutter-Beziehung stärker beachtet werden sollten. Weniger gut nachvollziehbar ist allerdings, warum anschließend im selben Kapitel auch leibphänomenologisch orientierte Ansätze, wie der von Gesa Lindemann, aufgeführt werden. In einer etwas knappen und vagen Argumentation werden diese ebenfalls dem Dekonstruktivismus zugerechnet und als zu einseitig sprachbezogen kritisiert. Den Abschluss des Theorieteils bildet eine Diskussion aktuellerer psychoanalytischer Theorien, in der Krüger-Kirn etwa auf die Mentalisierungsforschung oder Françoise Doltos Theorie zu Körperbild und -schema eingeht. Bezüglich der Einflussfaktoren auf die weibliche Entwicklung hebt sie die kulturelle wie materielle Bedeutung des ‚inneren Genitals‘ (S. 137) hervor, ebenso wie die häufige Tabuisierung weiblicher Geschlechtsorgane – so fehle bereits in elterlichen Interaktionen mit kleinen Mädchen oft die entsprechende sprachliche Benennung hierfür. Diese begriffliche Leerstelle erschwere die narzisstische Identifizierung mit dem eigenen Körper.

Insgesamt finden sich in den Kapiteln des Theorieteils immer wieder klare und sehr gut lesbare Zusammenfassungen und kritische Diskussionen der jeweiligen Ansätze. Etwas verwunderlich ist allenfalls, dass trotz des breiten Theorierahmens kein Bezug auf die Ansätze des ‚New Feminist Materialism‘ (vertreten z. B. von Karen Barad oder Elizabeth Wilson) genommen wird, bei denen die Materialität des Körpers ebenfalls im Fokus steht. Positiv hervorzuheben ist dagegen, dass Krüger-Kirn in Bezug auf psychoanalytische Theorien nicht nur die ‚üblichen Verdächtigen‘ wie Lacan nennt, sondern auch aktuellere psychodynamische Konzepte aufgreift. Diese übersichtlichen Darstellungen dürften besonders für Leser_innen, die sich bislang wenig mit Psychoanalyse beschäftigt haben, ein großer Gewinn sein und eignen sich partiell sicherlich auch als Einführungstexte für die Lehre.

Der zweite Teil des Buches umfasst eine ausführliche empirische Studie, in der 30 psychoanalytische Fallberichte aus Frau-Frau-Behandlungen untersucht werden. Im Vordergrund steht besonders die Thematisierung des geschlechtlichen Körpers. Eine

zentrale These lautet dabei, dass sich in den jeweiligen Körpermetaphern abgewehrte Bedürfnisse und kulturell tabuisierte Identitätsaspekte finden. Angesprochen werden hier Themen wie Schönheitsideale, Bulimie, Kinderwunsch, Schwangerschaft und Abtreibung, die die Autorin versucht, jenseits von Naturalisierungen zu analysieren. Zu diesem Zweck werden in Unterkapiteln einzelne Fälle vorgestellt, die dann oft sehr knapp theoretisch eingeordnet und psychoanalytisch interpretiert werden. Durch die enorme Fülle an Material und einzelnen Fallgeschichten wird hierbei allerdings der Anschluss zu den im theoretischen Teil vorgestellten konzeptuellen Schwerpunkten nicht immer deutlich. Hinzu kommt, dass die Autorin in ihrer Untersuchung weitere theoretische Ansätze hinzuzieht, etwa Bourdieus Habituskonzept. Dagegen wird hier das Homosexualitätstabu – das sich beispielsweise auch in einer libidinösen Beziehung zwischen Analytikerin und Analysandin hätte zeigen können – nur noch selten aufgegriffen. Auch an zuvor erklärte kulturelle Einflüsse auf Vorstellungen körperlicher Zweigeschlechtlichkeit wird kaum mehr angeknüpft. Da stattdessen immer wieder auf Genitale und Körperprozesse wie Menstruation verwiesen wird, entsteht mitunter der implizite Eindruck eines universalistischen Weiblichkeitskonzepts. Das hätte sich wohl durch den Einbezug heterogenerer Fälle vermeiden lassen, etwa durch empirisches Material zu weiblichen Identitäten ohne ‚inneres Genital‘ oder zu queeren Subjektivitäten. Durch die Dichte und Komplexität einiger Fallbeschreibungen mögen manche Darstellungen wohl gerade für Leser_innen ohne gute Kenntnisse psychoanalytischer Ansätze und Terminologie eher schwer zugänglich sein. Dennoch sind einige der Fallgeschichten durchaus gewinnbringend – beispielsweise die differenzierte und sehr interessante Diskussion von Abtreibung, ein Thema, das in der Geschlechterforschung ebenso wie in der Psychologie sicher mehr Aufmerksamkeit verdient hätte.

Zusammenfassend handelt es sich um eine sehr gut geschriebene, innovative Analyse, die sich durch intellektuellen Scharfsinn auszeichnet. Das Buch ist kultur- und sozialwissenschaftlich arbeitenden Geschlechterforscher_innen mit Interesse für psychoanalytische Theorie zu empfehlen, ebenso wie Psychoanalytiker_innen oder Psychotherapeut_innen, die nach zeitgemäßen Ansätzen der Genderforschung suchen. Das Buch bietet nicht nur einen reichhaltigen Überblick, sondern kann auch wichtige Inspirationsquellen liefern und neue Debatten anstoßen.

Zur Person

Lisa Malich, Jun.-Prof. Dr., Juniorprofessorin für die ‚Wissensgeschichte der Psychologie und Psychotherapie‘ an der Universität zu Lübeck. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte der Reproduktion, Geschlechtertheorien, Psychologiegeschichte.

Kontakt: Institut für Medizingeschichte und Wissenschaftsforschung, Königstraße 42, 23552 Lübeck

E-Mail: malich@imgwf.uni-luebeck.de

Frauke Grenz

Nadine Baltzer/Florian Cristobal Klenk/Olga Zitzelsberger (Hrsg.), 2017: *Queering MINT. Impulse für eine dekonstruktive Lehrer_innenbildung*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. 317 Seiten. 34,90 Euro

Welche Anregungen und Herausforderungen liefert die Queer Theory für die Lehramtsausbildung? Dieser Frage widmet sich *Queering MINT. Impulse für eine dekonstruktive Lehrer_innenbildung*. Mit dem 2017 erschienenen Sammelband legen die Herausgeber_innen Nadine Baltzer, Florian Cristobal Klenk und Olga Zitzelsberger ein Grundlagenwerk für die heteronormativitätskritische Lehramtsausbildung nicht nur im Rahmen der MINT-Didaktik vor, das auf der Grundlage des Lehr- und Forschungsprojekts *Gender-MINT: Verbesserung der Unterrichtsqualität in den MINT-Fächern*, angesiedelt an der TU Darmstadt, entstanden ist. Ziel des Bandes ist es, (angehende) Lehrer_innen über die queeren Impulse der insgesamt 18 Beiträge zu einer heteronormativitätskritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Profession anzuregen. Auf diese Weise sollen Diskriminierungen aufgrund von Geschlecht und sexueller Orientierung aufgezeigt und abgebaut werden.

Der Sammelband ist in drei Kapitel gegliedert: Während sich das erste Kapitel der *Bedeutung geschlechterwissenschaftlicher und queerer Theorien für Pädagogik und Bildung* widmet, konzentriert sich der zweite Teil auf *Gender- und queerinformierte Ansätze in Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik*. Das dritte Kapitel schließlich vereint weitere *Dekonstruktive Impulse für die Lehrer_innenbildung*. Einleitend begründen die Herausgeber_innen den Fokus auf (angehende) Lehrer_innen mit deren Multiplikator_innenfunktion sowie der in Deutschland existierenden Schulpflicht. Besondere Bedeutung messen sie der Reflexion und Dekonstruktion gesellschaftlicher Konstitutionsbedingungen und fachspezifischer Konstruktionsmechanismen von Heteronormativität bei, die gerade in Bezug auf die (MINT-)Fachdidaktiken noch nicht ausreichend berücksichtigt werden. Auch die Herausgeber_innen selbst entziehen sich diesem Reflexionsprozess nicht und positionieren sich kritisch als westlich-akademische Autor_innen.

Im ersten Beitrag hinterfragt *Barbara Rendtorff* gängige Analysen zur Passung von Mädchen und MINT-Fächern und stellt diesen eine Reflexion über strukturierende symbolische (Geschlechter-)Ordnungen entgegen. Um Mechanismen der Vereindeutigung entgegenzuwirken, regt si_er zu produktiven Irritationen an. *Jutta Hartmann* diskutiert in ihr_seinem Beitrag Herausforderungen der Queer Theory für Ausbildung und Praxis von Pädagog_innen und Lehrer_innen. Si_er zeigt, wie durch rigide heteronormative Diskursstrategien über Emotionen Subjektpositionen nach einer Wir-und-die-Andere-Logik erzeugt werden, reflektiert über Subjektivierung als machtvollen Prozess der Differenzierung und fragt nach den Bedingungen für eine heteronormativitätskritische Praxis. Auch *Susanne Luhmann* beschäftigt sich in sein_ihrem Beitrag mit den

Gelingensbedingungen einer queeren Pädagogik und analysiert die Grenzen des ‚Safe-Space‘-Konzepts an nordamerikanischen Universitäten. Über eine historische Betrachtung des ‚Safe-Space‘- und Sicherheitsdiskurses entlarvt di_er Autor_in Sicherheit als Illusion, die im Falle der Safe-Space-Kampagnen neue Normalisierungen, Ausschlüsse und Gewalt hervorruft. Eine queere Pädagogik unter Berücksichtigung der postkolonialen Perspektive zielt hingegen bewusst auf produktive Verunsicherungen. Die postkoloniale Perspektive, insbesondere auf den Bildungsbegriff, spielt auch im Beitrag von *Astrid Messerschmidt* eine große Rolle. Di_er Autor_in übt Kritik am deutschen Intersektionalitätsbegriff, der Unterdrückungsverhältnisse in den Hintergrund geraten ließe, und erinnert an den politischen Gehalt des Intersektionalitätsansatzes. In Abgrenzung zu Kompetenzkonzepten blickt si_er aus einer dekonstruktiven bzw. differenzreflexiven Perspektive auf die Professionalisierung von Lehrkräften und entwickelt Ansatzpunkte einer immanenten Heteronormativitätskritik. *Heinz-Jürgen Voß* entwickelt in ihr_seinem Beitrag ebenfalls eine intersektionale Perspektive. Vor dem Hintergrund einer Reflexion der aktuellen Situation von Hauptschüler_innen sowie des Europäischen Qualifikationsrahmens für lebenslanges Lernen zeigt si_er, dass Kategorisierungen die Grundlage des kapitalistischen Wirtschaftssystems darstellen. Rassismus und Sexismus dienen hier als Legitimationsstrategien für die Einteilung von Menschen in Besitzende und Arbeitende.

Das zweite Kapitel umfasst sechs Beiträge, in denen gender- und queereinformede Ansätze für die MINT-Fächer vorgestellt werden. In ihrem Beitrag diskutieren *Anina Mischau* und *Sascha Martinovic* anhand von feministischen und genderorientierten Analysen mathematischer Schulbücher Möglichkeiten und Grenzen von dekonstruktivistischen Perspektiven für die Mathematikdidaktik. *Florian Cristobal Klenk* macht in sein_ihrem Aufsatz deutlich, dass auch in einem Fach wie der Informatik, das auf einer binären Kodierung basiert, heteronormativitätskritische und geschlechterdekonstruierende Perspektiven möglich sind. *Helene Götschel* konzentriert sich in ihr_seinem Beitrag insbesondere auf die naturwissenschaftliche Hochschullehre und zeigt am Beispiel einer Mechanik-Vorlesung mögliche Unterbrechungen heteronormativer Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen auf. Für das Fach Chemie analysiert *Markus Prechtl* in sein_ihrem Beitrag Doing-Gender-Prozesse im Risikoverhalten beim Umgang mit chemischen Substanzen am Beispiel von YouTube-Mutproben adoleszenter Personen. *Malin Ah-King* problematisiert normative Annahmen von Gender und Sexualität in biologischen Narrativen und zeigt, wie queertheoretische Perspektiven im Biologieunterricht dazu beitragen können, die binären Kategorien Sex/Gender sowie Hetero-/Homosexualität infrage zu stellen und die historischen Produktionsweisen von Wissen aufzuzeigen. *Birgit Hofstätter* und *Anita Thaler* entwerfen in ihrem Aufsatz schließlich ein Konzept für eine queer-feministische, transdisziplinäre Technikdidaktik, die den Fokus auf den Kontext, in dem Technik gestaltet, hergestellt und verwendet wird, sowie auf die hier relevanten Machtverhältnisse lenkt.

Das dritte Kapitel vereint queere Ansätze für weitere Fachdidaktiken und allgemeine dekonstruktive Impulse für die Lehramtsausbildung. *Kathrin Schulz* analysiert

in ihr_seinem Beitrag Anforderungen, Voraussetzungen und Bedingungen für eine die geschlechtliche und sexuelle Vielfalt fördernde Schulpädagogik im Unterrichtsfach Sport. Di_er Autor_in plädiert dafür, dem Fach Sport ebenfalls den Status eines MINT-Fachs zuzuschreiben, und fordert eine Verankerung der Auseinandersetzung mit Genderthemen im hessischen Kerncurriculum. *Sylvia Weyrauch* liefert fachdidaktische Impulse für eine genderorientierte Lehrer_innenbildung im Berufsschullehramt Körperpflege am Beispiel des Friseur_inberufs. Anhand einer empirischen Interviewstudie mit Lehrkräften zeigt *Markus Hoffmann*, dass schulische Sexualerziehung von Schüler_innen und Forscher_innen als mangelhaft wahrgenommen wird. Das Ergebnis schreibt si_er einem Professionalisierungsdefizit zu und spricht sich für eine Lehrer_innenprofessionalisierung durch Reflexion aus. Diese spielt auch im Beitrag von *Insa Curic* und *Lisa Freieck* eine wichtige Rolle, der sich mit der rassismuskritischen Lehrer_innenbildung beschäftigt. Aus einer macht- und differenzkritischen Perspektive betrachten die Autor_innen pädagogisches Handeln als dominanzgesellschaftlich involviert und plädieren dafür, Widersprüche und Verunsicherungen als Lernmoment zuzulassen. Eine machtkritische Perspektive steht auch im Fokus des Aufsatzes von *Renée DePalma*. Di_er Autor_in äußert Kritik am Konzept des biologischen Geschlechts und zeigt, wie über eine Beschäftigung mit trans(gressiven) Körpern gelernt werden kann, dass die naturwissenschaftliche Realität in ihrer Vielfalt häufig unsere sozialen Erwartungen übersteigt. *Sandra Winheller* beschäftigt sich in sein_ihrem Beitrag allgemein mit einer genderinformierten Lehrer_innenbildung. Di_er Autor_in sieht im Konzept der Genderkompetenz Möglichkeiten für einen reflektierten Umgang mit geschlechtlichen Konstruktionsmechanismen. Im Gegensatz hierzu entwickeln *Christine Winkler* und die Herausgeber_innen *Nadine Balzter*, *Florian Cristobal Klenk* und *Olga Zitzelsberger* in ihrem Beitrag ein kritisch-dekonstruktives Professionalisierungsverständnis vor dem Hintergrund einer Reflexion der wesentlichen Impulse des Gender-MINT-Projektes.

Mit dem Sammelband ist es den Herausgeber_innen gelungen, die Bandbreite an Perspektiven geschlechter- und queertheoretischer sowie -informierter Ansätze für Pädagogik, Bildung und Lehramtsausbildung abzubilden. Trotz der Diversität der unterschiedlichen Beiträge bleiben diese (fast) konsequent heteronormativitätskritisch. Unglücklich erscheint lediglich die Titelwahl und die damit einhergehende etwas künstlich wirkende Kapitelaufteilung. Während *Queering MINT* und der Fokus des zweiten Kapitels auf die MINT-Fachdidaktik suggerieren, es handele sich um eine Publikation, die sich insbesondere an (angehende) Lehrer_innen und Fachdidaktiker_innen der MINT-Fächer richtet, ist der Sammelband vielmehr als ein Grundlagenwerk für eine dekonstruktive Lehrer_innenbildung insgesamt zu sehen.

Zur Person

Frauke Grenz, M. A., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaften, Abteilung Erziehungswissenschaft, Arbeitsbereich Geschlechterforschung der Europa-Universität Flensburg. Arbeitsschwerpunkte: Gender und Queer Studies, Bildungs-, Diskurs- und Subjekttheorien, Diskursanalyse.

Kontakt: Europa-Universität Flensburg, Auf dem Campus 1a, 24943 Flensburg

E-Mail: frauке.grenz@uni-flensburg.de